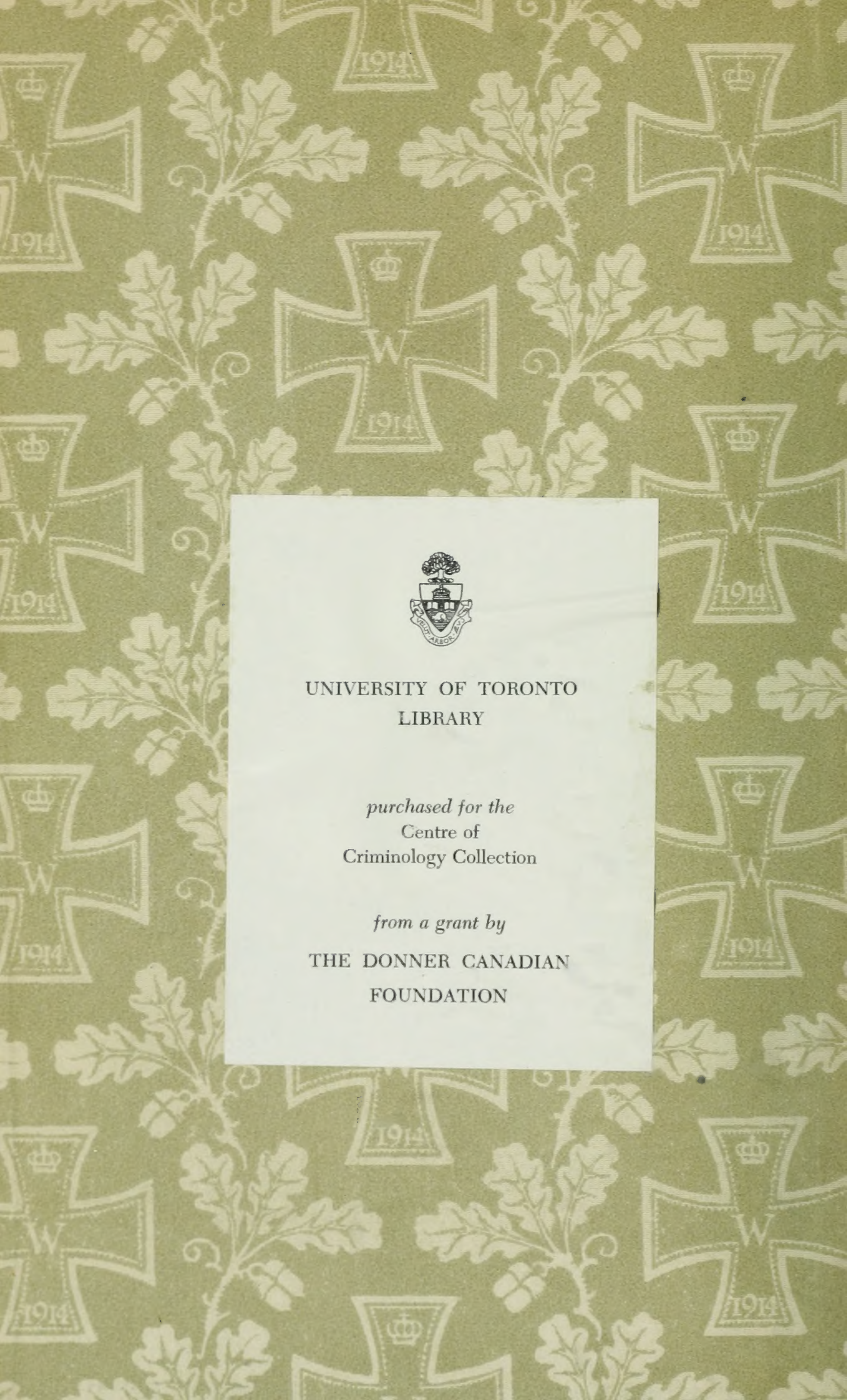
Wilh. Conr. Gomoll

Im Kampf gegen Rußland und Serbien




W
1914



Ein Meisterschuß.

Die Kirche von Stryków an der Landstraße Zgierz-Lowicz, auf deren Turm die Russen Beobachter und Maschinengewehre aufgestellt hatten. (Vgl. Seite 141.)

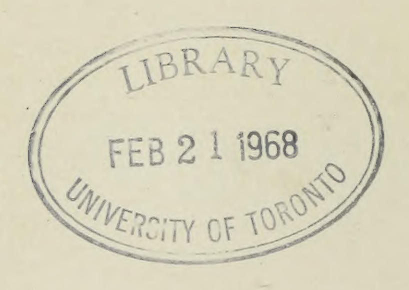
Im Kampf gegen Rußland und Serbien

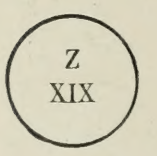
Von

Wilhelm Conrad Gomoll



Leipzig: F. A. Brockhaus · 1916


LIBRARY
FEB 21 1968
UNIVERSITY OF TORONTO


Z
XIX

Den Kämpfern der Ost- und Südostfront.

Wenn das Vaterland auf dem Spiele steht, gibt es für niemanden Rechte, dann hat jeder nur Pflichten.

Ernst v. Wildenbruch.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Auftakt: „Das Volk stand auf"	1
Erster Teil: In Schlesien und Südpolen	3
Erstes Kapitel. In der schlesischen Grenzmark	3
Zweites Kapitel. Ausblicke — Eindrücke — Grenzfahrten	6
Drittes Kapitel. Die russische Offensive großen Stils	14
Viertes Kapitel. Über Czenstochau an die Front	19
Fünftes Kapitel. Im Hügellande zwischen Warthe und oberer Pilica	29
Sechstes Kapitel. Alarm in Krasawa	37
Siebentes Kapitel. Beim Stabe der Division Bredow	46
Zweiter Teil: Bei der Armee Mackensen	55
Achtes Kapitel. Von Süd- nach Nordwestpolen	55
Neuntes Kapitel. Lodz	63
Zehntes Kapitel. Schlachtfelder und Kampfstätten um Lodz	67
Elftes Kapitel. Höhe 260	77
Zwölftes Kapitel. Die Einnahme von Lowicz	80
Dreizehntes Kapitel. Unter russischen Gefangenen	86
Vierzehntes Kapitel. Deutsche Feldweihnacht in Polen	92
Fünfzehntes Kapitel. Bei der Armeegruppe Linsingen im Rawka-Bzura-Gebiet	97
Sechzehntes Kapitel. In den Rawkalagern um Bolimów	102
Siebzehntes Kapitel. Seiner Majestät Geburtstag im Felde	108
Achtzehntes Kapitel. Episoden aus Wólka-Lasiecka	113
Neunzehntes Kapitel. In den Infanteriestellungen hinter Joachimów und Mogily	118
Zwanzigstes Kapitel. Der Sturm auf Humin	123
Einundzwanzigstes Kapitel. Der Kaisertag von Nieborów	139
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Skierniewice und die kaiserlichen Forsten an der Rawka	147
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Bei den österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern an der Czarna	153
Vierundzwanzigstes Kapitel. Osterfrieden im Felde	161
Dritter Teil: Durch Galizien	174
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Auferstehungszeit	174
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Auf galizischer Erde	177

Seite

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnów . . . 179
Achtundzwanzigstes Kapitel. Am Morgen nach der Schlacht . . . 186
Neunundzwanzigstes Kapitel. Über den Dunajec . . . 190
Dreißigstes Kapitel. Die wilde Jagd zum San . . . 193
Einunddreißigstes Kapitel. Die Schlacht von Jaroslau . . . 199
Zweiunddreißigstes Kapitel. Kampf und Sieg um Przemyśl . . . 206
Dreiunddreißigstes Kapitel. Przemyśler Bilder . . . 215
Vierunddreißigstes Kapitel. Lemberg . . . 224
Vierter Teil: Bei der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern . 231
Fünfunddreißigstes Kapitel. Streifzüge zwischen Bzura und Pilica 231
Sechsunddreißigstes Kapitel. Räumung der Blonielinie . . . 239
Siebenunddreißigstes Kapitel. Der Aufmarsch gegen Warschau . . 243
Achtunddreißigstes Kapitel. Warschauer Einzugsmarsch . . . 247
Neununddreißigstes Kapitel. Warschau deutsch-feldgrau . . . 253
Vierzigstes Kapitel. Östlich der Weichsel und nach Weißrußland hinein 260
Einundvierzigstes Kapitel. Das tausendseitige Bild . . . 265
Zweiundvierzigstes Kapitel. Im Kampf um Nowo-Georgiewsk . . 272
Dreiundvierzigstes Kapitel. Der Ehrentag von Nowo-Georgiewsk . 277
Fünfter Teil: Serbische Kriegsbilder . . . 291
Vierundvierzigstes Kapitel. Der große Donauübergang der Balkanarmee . . . 291
Fünfundvierzigstes Kapitel. Um und in Belgrad . . . 300
Sechsundvierzigstes Kapitel. Semendria . . . 312
Siebenundvierzigstes Kapitel. Bei den Bulgaren . . . 319
Achtundvierzigstes Kapitel. Kolonnenmarsch auf Kraljevo . . . 327
Neunundvierzigstes Kapitel. Quartiernöte . . . 339
Fünfzigstes Kapitel. Durch das Tal der Tausend Wasser . . . 345
Einundfünfzigstes Kapitel. Höhenkämpfe im serbisch-mazedonischen Schollengebirge . . . 357
Zweiundfünfzigstes Kapitel. Im Kriegslager bei Raška . . . 367
Dreiundfünfzigstes Kapitel. Die Deutschen in Novipazar . . . 375
Vierundfünfzigstes Kapitel. Zurück über die vereiste Ibarstraße . 383

Vorwort.

Vom Großen Generalstab des Feldheeres wurde ich zum Kriegsberichterstatter bestimmt und vom Großen Hauptquartier Ost dazu bestätigt. Was ich von den Kämpfen gegen Rußland und Serbien kennen lernte und miterlebte, sind Ausschnitte aus der Front in Polen, Galizien und der Balkanhalbinsel. Ich suchte niemals das Absonderliche; es schwebte mir allein vor, den verbündeten Truppen und ihren im Osten und Südosten vollbrachten fast übermenschlichen Leistungen im vollen Erfassen ihres nie geschwächten Tatwillens gerecht zu werden. Von dem männlichen Geist, der sie beseelt, wollte ich Zeugnis ablegen und damit zwischen der Heimat und den Kampftruppen in Feindesland eine Verbindung herstellen.

Mit diesem Buche möchte ich aber auch zugleich noch allen deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Kommandostellen, Stäben und Offizieren der Front, die mir Förderung, Gastlichkeit und Kameradschaft zuteil werden ließen, besonderen Dank sagen.

Nur in einigem verändert, gebe ich in dieser Auswahl meiner Aufzeichnungen das wieder, was ich unter frischen Eindrücken im Felde geschrieben habe. Die eingefügten Bilder, die das Wort lebendiger werden lassen sollen, sind ausschließlich eigene Aufnahmen, die ich mit meiner Goerz-Tenax-Kamera machte, die mich in all den Monaten treulich begleitet hat.

Im bulgarischen Okkupationsgebiet,
Leskovac, Januar 1916.

Wilhelm Conrad Gomoll.



Auftakt:
„Das Volk stand auf“ . . .

Ein stilles Zimmer mit Büchern war meine Welt. In diese Ruhe hinein brandeten die Glockenrufe, die die Mobilisierung einläuteten, und so wie mir ging es Hunderttausenden in deutschen Landen: der Frieden der bürgerlichen Arbeit war mit einem Handstreich ausgelöscht! Ein Neues, Großes, Unbegreifliches fing an: das Volk stand auf! Aus drückender Gewitterschwüle fuhr es wie ein Wetterleuchten und schaffte reine Luft. Man konnte freier atmen, und vor den Augen sanken alle Schleier. Krieg! Das gewaltige, furchtbare Wort, nun war es in aller Munde, und merkwürdig, niemand sagte es mit dem Ausdruck des Schreckens! Denn alle fühlten einmütig, daß das Größte, das Höchste auf dem Spiele stand: Sein oder Nichtsein des Vaterlandes.

Wie mit Zauberkräften zueinandergetrieben, erhoben sich die Parteien: alle Gegensätze schwanden. Deutschlands Wohl und Wehe war das Geltende, und der Vaterlandsbegriff stieg über den Millionen der Volksmassen wie ein leuchtendes Zeichen empor. Am 31. Juli 1914 sprach Kaiser Wilhelm vom Balkon des altersgrauen Berliner Schlosses zu den ihm zujubelnden Scharen von der ernsten Stunde, die für Deutschland und das deutsche Volk hereingebrochen war. „Neider überall“, so waren seine Worte, „zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe . . ., daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können.“ Aus dem Gefühl, daß nach einem freventlichen Spiel der Friede gebrochen worden war, lebte in der Stunde, die am 1. August 1914 die entschiedene Abwehr, die Mobilisierung unseres Heeres, brachte, ein Jauchzen und Jubeln in der Reichshauptstadt auf, das sein Echo im ganzen Lande fand.

Besonders stark zeigte sich aber die zur Tat erwachte Volkskraft in dem Andrang der Kriegsfreiwilligen, die überall zu den Waffen eilten. In Berlin waren es allein schon in den ersten Tagen über

eine Million; denn Jugend und Alter wollten unter den Fahnen gegen die Überzahl an Feinden mitkämpfen. Nur ein kleiner Teil konnte eingestellt werden, und unter den vielen, die tagelang von einer zur andern dicht umlagerten Kaserne liefen, lief auch ich erfolglos mit: denn daheim, trotz Frau und Kind, lag es wie ein Druck, wie ein Unerfülltsein auf mir. Mit hinaus können, so wie die andern, die nun schon Tag für Tag mit klingendem Spiel ausrückten! Wohin man kam, sah man sie. Im Morgengrauen, in den Nachtstunden und im hellen Mittagslicht der schönen Augusttage marschierten sie, ritten sie, und immer waren sie umdrängt von Volksmassen, die ihnen, den Feldgrauen, entgegenjubelten.

Wer erinnert sich nicht dieser Tage? Wer sieht Deutschlands Söhne nicht wie damals blühend, kraftstrotzend vorüberziehen? Sie trugen alle ein Lachen auf den hellen Mienen, während sie singend, mit klingendem Spiel oder beim dumpfen Klang der Trommeln davonzogen. Ja, so war es: sie lachten und sangen. Blumen und Eichenlaub schmückten ihnen, Offizieren und Mannschaften in gleichem Maße, die Brust, den Helm, die Waffen, die sie im Kampfe um den Bestand des Reiches, um die Zukunft unseres Volkes führen sollten.

Mit Geduld habe ich einige Wochen ausharren müssen, dann aber sollte sich mein sehnlichster Wunsch, mit hinaus zu können, erfüllen. Ich erlebte in Berlin noch die Feierlichkeit der großen Kriegsbettage, als tausendköpfige Menschenmengen sich in und vor dem Dom zusammenfanden. Ich stand zwischen dem Bismarckdenkmal und dem kuppelübertürmten Reichshause, als die Inbrunst der gottergebenen Choräle von rauschenden, brausenden Vaterlandsliedern abgelöst wurde. Und ich jubelte mit den andern am wiedererwachenden Sedanfest beim Einzug der ersten in die Reichshauptstadt eingeführten Kriegstrophäen: Geschütze und Fahnen, als sich wieder einmal Unter den Linden die Volksmassen stauten und sich auf jede Lippe ein Dankwort für unsere nun schon im Feuer vor dem Feinde erprobten Truppen drängte. Im Westen war Belgien durchschritten, so daß die Siegesfahnen schon wehen durften. Im Osten jedoch drohten die Millionenheere des Zarenreiches, die sich gegen die Grenzen Deutschlands und Österreich-Ungarns heranwälzten.

Erster Teil:
In Schlesien und Südpolen.

Erstes Kapitel.

In der schlesischen Grenzmark.

Zunächst hieß es auch für mich, die große militärische Tugend zu erproben und weiter auszubilden: in Geduld warten. Man fragt nach keinem Grund und wartet. Man wartet einfach, bis ein Befehl kommt. Man wartet und hat nur die eine Verpflichtung, stündlich bereit zu sein. — Der Zustand war nicht gerade angenehm, zumal die Ausrüstung für den russisch-polnischen Winterfeldzug besorgt und alle Papiere vollständig in Ordnung waren. Draußen auf den Kriegsschauplätzen wurde gekämpft und marschiert, und da ich nach dem Osten sollte, standen naturgemäß die Ereignisse vor Warschau für mich im Vordergrunde des Interesses.

Vor Warschau! . . . Jeder Tag brachte von neuem die Nachricht, in welchem Maße der Vormarsch durchgeführt wurde. Man las im Generalstabsbericht zwar nicht viel mehr als Kilometerzahlen und ein paar noch nie gehörte, schier unaussprechbare Ortsnamen. Aber das genügte doch. Die Karten vom Westen und Osten lagen auf dem Tisch, und so konnte das Vorrücken auf beiden Fronten verfolgt werden, und im Osten sprach man schon von der Weichsel, von Iwangorod, Grójec und Góra-Kalwarja. Einmal hieß es sogar: Kavalleriepatrouillen seien schon bis auf 14 Kilometer an die Hauptstadt von Polen herangekommen. War es denn da noch immer nicht Zeit, hinausgeschickt zu werden? Die Eroberung Warschaus, den Einzug der deutschen Truppen in die Weichselfestung, das durfte doch nicht verpaßt werden! — Nun, ich habe ihn ja auch nicht verpaßt; doch ziemlich ein Jahr hat es damit noch Zeit gehabt, und mancherlei sollte geschehen, mancher harte Kampf noch von unsern braven Feldgrauen ausgefochten

werden, ehe es dazu kam, daß die schwarz-weiß-roten Fahnen über Warschau wehten.

Eines Morgens aber, nachdem es mir doch des Sitzens, Kartenlesens und In-die-Ferne-Sehens genug zu sein schien, fuhr ich ab. „Sehen Sie zu, wie weit Sie kommen", hatte man mir in Berlin bei der vorgesetzten Dienststelle des Stellvertretenden Großen Generalstabes gesagt. Ich reiste nach Schlesien und ahnte nicht, daß ich schon wenige Tage nach diesem Aufbruch und ohne recht die Grenze überschritten zu haben, inmitten des wildesten Kriegsgetümmels stehen würde.

An sich war die Reise schon interessant. Alles deutsche Land lag ruhig. Doch je weiter es von Berlin fort ging, um so stärker wuchs das Gefühl für die angebrochene große Zeit. In den Ostprovinzen, den ersten Truppenversammlungsräumen gegen Rußland, lagen die Etappenhauptorte, denen alles zugeführt wurde: Truppennachschübe, Munition, Verpflegung, Heeresbedarf aller Art. Die Strecken waren mit riesigen Transportzügen belastet, und an sich war es verwunderlich, daß der D-Zug ohne jede Störung nach Breslau kam.

Breslau. Der Begriff Grenzland festigte sich; denn wer damals in der Hauptstadt der Provinz eintraf, empfing sofort einen kriegerischen Eindruck. Was man im Lande gesehen hatte, verstärkte sich: Schlesien erschien als eine waffenstarrende Provinz, als ein Teil des Walles, der bestimmt war, das dahinterliegende Reich zu schützen. Von West nach Ost hatte ich das Land durchquert, und überall sah ich Truppen. Doch in Breslau war die Zahl des noch in der Stadt liegenden Militärs so groß, daß ich den Eindruck empfing: wir können allen kommenden Entwicklungen, die dieser uns freventlich aufgezwungene Krieg noch bringen mag, mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen.

Von der Stärke der im Osten stehenden Reserven erhielt man aber erst die richtige Vorstellung, wenn man noch weiter in die Grenzgebiete Oberschlesiens kam. Von Stadt zu Stadt bot sich den Augen immer wieder das gleiche Bild; alle Bahnhöfe standen gedrängt voll Militär! Das war ein unentwegtes Kommen und Gehen. Die Züge — nur Militärlokalzüge — waren mit Soldaten voll-

gesteckt. In das Rädergeratter der fahrenden Wagen mischte sich herzerfrischendes, fröhliches Singen. Und draußen von den Wagenwänden blickten Karikaturen, Scherze auf Rußlands damals noch zu leicht gewogene Wehrmacht, zwischen grünen Gewinden und winkenden Fähnchen auf die auf den Bahnsteigen stehenden Bürgersleute.

Man muß die deutschen Jungen auf solchen Fahrten beobachtet haben! Kraftstrotzend füllten sie die endlosen Wagenreihen, steckten auf den Bahnhöfen die Köpfe zu den Fenstern hinaus und waren in jedem Augenblick zu Scherz und übermütigen Wortgefechten aufgelegt. Die Damen der Bahnhofsverpflegungsdienste haben es nicht immer leicht mit ihnen gehabt; denn es machte den Eindruck, als ob sie gewillt wären, irgendwie auf Vorrat zu essen, wenn sie die aufgeschlagenen Kaffeeküchen und Verpflegungszelte einmal gestürmt hatten.

In Breslau war ich Zeuge eines mitternächtigen Truppenausmarsches. Mit klingendem Spiel rückte Infanterie durch die noch lebenerfüllte Stadt. Kompagnie auf Kompagnie folgte, und wie vor Wochen trug wieder Mann für Mann seinen Blumenschmuck am grauen Rock, an Helm und Waffen, und Frauen und Kinder zogen mit. Halbwüchsige Bürschlein trugen dem Vater das Gewehr, der sein jüngstes Kind noch einmal auf dem Arme hatte. Auf den Bürgersteigen drängten die Menschen; sie folgten den Truppenteilen bis weit hinaus in die Vorstadt, wo sie mit der Bahn verladen werden sollten. Halbdunkle, schon nachtstille Straßen wurden immer wieder wachgestampft von den taktfesten Soldatenschritten, und die Einwohner stürzten an die Fenster, um den vaterlandsliedersingenden, vorüberziehenden Volksmassen zuzuwinken und den Soldaten herzliche Worte zum Geleit mit auf den Weg zu geben. Trommelwirbel verhallten ... Da aber wurde von neuem Trompetenklang in der Ferne wach. Kavallerie und Artillerie folgten dann; sie zogen durch andere Straßen, aber es war das gleiche, lebendige und erhebende Bild: wieder jubelnde Bürger, wieder fest zuschreitende Soldaten, aus deren Schritten der unbeugsame Wille aufklang, nach siegreichem Kampfe mit Ehren heimzukehren. Ich mußte in dieser Nacht an Arndts Schlachtgesang denken:

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten, klingt!
In deutscher Treue alle Brüder,
Hinein! Es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg nach Hause bringt.

Alte und Junge waren unter den Mannschaften, die der graue Waffenrock alle gleichgemacht hatte, die fröhlich dreinschauten und über deren Lippen ein kernhaftes Soldatenlied seinen Weg in die Nacht hinausfand.

Ja, ein waffenstarrendes Schlesien habe ich auf diesen ersten Kriegsfahrten durch die vor Polen hingestreckten östlichen Grenzmarken unseres Vaterlandes gefunden. Doch diese soldatische Wehr war es nicht allein, die mir das Herz froh machte; denn ich sah auch die nicht hoch genug einzuschätzenden Kräfte in Ackerbau und Industrie sich regen. Das alles bedeutete in seiner Einheit Deutschlands Zukunft. In den Städten und Dörfern gingen Bürger und Bauer mit Fleiß und Ruhe der täglichen Beschäftigung nach. Keine der vielen Lebenswurzeln lag bloß, kein Zweig des vieläſtigen Baumes hing matt. Es trug wohl alles den Stempel einer ernsten, schweren Zeit, aber nichts war abgestorben in diesen deutschen Grenzbezirken, die das verschleierte Tor von Rußland, Polen, direkt berührte. Und daß das in der so oft als gefährdet genannten Ostmark der Fall war, schien mir in hohem Maße bemerkenswert.

Zweites Kapitel.

Ausblicke — Eindrücke — Grenzfahrten.

Wie im Westen und in des Reiches Mitte, so hörte man damals auch an seiner Ostgrenze, daß die kriegerischen Ereignisse in Polen trotz allem und allem nicht recht in Fluß kämen. Es genügte dem Laien nicht, daß die Truppen marschierten. Man erwartete große Entscheidungen, wo noch keine fallen konnten. Durch die Erfolge der Westarmeen verwöhnt: Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen — eine Kette glänzender Waffentaten —, erwartete man auch im Osten

einen bedeutsamen Schlag: den Fall der schweren Weichselfestung Warschau.

Die Aufgaben wurden verkannt; denn allein schon der demonstrative deutsche Aufmarsch vor der Festung hatte mit ungeheuren, aus dem verwahrlosten Lande kommenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Armee — und jetzt darf es ja gesagt werden: eine wahrlich kleine Armee, da zuerst nur schwache Kräfte für die Operationen gegen Rußland angesetzt worden waren — mußte durch ganz Polen hindurch. Schon durch das Gebiet von Kujawien und Masowien, von der Provinz Posen aus, ist der Anmarsch nicht leicht; doch konnte er, da ein Zusammenarbeiten der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere vorgesehen war, nur von Schlesien her vorgenommen werden. Und so kamen die über Kalisch und Lodz, Czenstochau, Nowo-Radomsk, Petrikau und von Bendzin und Krakau über Radom und Kielce führenden ungünstigen Straßen dafür in Betracht. Es galt namentlich in Südpolen, auf Straßen, die eigentlich keine Straßen sind, den Vorstoß zu unternehmen; denn dort waren fast alle Wege grundlos, da die Russen den Bau fester Landstraßen nur in ganz geringem Umfange durchgeführt hatten. Jeder Reisende, der Rußland zum ersten Male betritt, wundert sich über die außerordentlich schlechten Wegeverhältnisse des Zarenreiches, und unter diesem Mangel an nach unsern Begriffen ordnungsgemäß ausgeführten großen Verkehrsstraßen hatten auch unsere Truppen, besonders die nachrückenden Verpflegungs- und Munitionskolonnen, zu leiden. Doch alle Strapazen des Anmarsches wurden mit einer beispiellosen Zähigkeit überwunden. Die Armee drang bis gegen Warschau vor und leistete schon damit Außerordentliches: sie zog russische Kräfte auf sich, die vom Feinde gegen Galizien mit angesetzt werden sollten.

Eine merkwürdige Erscheinung war, daß der Krieg gegen Rußland nicht so wie der gegen Belgien, Frankreich und England, fast möchte ich sagen, volkstümlich wurde. Woran das lag? ... Man sah in Frankreich zunächst den alten Erbfeind und erkannte in England den Ränkeschmied, den Vater all des ausgebrochenen schweren Unheils. Dann aber war man in dem großen Irrtum befangen, daß die russische Armee der deutschen kein ausschlaggebender Gegner sein könne.

Die während der ersten Kriegswochen immer wieder auftauchenden Gerüchte über die schlechte Ausrüstung des russischen Soldaten, über die Untauglichkeit der feindlichen Artillerie führten zu Trugschlüssen, erwiesen sich aber den an der Front Einsicht Gewinnenden sehr bald als haltlose Hirngespinste, und zur Ehre unserer gleich mit Beginn des Krieges gegen Rußland fechtenden Soldaten mußte dem nachdrücklichst entgegengetreten werden. Gerade die schwachen deutschen Ostkräfte hatten vor einer langen, offenen Grenze große, schwere Aufgaben zu erfüllen, und der Krieg in Russisch-Polen, der namentlich dem Westen Deutschlands so fern lag, war alles andere als ein Kinderspiel. Es handelte sich um das Überwinden eines zahlenmäßig ungeheuer überlegenen und zähen Gegners, dessen aufgestelltes Heer — wahrscheinlich unter der Kontrolle der geldleihenden französisch-englischen Bundesbrüder — so gut ausgerüstet war, daß wir vieles davon lernen konnten. Durch eine gerechte Einschätzung des Gegners ehrten wir aber auch unser eigenes Heer, das sich viele Monate mit ihm herumschlagen sollte und überall, wo es ihn richtig anpacken konnte, schon damals Erfolge errang, die in ihrer Größe überwältigend zu nennen sind. Tannenberg und hundert Namen in Ostpreußen, in Masuren verkünden, was sie Großes geleistet haben. Glanztage der deutschen Armee für alle Zukunft erstanden! Waffentaten wurden vollbracht, die, aus dem eisernen Tatwillen des Oberbefehlshabers der Oststreitkräfte, Generalfeldmarschall von Hindenburg, geboren, den Namen dieses deutschen Heerführers, zusammen mit denen der ihm unterstellten Truppen, mit goldenen Lettern in unsere Kriegsgeschichte eintrugen.

Armeen des Gegners sind zusammengebrochen, sind vernichtet worden, und die deutschen Korps, die all das zuwege brachten, haben Anstrengungen der schlimmsten Art auf sich genommen. Es war ein heldischer Geist in ihnen lebendig, der ihren Willen, ihre Tatkraft zum Ungeheuerlichsten sich aufschwingen ließ. Und nur durch diesen Geist, Geist von Hindenburgschem Schlage, konnten sie leisten, was sie geleistet haben.

Von alledem erfuhr ich auf meinen Grenzfahrten in Schlesien, die von Posen bis hinunter in das schornsteinüberragte Industriegebiet führten. Aber auch jenseits der Grenze fühlte ich vor.

Polen — bisher für mich ein fremder Begriff — enthüllte sich, und wo ich auch seinen Boden betrat, erfüllte es mich mit Schaudern. Hatten die russischen Generale nicht verkündet, daß sie die Überbringer der russischen Kultur an das unter dem Joche des preußischen Militarismus schmachtende deutsche Volk sein würden? Aufrufe dieser Art waren in Ostpreußen angeschlagen worden. Und dann entpuppten sich ihre Regimenter und Heerscharen als ausgemachte Räuberbanden, als Mordbrenner und Frauenschänder, deren Wüsten nur ein Gegenstück in dem Verhalten der marodierenden französischen Soldateska hatte, das den Geschichtskundigen aus den Jahren preußischer Knechtschaft unter gallischem Joche bekannt ist.

Und nun lernte ich auch russisches Land kennen! Es starrte im Schmutz; es lag in elender Verkommenheit. Mir war, als käme ich aus hellem Tag plötzlich in die tiefste Nacht. Trostlose Öde herrschte überall. Zerfallene Hütten standen an den Wegen; es folgten verwahrloste Dörfer und Städte. Menschen lebten darin, denen Elend und Not aus den Augen sah; denn die an sich arme Bevölkerung wurde nun durch den Krieg in noch größere Armut gestürzt, da das Land keine Vorräte besaß. — Die Gegensätze wirkten immer wieder hart und schlagend, so oft ich in jenen Tagen an irgendeiner Stelle die Grenze überschritt. Ich kam mit festen Begriffen aus Deutschland, aus Schlesien, das nicht nur einer großen Rüstkammer glich, einer Welt im Harnisch, sondern auch eine Welt des Friedens war. Während in Polen das Land entweder brach lag oder dort, wo der Pflug darüber hingegangen, schon vom Kriegsgeschick in Mitleidenschaft gezogen war, standen in den deutschen Grenzmarken die Felder saftgrün, gleich weichen Teppichen.

Eines Tages durchfuhr ich mit einem der wenigen verkehrenden Militärlokalzüge das Gebiet von Oberschlesien. Der Zug, der fauchend vorwärtszog, zählte über achtzig Achsen und führte nur eine ganz geringe Zahl von Personenwagen mit. Ich saß in einem solchen, der angefüllt war mit dienstlich reisenden Offizieren, jungen, frischen Menschen, denen Lebensfreude und Kampfeslust hell aus den Augen leuchteten. Kriegszeit und Kriegsgespräch: all die Dinge, die hier vorher berührt worden sind, führten auch auf jener Reise unsere

Gedanken zusammen. Das langsame, verwünschte 20-Kilometer-Tempo ließ uns Zeit zu unsern Betrachtungen. Wir sprachen von Belgien und Frankreich, von England, von Polen, und eine Ruhe ergriff uns im Angesicht des wundervollen, gemächlich vorbeifliegenden Landes. Wahrlich, wir hätten wohl die uns gestellten Aufgaben vergessen können, die es jedem in seiner Weise zur Pflicht machten, möglichst schnell und weit an den Feind heranzukommen, wären uns nicht an den Brücken und Kreuzungsstraßen der Bahndämme die Landwehrposten immer wieder zu Gesicht gekommen, die diese strategisch wertvollen Strecken sicherten. Aus rohen Brettern, die flüchtig zusammengeschlagen worden waren, hatten sich die Wachen Unterstände hergerichtet, die sie vor der Rauheit des Herbstwetters etwas schützten. Und daß dieses Vergessen überhaupt möglich sein konnte, ist bezeichnend für die Zustände, die in Schlesien herrschten.

Über Praszka war ich zwei Tage zuvor wieder aus Polen gekommen, und so empfand ich den Eindruck stärker als meine Mitreisenden, die vom Westen oder aus dem Reiche kamen. Wirklich, zwischen jenseit und diesseit der Grenze stand eine trennende Wand: dort regierte der Tod, hier das Leben. Ödes Land und gesegnete Felder — bettelnde Menschen und blühender Wandel, das waren die Gegensätze.

Wie stark diese Unterschiede aber auch von andern empfunden wurden, habe ich tags darauf bei unsern Soldaten beobachten können; denn nun begann das Überschreiten der oberschlesischen Grenze von unsern, auf dem überraschend plötzlich angetretenen Rückmarsch heranflutenden Truppen. Nach dem wechselnden Hin und Her des Krieges sah ein Teil von ihnen die deutsche Heimaterde wieder. Nicht alle, die zu ihnen gehörten, kamen mit zurück. Nein ... nicht alle! Denn vor Góra-Kalwarja hatte es heftige Zusammenstöße gegeben, und manch einer lag nun still in der kalten Erde des feindlichen Landes. Doch die, die kamen, die diese deutsche Friedenswelt nach wochenlangen schweren, von heißen Gefechten unterbrochenen Märschen wiedersahen, wußten nicht, was sie vor Freude machen sollten.

Feldgrau in des Wortes vollstem Umfange — denn sie waren über und über mit dem Staub und Schmutz der schlechten Straßen

Polens bedeckt — überschritten sie die schlesische Grenze, um an andern Orten neuen Aufgaben entgegenzugehen. Doch wie sie das taten, das war das Bezeichnende. Ich sah sie: mit Tränen in den Augen, mit jubelnden Liedern auf den Lippen grüßten sie die deutsche Erde, und es waren viele darunter, denen Schlesien nicht die Mutterscholle war. Ein Aufatmen ging durch ihre Reihen, ein Gefühl befreienden Glückes, deutschen Boden, und sei es auch nur für kurze Zeit, wieder einmal unter die Füße zu bekommen, anstatt der mageren Wüsteneien, die sie bis dahin durchzogen hatten.

In dem kleinen Städtchen Rosenberg hatte ich in einem freundlichen Bürgerhause auf der Großen Vorstadt ein Quartier gefunden: ein Dachstübchen, vor dessen Fenstern unten die Provinzialhauptstraße nach Lublinitz vorüberführt. Spätnachmittag war es, als ich auf dem Marktplatze stand und die ersten Infanteriekompagnien unvorhergesehen in die Stadt hereinmarschierten. Über die Straße, die nach Botzanowitz der Grenze entgegenläuft, die als enge Gasse auf den Markt einmündet, kamen sie bei regnerischem Herbstwetter an. Ein kleines Trommlerkorps schritt voraus. Schwerfällig, müde marschierten sie, erreichten den Ring und füllten ihn in wenigen Minuten bis in die letzten Winkel. Unbeschreiblich war der Jubel, der losbrach, als die Spitzen der Kompagnien so einrückten; denn jedermann begrüßte in Rosenberg, der ersten kleinen deutschen Stadt, die er wieder betrat, das Vaterland. Dumpf klangen die Trommeln und plötzlich, den Marschschritt laut übertönend, stieg als kraftvoller Sang „Deutschland, Deutschland über alles“ empor, so daß die Einwohner an die Fenster, auf die Straßen, auf den Marktplatz stürzten. Doch nur die ersten, die ganz Eilfertigen, kamen mit leeren Händen; die ihnen nachfolgten, trugen schon, was sie gerade fassen konnten, auf die Gassen hinaus. Sie stellten sich zu beiden Seiten der einmarschierenden Kompagnien auf und überschütteten die grauen Jungen mit ihren Gaben der Liebe. Männer und Frauen, alt und jung, und Kinder drängten herzu, überboten einander mit Zurufen. Aus den Bäckerläden traten Meister und Gesellen, Körbe voll Backwerk zwischen sich schleppend. Vor den Schlächterläden gab es Wurst, und schließlich mischten sich die Bürgermädchen scherzend unter die Soldaten, und sie wurden nicht müde, im

unermüdlichen Auf und Ab in jede der vielen sich ihnen entgegen-streckenden Hände Zigarren, Tabak, irgendeine Kleinigkeit hinein-zustecken. Ein wundervolles Bild war dieses durcheinanderschwirrende Getriebe. Aber damit war die Gebefreudigkeit der Bürger noch nicht erschöpft; denn am nächsten Tage bekam jeder Mann aus den aufgesam-melten Strickvorräten des Vereins vom Roten Kreuz noch eine voll-ständige Garnitur neuer Wollsachen.

Aber noch etwas sollte an diesem Tage die dort eingerückten Soldaten überraschen. Die Jungfrauenkongregation sandte, als das Abenddunkel hereingebrochen war, eine Abordnung auf den Markt, die vor dem dort stehenden Muttergottesbilde geweihte Kerzen aufsteckte und anzündete. Durch das Abenddunkel leuchteten die flimmernden Wachslichte vor dem hohen Standbilde der Mutter Maria, und sie brannten nun an jedem Abend, solange in der Stadt durchziehendes Militär lag. In der seitwärts des Marktes liegenden Hauptkirche beteten die Mitglieder der Kongregation, während draußen die Kerzen brannten, allabendlich für die Truppen und für den Sieg des deutschen Heeres.

Auf dem Marktplatz, mit den Bagagen eingerückt, standen nun die qualmenden Feldküchen. Gerade neben dem Standbild der Heiligen Mutter rauchte es aus ihren Schloten, drängten sich die Soldaten herzu, um den dampfenden Kaffee zu schöpfen. Am Abend, nachdem die Mannschaften in Bürgerquartieren untergebracht worden waren, gab es in jedem Hause ein Erzählen von Kriegserlebnissen. Was hatten die Braven nicht schon alles durchgemacht! Vom russischen Land wußten sie ein Lied zu singen. Von den Straßen, über die sie marschieren mußten, auf denen sie bei trockenem Wetter im Sande steckenblieben oder bei Regen im knietiefen, breiigen Schmutz ver-sanken. Riesigen Schlammbächen glichen schließlich diese hundert und mehr Meter breit ausgefahrenen, ausmarschierten Landwege, die als Chausseen auf den Karten eingezeichnet standen. Ungeheuerliches mußte von den Fußtruppen geleistet werden. In voller Bepackung gab es Gewaltmärsche über Gewaltmärsche. 35 und 40 Kilometer, das waren die Tagesdurchschnittsleistungen, um auf dem ersten Vormarsch in Polen den Russen den Boden unter den Füßen heiß werden zu

lassen. Vom Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein wurde marschiert. Zwei bis drei Stunden gab es Ruhe — drei wenn es hoch kam. Die Truppen fielen förmlich am Wege nieder, wenn es eine Raststunde gab. Wo sie lagen, wo sie saßen, schliefen sie, und doch standen sie zur bestimmten Stunde wieder bereit, und von neuem ging es mit Märschen und Gefechten an den Feind. Und dann die Quartiere! Kein guter deutscher Bauer sperrt sein Vieh so ein. — Viel Erbitterung klang in diesen Erzählungen mit, und doch voll und frisch waren ihre Stimmen, wenn sie vom Vaterlande sprachen, vom Siegeswillen der Truppe; denn der war ihnen allen erhalten geblieben.

Das sind in Rosenberg, in Lublinitz und all den andern kleinen oberschlesischen Städten aufregende Tage gewesen. Truppen vom Morgen bis zum Abend. Immer neue Truppen von Tag zu Tag. Das kam, rastete kurz und flutete vorüber. Deutsche Regimenter und zwischendurch österreichisch-ungarische Verbände, Divisionsstäbe, Meldereiter, Signaltrompeter, zwischendurch Kavallerie, Kriegslazarettabteilungen, lange Bagagenzüge: schwere deutsche Kolonnen und der landesübliche galizische Fuhrpark. Die Einwohner wußten nicht mehr, was los war. War das Flucht vor den Russen? Standen die Horden, die Ostpreußen verwüstet hatten, nun auch vor der Grenze Schlesiens?... Zaghaft wurden die Fragen gestellt, doch gab es nie Antworten; denn die Leute wußten ja selber nichts. Sie wußten nur, daß sie von einem siegreichen Gefecht zum andern vorwärtsgegangen waren, und daß es dann mit einem Male hieß: Zurück, alles zurück. Und daß sie wieder marschierten, täglich in neuen Gewaltmärschen, bis sie in Schlesien waren.

Viel haben diese kleinen oberschlesischen Landstädte in diesen Tagen hergeben müssen; denn von der Einquartierungsfülle, die sie ertragen mußten, läßt sich schlecht ein Bild vermitteln. Stadt und Land war überschwemmt. Und die Bürger, die Bauern, die zuerst mit vollen Händen freudig gegeben hatten, besaßen nun nicht mehr als das, was sie täglich unter Mühen zusammenbrachten: das Land war leer gefressen.

Noch einer Nacht will ich gedenken, der letzten, die ich in Rosenberg verbrachte. Wiederum hatte der Truppendurchmarsch fortgedauert.

Gegen Abend rückten noch Straßenbauabteilungen mit schweren Dampfwalzen auf die Große Vorstadt. Als schwarze Schattenkörper standen die Riesenwerkzeuge wie wegmüde seitwärts auf der Straße. Mittags war Artillerie von Lublinitz her vorübergezogen. Die Häuser hatten gezittert. Doch das war nichts gegen die furchtbaren Erschütterungen, die es dann in der Nacht, in den ersten Stunden des neuen Tages gab. Die Häuser bebten, die Fenster klirrten. Man fuhr aus dem Bett in die Höhe, und von Schlaf konnte keine Rede mehr sein; denn unaufhörlich rasselte und schlug, stampfte und stieß es die Straße entlang. Mörserbatterien fuhren vorüber. Schwerfällig, dröhnend rollten sie über das Pflaster hin, ratternd klapperten die Eisenteile, und gleichmäßig dumpf hallte zwischendurch der Marschschritt der Bedienungsmannschaften, unterbrochen vom Gestampf der schweren Pferde. Es war schon eine bitterkalte Nacht. Vermummt saßen die Fahrer, die Stangenreiter auf den angestrengt ziehenden Rossen. Fröstelnd hockten die Bedienungsmannschaften auf den Protzen.

Das war der Krieg. Wie ein schauerlicher Atemzug blies er, Furcht verbreitend, das schlesische Land an, vor dessen Grenzen sich aber Schleierwände für den Feind niedersenkten. Im Lande brandete die Arbeit des Waffenhandwerks hoch auf. Auf den Bahnen rollten die Truppen dahin. Alles wirbelte durcheinander, und doch ist wohl nie zuvor mit stärkerem Bewußtsein Schachzug auf Schachzug geführt worden, wie in diesen Tagen. Klarheit war alles; doch nur der gewann sie, der wußte, was geschehen sollte... Hindenburg und Ludendorff saßen über den Karten.

Drittes Kapitel.

Die russische Offensive großen Stils.

Die Neugruppierung unserer zurückgenommenen und mit absoluter Überlegenheit vom Feinde abgelösten Truppen war in vollem Gange. Es rollten noch immer die endlos langen Eisenbahnzüge durch die Gaue Schlesiens. Von Süden nach Norden wurden Infanteriemassen, Kavallerie, Artillerie in die neuen Verteidigungsräume gebracht,

und Trainkolonnen, deutsche und österreichisch-ungarische, waren in Bewegung, die nach dem ersten Feldzugsabschnitt der Monate August bis Oktober 1914 nun schon in echter kriegsmäßiger Verfassung vorüberrollten. Polen hatte sie arg mitgenommen, hatte sie des Glanzes der Friedenstage beraubt. Aus dem äußersten Südwinkel Schlesiens flutete das gesteigerte Leben heraus und herauf; immer neue Adern, alle Grenzübergänge, führten erneute Lebendigkeit zu. Vom oberschlesischen Industriebezirk bis nach Posen hinauf starrte das Land von Waffen; denn das deutsche und österreichisch-ungarische Militär marschierte auf allen Straßen, fuhr auf allen Bahnlinien vorüber. Jenseits der deutschen Grenze, in Polen, legte sich aber zur gleichen Zeit ein Wall fest, gegen den die Russen bald genug vergeblich andrängen sollten.

Der Wall ... Von Süden nach Norden baute er sich hauptsächlich im Zug der Warthelinie auf. Er wurde — gestützt auf Krakau, Czenstochau, Sieradz und angelehnt an die vor Thorn auf deutsches Gebiet übergehende Weichsel — die deutsche Abwehrstellung gegen die in hoher Zahl nachdrängenden russischen Armeekorps, deren Führer schon glaubten, in wenig Tagen in Schlesien und Posen zu stehen, und die sich schon, auf dem neuen Wege nach Berlin, in Breslau unter Siegesmusik einziehen sahen.

Die mit dem ersten verwüstenden Einfall in Ostpreußen geplante Überrennung der dort auf der Grenzwacht liegenden schwachen deutschen Korps sollte nun, da sie im Norden unter ungeheuren Verlusten für die Russen mißlungen war, von Schlesien und Posen aus versucht werden. Die russische Zähigkeit und das Anklammern an einen einmal gefaßten Gedanken machten sich bemerkbar, auch lockte das reiche, in hoher Blüte stehende oberschlesische Industriegebiet zu einem solchen Unternehmen. Jedoch: die Pläne und Hoffnungen des Feindes zerbrachen, die durch die schon bald nach Kriegsbeginn mit hochklingenden Worten angekündigte „russische Offensive großen Stils" bekannt waren. Durch das verblüffend schnelle und überraschend zielbewußte Handeln der deutschen Führer wurde dem russischen Schlag die Kraft schon von vornherein unterbunden; man kam ihm durch einen parierenden Stoß zuvor. Bevor die Russen ihre im erschwerten Anmarsch begriffenen überlegenen Kräfte zum Angriff auf die deutschen

Provinzen entwickeln konnten, packten die deutschen Truppen schon wieder zu. Die Russen mühten sich noch mit der Durchführung ihres geschlossenen Aufmarsches ab, da ihnen weder Bahnen noch Brücken zur Verfügung standen, die von unsern Truppen auf dem Rückmarsch durch Polen systematisch gesprengt worden waren. Alle für den Verkehr wichtigen Kunstbauten, einschließlich der Telegraphenverbindungen und der Marschstraßen selbst, waren nachhaltig zerstört worden. Die gründliche Ausführung dieser Arbeit war ausdrücklich befohlen, und sie wurde entsprechend durchgeführt, um den feindlichen Massen die Möglichkeit des schnellen Nachstoßens zu nehmen und damit die Loslösung vom Feinde und den neuen Aufmarsch der Truppen planmäßig durchsetzen zu können.

Vollkommen überraschend für die Russen kam denn auch das plötzliche Vorgehen deutscher Kräfte. Der russische Generalstab stimmte gerade in einem seiner Berichte ein wehleidig klingendes Lied über die dem russischen Vormarsch auf Schlesien und Posen bereiteten Schwierigkeiten an, als Kavallerieverbände der unter dem Befehl des Generals von Mackensen stehenden Armee aus dem zwischen dem Weichsel- und Warthelauf gelegenen neuen Hauptversammlungsraume Thorn—Wreschen hervorbrachen. Ihrer Aufgabe gemäß stießen sie bald mit russischen Kräften zusammen, die im Ner-Warthe-Abschnitt vorzudringen suchten. Sie schlugen sie und schwenkten von Norden her gegen die Flanke der russischen Hauptkräfte ein, die schon durch eine südliche Gruppe deutscher und österreichisch-ungarischer Verbände gefesselt worden waren.

Wie hinter einem großen Schleier, der dem Auge des Feindes die deutschen Bewegungen vollkommen entzogen hatte, brachen die neuen Angriffe hervor, die die Offensive der Russen zur Defensive werden ließen. Eine Umwandlung trat ein: die zweite deutsche Offensive in Polen begann.

Es war dem Oberbefehlshaber der verbündeten Oststreitkräfte bekannt, daß russische Armeen südlich der Weichsel in Galizien vordrangen und daß sämtliche im Innern Rußlands verfügbaren Truppen, vor allem die erstklassigen sibirischen und kaukasischen Korps, herangezogen worden waren. Man mußte also mit einer Gesamtstärke von



Kriegsberichterstatterfahrt auf der Feldeisenbahn.



Wie sie zur Ablösung in den Schützengraben einrücken.



Österreichisch-ungarische 30,5-cm-Mörser, feuerbereit, während des Richtens.



Kürassiere vor einem Schützengrabenunterstand.

annähernd 45 Armeekorps und zahlreichen verstärkenden Reservedivisionen rechnen, die in die neuen Kämpfe gegen Deutschland und Österreich-Ungarn eintraten. Um die Novembermitte setzte dann tatsächlich die große russische Angriffsbewegung mit einem Andrängen gegen die ostpreußische Grenze erneut ein. Bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau kam es bald zu heftigen Kämpfen, in denen aber die Russen erfolgreich abgewiesen wurden. An der Warthelinie leiteten Konin und Kolo mit Gefechten der vorfühlenden Heereskavallerie die Abwehr vor der posenschen Grenze ein. Und schon am 13. und 14. November konnte ein russisches Armeekorps bei der an der Weichsel gelegenen Industriestadt Wloclawek so geschlagen werden, daß es weichen mußte und zahlreiche Gefangene verlor, worauf am darauffolgenden Tage zwei zu Hilfe eilende Korps 50 Kilometer südsüdöstlich davon, bei Kutno, eine entscheidende Niederlage erlitten. Zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre bildeten die Schlachtbeute, und 28000 Gefangene, darunter zahlreiche Offiziere, mußten abtransportiert werden.

Schwächere deutsche Verbände unter dem Befehl des Generals von Morgen übernahmen nun die Verfolgung der nach Osten ausweichenden russischen Kräfte, während das Gros der Armee Mackensen nach Süden einschwenkte und beiderseits der kleinen Stadt Lenczyca über den Ner-Abschnitt vorging. Auch bei Dombie war es zum Kampfe gekommen, der für die deutschen Waffen damit endete, daß ein dort gestelltes russisches Korps vollkommen geschlagen wurde. Die Russen sahen durch diese Operationen ihre rechte Flanke bedroht und ließen, der Not gehorchend, den rechten Flügel ihrer II. Armee mit der Front nach Nordwesten zurückschwenken. So entstand die Linie Strykow, Kazimierz, Zdunska-Wola, und zwischen der nördlich im Kampfe stehenden IV. Armee und den im Raume um Lodz eingesetzten Kräften, zu denen auch noch die V. russische Armee als Verstärkung von Süden hinzugezogen worden war, klaffte eine Lücke, deren Vorhandensein sich bei dem nun einsetzenden unaufhaltsamen Vordringen der Deutschen auf Lodz bald genug empfindlich bemerkbar machen sollte.

Der russische Offensivstoß auf die Provinzen Posen und Schlesien, der nicht nur die vollkommene Überflutung dieser Grenzlande erstrebte, sondern im großen Stile die Öffnung der deutschen Grenzen für den

weiteren Vormarsch bezwecken sollte, war schon mit den bis dahin erzielten deutschen Gefechtserfolgen zersplittert, jedoch noch nicht gebrochen. Die schweren und umfangreichen Kämpfe um Lodz und Lowicz, die sich nun entspannen, ließen gegenüber den weitaus kleineren deutschen Korps die Gewalt der russischen Massen noch recht unangenehm fühlbar werden. Es gab Einzelheiten und Situationen höchst kritischer Natur, die die Entfaltung aller aufzubringenden Energie notwendig werden ließen. Nur durch den eisernen Willen der Führer und die ungeschwächte Zähigkeit der Truppen gelang es den deutschen Waffen, sich Erfolge zu verschaffen, die durch die sich später einstellenden Nachwirkungen erst den Beweis erbringen konnten, wie umfangreich und die ganze Lage beeinflussend sie gewesen sind.

Der Rückmarsch der deutschen und österreichisch-ungarischen Kräfte, der von der Weichsel her angetreten worden war, enthüllte sich nun aber vollkommen als eine wohldurchdachte Handlung. Der Oberkommandierende, Generaloberst von Hindenburg, stützte sich auf nichts anderes als eine napoleonische Kriegsweisheit, die besagt, die Kriegskunst bestehe darin, an der *bestimmten Stelle* im *gegebenen Zeitpunkt* die Übermacht zu haben. Das sei alles. Nicht darauf komme es an, wieviel Soldaten überhaupt der Feind zähle, sondern wieviel er im *entscheidenden* Augenblick nützlich zu verwenden vermöge, und *wie* er sie verwende. Und wie wußte Hindenburg der Übermacht zu begegnen? . . . Auch ihm war genau bekannt, daß die *Überlegenheit der Zahl* nur *einer* der Faktoren ist, der für den entscheidenden Sieg mitspricht. „Aber die Überlegenheit hat Grade, sie kann doppelt, dreifach, viermal so groß gedacht werden, und jedermann begreift, daß sie bei dieser Steigerung alles übrige überwältigen muß!" Clausewitz schrieb diese Worte, und der russische Faktor der Zahl, die *Millionenzahl*, sprach bei Iwangorod sein Machtwort, als er es den österreichisch-ungarischen Truppen nach ihrem ersten Aufmarsch dort unmöglich machte, die bis dahin von deutschen Kräften besetzten Stellungen im östlichen Teile des Weichselbogens noch länger zu halten. Durch einen allgemeinen strategischen Rückzug gegen die deutsche Grenze, hinter der die heimischen Bahnlinien zu jeder Truppenbewegung bereit lagen, mußte von neuem die Freiheit des Handelns

gesucht werden. Hindenburgs und Ludendorffs, seines treuen Generalstabschefs, Klugheit war es also, sich mit ihrem Heere und dem des verbündeten Österreich-Ungarn nicht den erdrückenden Massen der frisch aus ihren östlich der Weichsel gelegenen Versammlungsräumen vorstoßenden russischen Armeekorps auszusetzen. Ein neuer Operationsplan wurde für die verbündeten Armeen entworfen, der nach der späteren Bekanntgabe durch das Große Hauptquartier forderte: „Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten." — Der Bericht fügte hinzu, daß es für die Entscheidung in Polen an anderer Stelle irgend entbehrliche Kräfte zusammenzufassen gelte, und daß die neue Versammlung der Truppen in der Zeit zu geschehen habe, in der die Russen nur äußerst langsam zu folgen imstande seien. In Galizien wurde der Angriff der österreichisch-ungarischen Armee überlassen.

Bis in alle Einzelheiten auf das genaueste durchdacht und mit überlegener Sicherheit in die Wege geleitet, so stellten sich die die zweite Offensive nach Polen vorbereitenden und einleitenden Operationen dar. Die Ruhe, mit der das alles hinter dem Schleier der noch dicht vor dem Feinde schwärmenden Kavallerieabteilungen durchgeführt wurde, verbürgte den Führern unserer Truppen den Erfolg. Man handelte still und ließ dem Gegner die großen, lauten Worte; man wiegte ihn in seinen Hoffnungen, bis man ihn überraschend von neuem angriff und damit auch gleich wieder so traf, daß der Siegestaumel vom nun nicht mehr aufzuhaltenden Vormarsch auf Berlin doch eine erhebliche Abdämpfung erfuhr.

Viertes Kapitel.

Über Czenstochau an die Front.

Über Landsberg—Praszka, über Krzepice und Klobucko hatte ich es versucht, zu unsern Stellungen zu kommen. Marschkolonnen lagen auf den Straßen. In beiden Richtungen wurde marschiert.

Aus der Front herausziehende Regimenter strebten der deutschen Grenze zu, und andere, neue Truppen, Ersatzmannschaften für die am Feinde bleibenden Gruppen, marschierten nach Polen hinein. Die einen jubelten der Heimat entgegen, die andern fluchten und schworen Rache; denn nun lernten sie all die Schönheiten des heiligen Rußland kennen, die den Kameraden schon oft genug saure Tage verschafft hatten. Es war alles in Bewegung: aus dem scheinbar wild durcheinanderbrodelnden Chaos formte sich aber in wenig Tagen ein neues Armeegebilde, dessen innere Kräfte, genau abgemessen, sich zu einer Einheit fügten. Genau wie bei einem guten Uhrwerk griff alles ineinander: die Räder liefen ohne Schleifungen.

Nachdem die wie in Gärung begriffene Heeresmasse etwas in sich zur Ruhe gekommen war, fuhr ich erneut nach Polen hinein. Durch waldreiche Grenzgebiete führte mich die direkte Bahn nun von der oberschlesischen Kreisstadt Lublinitz nach der polnischen Fabrikstadt Czenstochau. Bei Preußisch-Herby, einem nur aus wenigen Häusern bestehenden Grenzflecken, ging es wieder auf russisches Gebiet hinüber, und ich konnte feststellen, daß dort schon in den wenigen Wochen seit dem Einmarsch unserer Truppen durch deutsche Arbeit vieles geleistet worden war, was die schroffen deutsch-russischen Grenzgegensätze bedeutend gemildert hatte. Man kam in Russisch-Herby nicht gleich im Schmutz um, stolperte auch nicht mehr über ungeebnete Wege und mitten auf den Straßen liegende Teile baufälliger Häuser, wie ich das vorher in andern Grenzorten gesehen hatte. Schlesische Landsturmleute standen als Wachen auf den Straßen; sie sagten, daß es nicht gerade leicht gewesen sei, dem deutschen Ordnungssinn so ohne weiteres zum Siege zu verhelfen. Doch es war geschehen. Und die Spuren dieser Art barbarischer Kriegserziehung machten sich schon bis nach Czenstochau hinein bemerkbar.

Was Rudyard Kipling später für England dichtete und was uns zum Lachen zwang: „Erhebe dich und mach dich auf zum Krieg, der Hunne ist an der Pforte", galt auch für Polen: der Hunne kam durch viele Türen in das Land hinein; er kam waffenklirrend, doch hinter ihm schritten Sauberkeit und Ordnung, die man im ganzen weiten russischen Lande nicht kennt.

Czenstochau, im Frieden eine regsame Fabrikstadt, lag still. Alle Betriebe stockten, und die Bevölkerung, meist Juden, stand auf den Straßen herum. Namentlich vor dem Bahnhof sammelten sie sich gern; denn dort gab es immer etwas zu sehen, wenn die aus Deutschland kommenden Militärzüge auf der jetzt toten Strecke einliefen. An sich war ihnen der Bahnhof schon interessant, da er mit seinen weiten Räumen zu einer regelrechten deutschen Kaserne geworden war. In allen Sälen, auf allen Gängen hausten „die Soldaten des Deutschen Kaisers", jenes merkwürdigen Mannes, dessen Name in aller Munde lebte. Wie oft, so gestanden die Juden im Gespräch, hatten sie schon zur Friedenszeit nur mit schwerem Herzen den Weg angetreten, der sie nach Geschäften in Schlesien wieder über die Grenze nach dem russisch, allzu russisch gewordenen Polen führte. „Herrleben, der Daitsche Kaiser! Ja, wenn . . .!" Und nun lagen seine Soldaten in ihrer Stadt, und sie mußten es ihnen nachsagen: sie hielten streng auf Ordnung — es mußte sogar am Schabbes die Straße gekehrt werden! —, aber ihr Regiment war milde. Die Anschläge und Verordnungen, die über die vorzunehmenden Requisitionen erlassen worden waren und die zum Schutze der Bevölkerung genau beachtet werden mußten — man konnte sie an allen Straßenecken in deutscher, polnischer und russischer Sprache lesen —, schützten jeden Bürger vor irgendwelcher Willkür.

Im großen Café an der zweiten Allee saß ich mit einem jüdischen Fabrikanten und sprach über die Lebensverhältnisse der Stadt. Gewiß, es war Krieg. Und jeder fühlte die Schwere der Zeit; denn es fehlte an allem, und was noch vorhanden war, stand im Preise so hoch, daß man es kaum bezahlen konnte. Und doch: Ordnung und Ruhe und Sauberkeit hatte der „Feind" gebracht. „Als der Russe noch da war, ging es drunter und drüber! . . ." Mitten in seinem Erzählen sprang der Mann auf. Er stürzte zum Fenster: deutsche Kavallerie ritt vorüber. Ulanen. Ihre Lanzenfähnchen flatterten hell im Winde; es flimmerte schwarz-weiß. „Das waren die, die zuerst kamen; Gott mög' geben . . ." Er sah sich scheu um und verschluckte den Rest des Satzes.

Draußen auf der breiten, baumbestandenen Straße marschierte bald darauf Infanterie vorüber. Das Pflaster ist hundsmiserabel,

so daß von einer sauberen Marschordnung der Truppe keine Rede sein konnte. Trommelklang, Pfeifenton. Die Stimmen von schmetternden Signalhörnern, hell und freudig. Die Volksmenge drängte sich an den Bürgersteigen. Vom Neuen Ring aus, einem ungeheuer großen, weitläufigen, viereckigen, mit baufälligen Häusern umstandenen Platz, entwickelt sich die erste Allee, die in die zweite und dritte übergeht und an die sich, in gerader Fortsetzung, die Ulica Panny Maryi anschließt. Direkt auf das weltberühmte und durch die Geschichte Polens bedeutungsvoll gewordene Kloster der Paulanermönche führt der Straßenzug zu. Was ließe sich aus ihm machen, der schön genannt werden müßte wie das Kloster, das ihn mit wundervoll malerischer Wirkung, auf einer Höhe stehend, abschließt! Prächtige alte Kastanienbäume, die hochstämmig sind und breite Kronen tragen, flankieren die Alleen, so daß die Straße, die ich leider nur herbstlich entlaubt sah, im Sommer einen herrlichen Eindruck machen muß. Läge die große Verkehrsader im Herzen einer deutschen Stadt, sie wäre ihre Seele; sie hätte sich schon längst zu einer Prunkstraße großen Stils entwickelt.

Doch wie sah diese „Seele" von Czenstochau aus, auf der sich die Juden in ihren langen Kaftanen drängten? Man stolperte über die seitlichen Fahrdämme auf die „Promenade", die zugleich von Fußgängern, Reitern und Wagen benutzt wurde, auf der Viehtreiber sich mit ihren Ochsen, Schweinen und Hammeln zwischen den Bürgern ergingen, denen das eine liebe Gewohnheit zu sein schien. Freilich, auch die Bedeutung der Fahrwege ist den Einwohnern unter deutschem Regiment bald klargemacht worden. Deutscher Ordnungssinn vertrug das auf die Dauer nicht. Als ich drei Wochen später zum dritten Male durch die Stadt kam, war der Promenadenweg das, was er sein sollte. Landsturmtschakos und blitzblanke Messinghelme der Czenstochauer Feuerwehrmannschaften hoben sich deutlich erkennbar ab aus der Masse der Judenkäppis, die dort spazieren geführt wurden; sie verrieten die Ordnungsorgane mit Polizeigewalt.

Was ich schon in Czenstochau kennen lernte, bestätigte sich später im ganzen von unsern Truppen besetzten Gebiet. Wir haben, nachdem die Front den Kampf mit der gegnerischen Armee entschieden

hatte, stets noch einen zweiten mit der Mißwirtschaft des Landes führen müssen. Der Krieg gegen Rußland zeigte sich als etwas ganz anderes als der Kampf an der Westfront. Unsere in Belgien und Nordfrankreich fechtenden Truppen stehen auf altem Kulturboden; in Polen dagegen ist Kultur ein fremder Begriff. Rußland hat die „Weichselgouvernements", wie die ihm zugefallenen Gebiete des ehemaligen Königreiches nach der Besitzergreifung genannt worden sind, nicht nur planmäßig in der Entwicklung gehemmt, sondern es hat die alte Kultur Polens, die in vielen Beziehungen einen Anschluß nach dem Westen suchte — die Rathäuser in Posen und Danzig, die Städte Warschau und Krakau geben Zeugnis davon —, rücksichtslos zerstört. Polen ist ein totes Land geworden zu einer Zeit, da die Zivilisation Europas mächtig vorwärtsstrebte. Der Druck Rußlands legte sich wie ein Alp über das ganze Gebiet und seine Menschen. Die Bauern wurden finster, abergläubisch, mißtrauisch und verschlossen. Die Städte sind arm, und das Elend in ihnen ist groß. Alles, was Westeuropa an selbstverständlichen Kulturgütern erwarb, blieb ebenso selbstverständlich dem von Rußland mit Berechnung niedergehaltenen Lande verweigert.

Diese Behandlung des ehemaligen Königreiches hatte aber System; denn Polen wurde mit Bezug auf Deutschland bezeichnend das „vordere Kriegstheater" genannt. Seine minderwertigen Wegeverhältnisse lassen ebenso wie die schlecht ausgebauten, jedoch für Rußland strategisch glänzend angelegten Eisenbahnlinien deutlich erkennen, daß es den Machthabern des Zarenreiches lediglich darum zu tun war, zwischen dem eigenen Staatsgebiet und dem Deutschlands eine Zone zu schaffen, die dem einmarschierenden Gegner möglichst viel Schwierigkeiten in den Weg stellen sollte.

Die „echt russischen" Verhältnisse des flachen Landes lernte ich denn auch zur Genüge kennen. Schon auf der am Tage darauf von Czenstochau aus angetretenen Frontfahrt konnte ich sie als Vorgeschmack dessen genießen, was in den folgenden Monaten kommen sollte.

Mit draußen zu sein, zu sehen, wie sie leben, was sie, unsere Feldgrauen, in ihren Lagern treiben, wie sie vor dem Feinde stehen und kämpfen, teilzuhaben an dem wunderbar großen Abwehrkampfe,

der nun so dicht vor des Reiches Grenze fortgeführt werden sollte, das war es, was mir Tag und Nacht nicht eher Ruhe ließ, als bis es mir möglich war, mitten unter ihnen zu stehen. Mit einer Gruppe von zwanzig Offizieren, denen ich mich schon in Schlesien angeschlossen hatte, machte ich die Fahrt. Es waren Herren, die als Ersatz zu der nun vor Oberschlesien auf der Wacht stehenden Division Bredow kommandiert worden waren. Mit anschließenden österreichisch-ungarischen Heereskräften zusammen bildete sie die Armeegruppe Woyrsch, die sich in den folgenden Grenzschutzkämpfen große Verdienste erwarb.

In klapprigen Czenstochauer Droschken angetreten, sollte diese Frontfahrt eine echte Kriegsreise werden; denn wir brauchten nach dem etwa 15 Kilometer entfernt liegenden Divisionsquartierort Olsztyn über 7 Stunden. Wären wir nicht durch das mitgeführte Gepäck an die elenden Wagen gebunden gewesen, wir hätten das Ziel im Fußmarsch schneller erreicht. Streckenweise blieben die Gefährte im Sande liegen. Wir stiegen aus und stampften nebenher, um die schlecht genährten Pferde zu schonen, die zusammenzubrechen drohten. Die aus Frankreich kommenden Offiziere fanden schließlich keine Worte mehr; sie waren auf ungünstige Verhältnisse vorbereitet, aber die Wege übertrafen alles, was sie befürchtet hatten.

Da es auf der staatlichen Straße nicht möglich war, vorwärtszukommen, fuhren die Kutscher querfeldein. Öde Felder, trostlose Heidestrecken; in Furten wurde die Warthe durchfahren. Eine Kolonnenstraße mußte ein Stück benutzt werden. Sie hatte anstatt der Wegsteine Pferdekadaver an den Seiten liegen — Tiere, die ein Opfer des Landes geworden waren. Aufgedunsen, stinkend, vom Raubgesindel der Wälder angenagt, von Krähenschwärmen, die das blutrot leuchtende Fleisch der aufgerissenen Leiber mit den Schnäbeln auswetzten, so lagen sie inmitten der Unwegsamkeit.

Stumpf zog die Bevölkerung an diesen Elendhaufen vorüber. Keine Hand wurde zur Feldbestellung gerührt. Warum denn auch? Wußte irgend jemand, was morgen sein würde? Für das Heute sorgte man zur Not, was dahinterlag, stand rätselvoll im Dunkel.

Unter Mühen kamen wir aber schließlich doch nach Olsztyn, das hinter Wäldern inmitten eines Hügellandes liegt. Romantisch von einer

alten Ruine überragt, die auf mäßig hohen Kalkfelsen steht — man sagt ihr nach, daß sie eine der schönsten Südpolens sei, der Rest einer von Kasimir dem Großen im 14. Jahrhundert erbauten Burg —, machte die breitaufgebaute Siedlung mit ihren vielen verfallenen und den wenigen einigermaßen gepflegten Gehöften zunächst einen malerischen Eindruck. Es wäre gut gewesen, wenn wir den hätten behalten können; doch das änderte sich beim Näherkommen schnell. Mit deutschem Militär aller Waffengattungen war die Ortschaft vollgepfropft, die mir noch am selben Abend von einem der dort ansässigen Juden als eine Stadt bezeichnet wurde. Ich war nicht wenig erstaunt über diese Bezeichnung; denn das kleinste, entlegenste Dorf in Deutschland befindet sich in einer weitaus besseren Verfassung. Durch alle Gassen und über den Markt mußte man, bis über die Knöchel bei jedem Schritt versinkend, schwer durch tiefen Sand waten. Fuhrparkkolonnen, Artillerie und Automobile saßen mit den Rädern bis zur halben Speichenhöhe in der überall aufgewühlten Erde, und wo nur ein Wagen sich mühsam vorwärtsarbeitete, hub ein Schimpfen über das Elend des Bodens an, über die Quälerei, die man den Tieren zufügen mußte.

Trotzdem es erst kurz nach 4 Uhr war, konnte wegen der einbrechenden Dunkelheit an ein Weiterkommen nicht mehr gedacht werden. Ganz plötzlich sanken die schwarzen Schleier des Abends hernieder, und in den Häusern wurde Licht angezündet, so daß man durch die nirgends verhangenen Fenster ungehindert in alle Räume hineinsehen konnte. Nach einem Quartier suchend, durchstreifte ich die schmalen Gassen und hatte dabei zum ersten Male Gelegenheit, beobachten zu können, wie sich unsere Soldaten in diesen elenden Baracken einrichteten. Wo es ging, hatten sie die gute Stube, in der die Ofenstelle ist, mit Beschlag belegt. Ging das nicht an, so hausten sie mit den Polen oder Juden in ein und demselben Raume, den dann auch das nicht immer einwandfrei hinzunehmende Hausvieh aller Art mit ihnen teilte. Kerzen, die ein mattes, flackerndes Licht verbreiteten, standen überall auf den Tischen, und ein heller, glühendroter Schein ging von den Herdecken aus, vor denen die Soldaten mit dem Kochen beschäftigt waren. Zu sechs bis zehn und mehr Mann hantierten sie geschäftig in den

niederen Stuben, wo von den Querwänden die eng gedrängten Reihen der Heiligenbilder leuchteten, unter denen stets die Schwarze Muttergottes von Czenstochau einen Ehrenplatz einnahm. Es waren schlechte, billige Farbendrucke, in windschiefen, minderwertigen Rahmungen, die den Räumen Glanz geben sollten.

Alles machte den dürftigsten Eindruck, und manch einem unserer wackeren Krieger wird es sicher sehr schwer gefallen sein, sich an die den sprichwörtlichen polnischen Wirtschaften entsprechende Umgebung zu gewöhnen. Doch daß es schließlich geschehen war, bewies der überall lebendig gewordene Frohsinn, durch den man sich die langen Abende zu verkürzen suchte. Merkwürdig aber berührte es mich, als ich, mit der brennenden Taschenlampe über die unebenen Wege einer Seitengasse vorwärtsstolpernd, mit einem Male die Klänge eines deutschen Liedes zu hören bekam. Im Nähertreten sah ich durch die blinden, schmierigen Stubenfenster des Hauses auf ein Häuflein der Unsern, das singend in einer verqualmten Stube saß. Und was war es, was die fröhliche Schar in der Erinnerung an die Heimat sang? Die Lorelei. Ich gestehe, daß mir das Lied stark ans Herz griff, denn im Hin und Her des Kriegsgetriebes hatten auf allen Straßen mehr rauhe als milde Worte mein Ohr gestreift. Und nun, ganz plötzlich, gerade dieses melancholische deutsche Volkslied!

In einem Eckhaus am Markt, dessen fehlende Glasscheiben durch vorgenagelte alte Bretter und dazwischen gestopfte Proviantsäcke ersetzt worden waren, trug man schon Stroh aus einer der benachbarten Scheunen in die Stuben, um die Lagerstätten für die Nacht zurechtzumachen. In dem nebenan gelegenen Hause, das nur noch zur Hälfte unter einem verfallenden Dach stand, war die Wache untergebracht. Ein Landwehrmann stand mit aufgepflanztem Seitengewehr fröstelnd davor und sah auf das irrlichternde Blitzen der Laternen, die wie in unruhigen Sprüngen über den jetzt im Dunkel riesengroß erscheinenden Markt pendelten. Kein Mensch verließ jetzt das Haus ohne Licht, um in der herrschenden Finsternis nicht mit einem andern zusammenzustoßen.

Erst nach langem Suchen kam ich in einem „Offiziersquartier" mit unter. Ein schlesischer Landwirt, Oberleutnant ten B......,

hatte es sich im Hause des Ortsvorstehers nach voraufgegangener gründlicher Säuberung der Wohnstube soweit wie irgend möglich gemütlich gemacht. Mit mehreren Offizieren zusammen fand ich im frischen Stroh ein Lager für die Nacht. Mit einigen Witzen und etwas „Vorjucken" krochen wir beherzt hinein. Wir lagen zu ebener Erde, auf Dielen, in deren breiten Fugen, unausrottbar, weil seit Generationen dort schon heimatberechtigt, einige Flohfamilien hausten, deren Kopfzahl nach den später festgestellten Wirkungen ganz stattlich gewesen sein muß.

Am nächsten Morgen nahm dann aber der Krieg eine doch etwas ernstere Form an. Nach dem Bürgerkalender war es ein Sonntag. Doch den gibt es für den Soldaten im Felde nicht, und so wurden wir gegen 5 Uhr nicht eben sanft durch einen Divisionsbefehl aus dem Schlaf gerissen. Der diensttuende Feldwebel stampfte um diese noch völlig schwarze Morgenstunde in die Stube hinein, leuchtete uns mit einer Blendlaterne in die Gesichter und meldete unserm freundlichen Gastgeber, daß die ihm unterstellte Kompagnie um 5 Uhr 30 Minuten gefechtsbereit zu stehen habe. Bald darauf waren überall um den Marktplatz und in der ganzen Ortschaft die Stuben hell. Jedermann rüstete sich; denn, so wurde mir erzählt, da es Sonntag sei, dürfe man schon ein Gefecht erwarten, weil, wie es die Erfahrungen gelehrt hatten, der Feind eine Heiligung des Sonntags nicht kenne. Überall war man beschäftigt; doch alle Arbeit, die getan wurde, war umsonst. Denn es geschah nichts, und man fing bald an, über den blinden Lärm zu schelten, durch den die Morgenruhe so zwecklos gestört worden war. Eine Gewißheit wurde uns aber durch mancherlei Anzeichen im Laufe der nun kommenden Stunden gegeben: es war etwas im Gange. Also noch weiter vor, um die Gefechtslinie möglichst ganz zu erreichen! Eine Gelegenheit zum Weiterkommen fand sich denn auch nach einigem Herumhören; ich konnte mit denselben Herren weiter, mit denen ich nach Olsztyn gelangt war.

Es gab eine schöne Wagenfahrt in den frühen Morgen hinaus. Durch wilde, unwegsame Waldgebiete führte die sogenannte Straße. Das Wetter war kühl, aber sonnig, so daß man von den Höhen, über die wir kamen, manchen schönen Ausblick in das wild und brach

daliegende Land hatte. Wieder ging es an dürftigen Äckern vorüber, an Feldern, die zwischen Ödland eingestreut lagen, auf denen noch die Futterrüben halberfroren standen. Merkwürdige Felsbildungen ragten aus dem weißgelben Sande empor, die in der Schroffheit ihrer Formen und in der Verwitterung stark an die Abhänge der Beskiden erinnerten. Überall stand wildes Nadelholz, dessen krüppelhafte Formen von der Magerkeit des Grundes und dem darunterliegenden Gestein sprachen. Weite wellige Linien entwickelten sich vor dem Auge; geschwungene, leicht ansteigende Ebenen wurden von Hügelrücken durchzogen, die immer kräftigere Gestalt annahmen, so daß sich daraus folgern ließ: wir kamen in das von zahlreichen Bergen und Tälern durchzogene Gebiet hinein, das sich dem weiter ostwärts gelegenen Gebirgsstock der Lysa Gora vorlagert, der, abgelöst vom Kerngebirge der Karpathen, in der Gegend von Kielce emporsteigt. Sollte es dort hinein zum Kampf gehen? Ideale Gefechtsstellungen ließen sich wohl finden; aber es gab dort auch sicherlich manche Schlupfwinkel zwischen ausgedehnten Waldgebieten, die die sich entspinnenden Gefechte zu schweren machen mußten. Nach längerer Fahrt kamen wir durch ein Dorf, und nun ging es aus einem mageren Talgrund, in dem die armselige Ortschaft steht, über mit Kalksteingeröll bedeckte Wege zu den Höhen hinan, auf denen in diesem Gefechtsabschnitt unsere Truppen ihre Stellungen eingenommen hatten.

Von einem Adjutanten geführt, der dem Stabe eines dort vor dem Feinde stehenden thüringischen Infanterieregiments angehörte, stieg ich nun allein den letzten Abschnitt des Bergweges empor und stand bald inmitten einer Batteriestellung. Nicht ganz auf der Höhe, sondern etwas zurückgenommen, waren die Geschütze, von kräftigen Erdwällen umgeben, trefflich verborgen eingegraben. Über die Höhe hinweg, von hinten als dünne, gelbe Linien zu erkennen, zogen sich wie schmale Saumpfade die Infanterie-Schützengräben um den Berg. Ich sah mich um. Zunächst hatte ich nicht das Gefühl, daß in jedem Augenblick feindliche Geschosse als Grüße herüberreichen könnten; denn die jenseitigen Höhenzüge mit den dazwischenliegenden grünen Waldtälern, die das Gefechtsfeld bildeten, lagen so friedlich im Glanz einer etwas blassen Morgensonne, daß der Gedanke an Kampf und

Schlachtendonner, an Not und Tod keine Nahrung finden konnte. Eine bewegte Landschaft, die nicht ohne seltsame Farbenreize war, breitete sich vor den Augen hin. Zwischen fernen Höhen schlängelte sich, hellblau aufleuchtend in dem dunkeln Grün bewaldeter Berghänge, die Wiercica als schmaler Streifen in der Richtung nach Nordost. Hätte nicht aus derselben Richtung ein steifer Wind schneidend über die kahle Kuppe Lysa Gora geweht, man hätte dort trotz der Geschützstellung und der Schützengräben beschaulich träumend in das Polenland hineinschauen können.

Fünftes Kapitel.

Im Hügellande zwischen Warthe und oberer Pilica.

Nach rechts und links von dem polnischen Dorfe Zrembice lagen in Abständen von einigen Kilometern ein paar Ortschaften, die, so ärmlich sie waren, als Stützpunkte für unsere Gefechtsaufstellung Wichtigkeit besaßen. Gerade die Höhe, die in der Mitte dieser Dörfer liegt, war ich hinangestiegen, und kurz nach meinem Eintreffen auf der Kuppe bewegte sich ein stattlicher Reiterzug auf unsere dortige Geschützstellung zu. In forschem Trabe kam die Gruppe näher. Es waren Lanzenreiter, Kürassiere, an deren Spitze Brigadegeneral von der D.... einherritt, der als Befehlshaber dieses Gefechtsabschnittes die Front inspizierte. Eine forsche, stramme Erscheinung, saß der General hochaufgerichtet im Sattel. Von dem mich begleitenden Regimentsadjutanten vorgestellt, sagte ich, welcher Wunsch mich hinausgeführt habe, und vom Pferde herunter bekam ich Handdruck und Gruß. Wir kamen nun schnell in ein Gespräch hinein.

„Sie kommen aus dem Vaterlande?" fragte der General. „Was haben Sie uns Neues zu erzählen? ... Wie steht es im Westen? ... Ist es wahr, daß ..?"

Ich versuchte auf all die auf mich einstürmenden Fragen knapp zu antworten. Es war das nicht leicht; denn sie überstürzten sich, da aus jeder Auskunft, die ich geben konnte, gleich ein paar neue

Fragen entsprangen. Eine Klage über den Mangel an Nachrichten wurde laut: „Wir sind hier draußen so gut wie ganz vom Heimatlande abgeschnitten. Die Feldpost kommt selten; sie erreicht uns schwer. Zeitungen kommen so gut wie gar nicht, und so im Dunkeln in der Welt herumzutappen, nichts anderes zu sehen als nur das, was gerade im eigenen Abschnitt vor sich geht, fordert doppelt unsere Kräfte."

Nach Möglichkeit suchte ich Bericht zu geben und erzählte, was ich vom schweren, aber unentwegten Kampfe gegen den dreifachen Feind im Westen, von dem Ringen um die England gegenüberliegende Küste und dann von der Alarmierung des Islams, von der Entrollung der Fahne des Propheten wußte, um die sich alle Mohammedaner zum Heiligen Kriege scharen sollten. Grüßend waren einige Offiziere der in der Nähe stehenden Batterie herangetreten, und es war nun eine Freude für mich zu sehen, wie sich General von der D.... im Sattel reckte und aufstellte, wie ihm und den andern Offizieren ein Leuchten und Flammen in die Augen kam. Und ich fühlte: Hoffnung auf das glückliche Ende unseres heißen, opferschweren Kampfes brauchte ich diesen Männern, die hier draußen im Osten auf der Wacht standen, nicht zu geben; denn die besaßen sie alle, da in ihnen der Wille zum Sieg stark und unerschütterlich lebte.

Wie kraftvoll dieser Wille in ihnen lebendig war, das empfand ich aus den strengen Zügen, die einem jeden unter ihnen das Gesicht scharf und hart gemacht hatten. Dieser Wille sprach aus ihren leicht umschatteten Augen, deren Tiefe ein fast unheimliches Glühen besaß; Augen, aus denen stechende Blicke brennend auffunkelten, wenn die Lippen mit knappen, geraden Worten sprachen. Neue Hoffnung war also dieses Leuchten und Flammen in den Soldatenaugen nicht, sondern es war die unermeßliche Freude, daß sich ihre Erwartungen erfüllen würden, daß es vorwärts ging, überall vorwärts ging, und sei es noch so langsam und schwer. Auch gegen England, so hofften sie, würde der Schlag kommen, gleichviel wann und wo. Auch ihnen, den Kämpfern im Osten, bedeutete das den eigentlichen Stoß ins Herz unserer Feinde, der, wie es auch geschehen möge, geführt werden müsse! —

Ob ich viel Neuigkeiten mitgebracht hatte, ich weiß es wirklich nicht. Doch das weiß ich, daß man mir Dank wußte, und ich kann

berichten, daß ich mich von dieser Stunde an dort vorn in der Gefechtslinie heimisch fühlen durfte, weil mir echt kameradschaftlicher Geist auf Schritt und Tritt entgegengebracht wurde.

„Was wollen Sie sehen?“ . . . „Was wollen Sie wissen?“ . . .

Und so sah ich alles und hörte alles. Ich lernte kennen, wie sie, unsere Feldgrauen, Offiziere und Mannschaften, vor dem Feinde stehen und leben. Von den Geschützstellungen gingen wir zusammen zu den Schützengräben, wo die Leute noch immer tüchtig mit dem Ausbau der Stellung beschäftigt waren. Ein schmaler Laufgang führte in den Graben vor. Es wurde noch geschaufelt: eine Arbeit, die bei dem steinigen Boden nicht leicht war. Armauflagen wurden hergerichtet, und da die Gräben schon vor längerer Zeit in Angriff genommen worden waren, konnte ich mich überzeugen, daß es auch bereits Unterstände gab, in denen sich notdürftig hausen ließ.

Wie erfinderisch der Soldat im Felde ist: er wird zum Höhlenbewohner, er kehrt zur Urzeit zurück, indem er sich in die Erde eingräbt, sie unterwühlt wie ein Maulwurf und vom nahen Felde alles herbeiträgt, was ihm sein Erdloch wohnlicher machen kann. Aber eine gewisse Kultur legt auch der Soldat im Felde nicht ab, und namentlich dann nicht, wenn es Winter werden will, wenn in den Nächten schon Fröste kommen, die das Thermometer bis auf 5 und 8 Grad unter Null fallen lassen. Die Erfahrung, daß der Ofen eine gute Sache ist, habe ich denn auch schon in diesen Schützengräben am eigenen Leibe spüren können, wenn mir, durchfroren, wie ich manchmal war, in einem Mannschaftsunterstand daran ein Plätzchen gewährt wurde. Oft war es ein regelrechter Kamin, so etwas wie die Miniaturausgabe eines Schloßofens, in dem mit offenem Feuer das Knickholz der polnischen Hügellandschaft in rotglühender, prasselnder, knisternder Flamme brannte. In der heißen Asche standen die Kochgeschirre und Kaffeetöpfe. Man konnte sie von den Lagerplätzen bequem erfassen. Es lassen sich größere Wohnräume denken, zumal sie alle nach der Kopfzahl reichlich belegt waren, aber die menschliche Nähe ist draußen im Felde auch eine Wärmequelle, die nicht ungenutzt bleiben darf. Und so drückten sich die Soldaten eng zueinander, kuschelten sich wie Meerschweinchen ins wärmende Stroh, das ihre mit einer Klappe verschließ-

bare Erdwohnung unten und seitwärts auspolsterte, die nach oben durch überlegte Holzstämme gesichert war. Darüber aufgeworfene Erde und breit ausgelegte Grassoden ließen die Unterstände als solche sich ganz in das Gelände einfügen und so dem Feinde unkenntlich werden. Aus eigener Erfahrung erkannte ich nun, daß man auf Reisen Gasthöfe finden kann, in denen man schlechter unterkommt und unruhiger schläft, als in den Unterständen eines deutschen Schützengrabens vor dem Feinde; denn am nächsten Tage konnte ich beobachten, wie sich unsere Leute weder durch russisches Infanteriefeuer, noch durch das Gebrumm russischer Haubitz- und Feldbatterien aus ihrer Ruhe bringen ließen.

„Dienst ist Dienst, und Schlaf ist Schlaf. Wer gut geschlafen hat, kann gut seinen Dienst tun." Diese weise, in ihrer Logik überzeugende Äußerung tat ein Mann, als er im Unterstande zur Ablösung für den Dienst im Schützengraben geweckt wurde. Er hatte fest und ruhig geschlafen, während draußen die Geschütze brüllten, und er war nicht der einzige an dieser Front, der sich so fester, ungeschwächter Nerven erfreute.

Am Nachmittag dieses Tages, den ich als Gast der Offiziere von der zweiten Batterie zum Teil in ihrem Erdloch verbrachte, das den stolzen, schönen und vielversprechenden Namen „Villa Flohburg" führte, erlebte ich zum ersten Male das Brummen, Summen und Pfeifen russischen Artilleriefeuers. Wir hatten gerade unsern Einzug in die fast verschwenderisch ausgestattete „Flohburg" gehalten — es gab sogar Aststücke unter der Decke, die als Kleiderhaken benutzt wurden —, um dort in einem recht froh gestimmten Kreise zu Mittag zu essen. Seitwärts, etwa zwanzig Meter neben dem ersten Geschütz der Batterie, unweit vom Beobachtungsposten vor dem Scherenfernrohr, führte der Laufgraben einen Meter tief in die Erde; zwei Stufen folgten, und dann wurde man aufgenommen von einem etwas über zwei Quadratmeter ausgeschaufelten Raume, der, nach oben zu aufgehöht, über seitwärts aufgeschichteten Erd- und Steinstücken, aus Baumstämmen und Geäst ein Dach trug. Nach außen war auch dieser Unterstand durch angeworfene Erde, soweit das möglich ist, „kugelsicher" und durch Anpassung an das Gelände unsichtbar gemacht worden. Sauberes Stroh



Maschinengewehr im Schützengraben vor dem Dorfe Grotowice an der Pilica.



Kürassiere auf Horchposten im Schützengraben bei Golki im mittleren Pilicagebiet.



Österreichisch-ungarische Fahrküche auf einer polnischen, regenüberschwemmten Landstraße im Warthegebiet.



Künstlicher Wald zur Ma[illegible]ierung einer 10-cm-Batterie im Pilicagebiet.

diente als Wandpolsterung und bildete den Bodenbelag. Ein Tisch mit kurzen Beinen stand in der Mitte und darauf Emailgeschirr und „Schanzzeug", wie allgemein die Feldbestecke genannt werden. Gerade in dem Augenblick begannen die Russen mit ihrer herzerfreuenden Feldmusik, als wir uns zu Tisch setzen wollten und ich in der Burg geziemend den „Ritterschlag" empfing, d. h. mit einer Ladung Insektenpulver von unten und von oben in ausgiebigem Maße bedacht wurde.

Bumm! sangen die russischen Haubitzen aus der Ferne herüber, als das Mahl begann, dessen Speisenfolge ich hier nicht verheimlichen möchte, da sie mich zum einen überraschte, zum andern aber beweisen kann, daß unsere Krieger nicht am Hungertuche zu nagen haben. Es gab eine Fleischbrühe mit Nudeln; es folgte ein Rostbraten, sehr lecker und saftig, dazu Kartoffeln und tags zuvor frisch gebackenes Brot. Und dann gab es Backpflaumen, geschmort, Zigarren und guten Rotspon, der freilich aus humpigen Emailtassen getrunken werden mußte. Ich nehme an, daß es ein Festessen war, aber immerhin! . . . Nicht vergessen sei die „Liebesschokolade", die es als Nachtisch gab, und der Kaffee mit Stippekuchen als letzten Gang. Bummbumm! ging es draußen, und wir lachten . . . Merkwürdig, ich hatte mir das immer ganz anders vorgestellt. Und dieses Gefühl verließ mich auch nicht — ich meine dieses Gefühl der Sicherheit —, als wir nach gutem Mahl durch das Konzert ins Freie gelockt wurden.

Wir standen nun auf der kugelförmigen Höhe, sahen in das Land hinaus und beobachteten durch die Gläser, wo die feindliche Artillerie überall in Stellung gegangen war. Bei Janów stellten wir schwere Batterien fest, die wie sinnlos in den Tag hineinballerten. Bummbumm! und immer wieder bummbumm! ging es. Durch die Luft fuhr ein Zischen, ein Pfeifen, das durch das hügelige Gelände hier und da in einen rollenden Ton verwandelt wurde. Durch das Scherenfernglas hielten wir Ausschau, und die Höhen und Hänge, die Wälder, die in einer Entfernung von 3000, 5000 und 6000 Metern vor uns lagen, rückten so nahe heran, daß man meinte, mit der Hand hinübergreifen zu können. Bummbumm! . . . Die Offiziere und ich, wir sahen uns an: wir lachten. Hauptmann L......., der Batterieführer, und

Oberleutnant M . . . . . aber lobten besonders den guten Klang der ihnen bekannten Melodie, auf die sie schon lange gewartet hatten.

Vor dem Scherenfernglas in der Erdkuhle, die mit Zeltbahnen abgedeckt war und aus der das Fernrohr nur mit seinen beweglichen Augenhörnern suchend herausragte, rief mich der „jüngste Leutnant" — er hatte gerade am Tage vorher das Offizierspatent bekommen —, da er eine interessante Beobachtung gemacht hatte. Ich kroch zu ihm in den Unterstand und sah durch das eingestellte Glas, wie drüben auf einem der jenseitigen Hügel vor der beobachteten Artilleriestellung die Russen mit Erdarbeiten für Schützengräben beschäftigt waren. Wie Maulwürfe warfen sie die Erde auf. Ganz genau konnte man es beobachten, wie der Graben vorwärtsgetrieben wurde; denn auf dem grüngrauen Hang des Hügelrückens kroch eine dünne, gelbe Linie allmählich abwärts: der aufgeworfene Erdwall der entstehenden russischen Infanteriestellung.

Und nun konnte ich die schon oft gelobte Kunst der Russen, sich einzugraben, selber beobachten. Dort, wo es eben noch möglich war, 20 bis 30 Leute auf dem Hang zu sehen, hob sich im Nu die weißgelbe Wallinie auf, und die Soldaten verschwanden . . .

„Warum schießen Sie nicht?" fragte ich den neben mir sitzenden Offizier. Er zuckte ruhig die Achseln . . . Warum es nicht geschah, habe ich später erfahren. Man wollte den Russen nicht stören. Je eher er mit seinem Stellungsbau fertig wurde, um so schneller durfte man auf einen Angriff von seiner Seite hoffen. Und das war es: darauf wurde gewartet. Mit blutendem Kopf wollte man ihn nach dem Anrennen zurückschicken.

Wieder hinaus aus dem Unterstand und durch den Laufgraben hinauf auf die Höhe neben die Geschütze, wo Hauptmann L . . . . Umschau gehalten hatte, um dann zurückzugehen und eine genaue Karte vom Schußfeld der Batterie zu zeichnen, die dem Artilleriekommandeur beim Stabe zugehen sollte. Ich staunte über die Ruhe, die in unsern Stellungen herrschte, über den Gleichmut der Offiziere und Mannschaften. Die Artilleristen lagen in ihren Unterständen und schliefen, und vorn aus den Schützengräben der Infanterie hörte ich Gesang und das taktmäßige Holzspalten für die Kamine herüberklingen. Wohl

lagen überall auf dem Erdrücken der Gräben in Abständen von einem halben Meter die Gewehre bereit; doch es machte den Eindruck, als kümmere sich niemand um den drüben bauenden Feind. Ja, die Ruhe ging sogar so weit, daß wir von den Infanteriestellungen herüber, den nahen sowohl wie den entfernteren, Offiziersbesuche bekamen und durch die Gläser die Schußresultate der Russen beobachteten.

Entschieden interessanter wurde die Sache jedoch bald darauf, als plötzlich aus einem linksseitig im Tale gelegenen Walde schwere deutsche Haubitzen zu brummen begannen. Erst langsam, dann immer schneller und schließlich in einem ruhigen, gleichmäßigen Takt krachten die Schüsse auf. Man sah im Dunkel des Waldes das kurze, schnelle und grelle Aufblitzen der gelösten Schüsse, dem ein Sausen und Singen hoch in der Luft folgte. Und dann gab es in weiter Ferne einen dumpfen, schweren Knall. Alle Gläser richteten sich auf die beschossenen Höhen. Es waren die, auf denen man nun die Stellung der russischen Artillerie festgelegt hatte, und durch den beobachtenden Offizier wurde uns jetzt vom Scherenfernrohr her zu wiederholten Malen mitgeteilt, wie gut die Schüsse trafen, nachdem die Batterie sich eingeschossen hatte. Dumpf tönend erzitterte die Luft; denn die Russen entfalteten eine immer regere Tätigkeit. Und für uns alle, die wir auf der Höhe standen, war es klar, daß dieses Artillerieduell der Auftakt zu einer beginnenden Schlacht war.

Wir täuschten uns nicht; denn an jenem Nachmittag begann auch im Osten von Czenstochau, zwischen Olsztyn und den Höhen von Janów, der Kampf. Hoch stiegen die braunen Erdwolken auf, wenn die krepierenden Granaten niedersausten: Erdwolken, die von der Gewalt des Einschlags bis zu 20 und 30 Metern emporgejagt wurden, und die im starken Kontrast zu jenen weißen, kleinen Wölkchen standen, die, so harmlos aussehend, noch in der Luft über den Gefechtslinien das Platzen der Schrapnells anzeigten. Es ist ein merkwürdiges Bild, solch ein Schlachtfeld, wenn zu Eingang des Kampfes aus wohlvorbereiteten Deckungen die Geschütze zu brüllen anfangen und ihre todbringenden Geschosse über einen dem bloßen Auge fast unendlich weit erscheinenden leeren Raum senden.

Doch an diesem Abend der im Hügellande zwischen Warthe und Pilica sich entrollenden Schlacht, die sich zu einem breiten Angriff der

Russen entwickelte, da sie im Norden bis Przyrów und im Süden über Zarki hinausgriff — also einen Durchbruchsversuch in der Richtung Czenstochau gegen den westlich davon gelegenen Raum zwischen den oberschlesischen Städten Lublinitz und Rosenberg darstellte —, sollte mir noch ein grausig schönes Bild des Krieges zum ersten Male an den Augen vorüberziehen: Kurz vor dem Einbrechen der Dämmerung flammte plötzlich nördlich vor dem von den Russen besetzten Städtchen Janów ein greller Feuerschein empor. Auf der Karte konnten wir feststellen, daß dort zwischen den deutschen und den russischen Stellungen zwei polnische Dörfer und in deren Mitte ein größeres Gut lagen. Es war also offensichtlich, daß das Feuer durch unsere Beschießung entstanden war, und zwar mit der festen Absicht eingeleitet, die dortigen Ortschaften zu vernichten, um den Russen einen nächtlichen Vorstoß, der ihnen ein Unterschlüpfen und Befestigen in den Dörfern möglich gemacht hätte, zu vereiteln.

Der noch immer kräftig wehende Nordostwind blies mit wilder Gewalt in den geschaffenen Feuerherd, und so dauerte es nicht lange, bis der Brand von dem hinteren Dorfe auf die Gehöfte der staffelartig davor gelegenen zweiten Ortschaft und schließlich auch auf die vielen Gebäude des Gutshofes übersprang.

Dumpf tönte noch immer der Geschützdonner weiter, und durch die Dämmerung, die mit ungeheurer Schnelligkeit ihre schattenhaften, schweren Schleier über das Land senkte, zuckten nun die Geschützblitze von beiden Seiten. Doch das Geschützfeuer wurde endlich schwächer, und die nach dem Kampfbeginn wieder aufsteigende Ruhe brachte mir erst zum Bewußtsein, wie schnell sich das Ohr an das Getöse gewöhnt hatte.

Wir standen noch lange in der völlig schwarzen Dunkelheit des Abends und sahen hinüber auf die brennenden Ortschaften, die aus ehernem Zwang Opfer des Krieges geworden waren. Hochauf langten jetzt die Flammen gen Himmel. Man konnte durch das Glas beobachten, wie sie in den Giebeln der Dächer, im Gebälk der polnischen Holzhäuser fraßen, wie sie reiche Nahrung fanden. In einer Sinnestäuschung vermeinte man von fernher das Prasseln der zuckenden Lohe, das Niederstürzen der Balken und Wände zu hören, und ungeheuer,

schauerlich schön, schossen die dunkelgoldroten Flammengarben züngelnd in die Nacht, wenn das Feuer eine bis dahin nicht berührte Scheune erfaßte und die Vorräte an Korn und Getreide zu brennen anfingen.

Ein schwerer Druck legte sich uns im Angesicht dieses gewaltigen Brandes auf die Herzen. Wir standen bei den Geschützen, die schon in voraufgegangenen Schlachten dieses Krieges Feuer, Verderben und Tod gespien hatten, und gingen schließlich, nachdem die Wachen aufgezogen waren, in stillem, halblautem Gespräch in eine nahe am Bergfuß gelegene Ortschaft hinunter, wo uns ein Quartier erwartete ... Wir gingen schweren Schrittes, stolpernd, über das steinige, magere Ackerland, über dem jetzt dunkelrot ein glutflammender Himmel stand.

Sechstes Kapitel.

Alarm in Krasawa.

An einem der nächsten Abende stampften wir nach einem unruhevollen Gefechtstage mit eingeschalteten Blendlaternen, die schaukelnd vor der Brust hingen, über den Acker auf das Dorf Krasawa zu. Der Wind war umgesprungen. Es wehte eisig aus Ost, pfiff scharf über das steppenähnliche Land, und der Boden fing an zu knirschen, denn Frostwetter hatte eingesetzt. Wir stolperten mehr als wir schritten. Schwer ging es durch das nur spärlich aufgehellte Abenddunkel; denn die tiefgefurchte Ackerfläche war reichlich mit Geröllsteinen bedeckt. Alle paar Schritte stieß man an ein neues Hindernis. Unser Weg querfeldein führte also nicht nur über ein armes, steiniges Land, sondern auch über ein Stück polnischer Erde, das nur wenig nutzbar gemacht oder sehr vernachlässigt worden war. Ziemlich durchgeweht erreichten wir die Ortschaft, deren breit hingelagerte Häuserreihen, die sich rechts und links um eine Straße aufbauten, plötzlich hinter einer Erdwelle mit lichthellen Fenstern aus der Abendschwärze auftauchten.

Gleich im ersten Hause war unser Quartier, und da wir von der Batteriestellung aus schon telephonisch gemeldet worden waren, wurden wir mit dampfendem Kaffee empfangen. Große Freude über die Heim-

kunft seines Herrn und den wieder mitgebrachten Besuch hatte Plumm, der Kriegshund der Batterie, der uns mit hellem Gebell entgegensprang.

Das neue Quartier war, am kriegsmäßigen Wohnen gemessen, das reine Luxushotel; denn zu meinem Erstaunen gab es sogar Wasser und Seife zum Waschen, ordnungsmäßige Stühle, d. h. Holzschemel, die zusammen mit einer Bank den vor einem Fenster aufgestellten Tisch umstanden. Aber auch sonst machte der Raum einen behaglichen Eindruck, da Wände und Decke weiß gekalkt waren und ein großer Standofen mit daran anschließender Feuerstelle sich in der einen Ecke befand. Nach der Musik des pfeifenden, stoßenden Windes, die wir auf dem zum Quartier führenden Wege reichlich genossen hatten, tat jetzt das leise Knistern und Knacken im Ofen, das Summen des dampfenden Wasserkessels besonders wohl, und so kam es denn, daß ich mich, von freundlichen Menschen umgeben, zu denen auch die wohlbeleibte Persönlichkeit eines Artilleriewachtmeisters gehörte, in dem fremden Hause sofort heimisch fühlte. Ein versprengter „Sanitäter", der einmal, ich weiß nicht wo, zur „Blitzbatterie", wie die zweite auch genannt wurde, gestoßen war, und der sich im Laufe der Zeit als ein geschickter Koch und Zubereiter vieler leckerer Gerichte entpuppt hatte, begann bald darauf die Abendmahlzeit anzurichten. Mittags, draußen vor dem Unterstande, war wieder bei offenem Feuer geprutzelt worden. Hier, „am häuslichen Herd", ging die Sache einfacher, und ein jeder der im Zimmer Anwesenden gab einen Rat, wie die Speisen behandelt werden sollten.

Die Frage, was es gab, war natürlich schnell gestellt und die Antwort mit Befriedigung aufgenommen worden: Kalbsleber! Man wünschte große, dicke Stücke, die außen knusperig und innen weich sein sollten. „Nur nicht zu lange braten!" „Aber gar muß sie sein!" Aus der Ofenecke klang ein leises, zustimmendes Brummen: „Jawohl!" Dann kamen die dampfenden Schüsseln auf den Tisch: frische Kartoffeln und die Leber, goldbraun schimmernd, mit Fettunke!

Wenn man so den ganzen Tag draußen im Wind gestanden hat, so schmeckt es natürlich am Abend doppelt gut. Auch der Tee mundete, den es hinterher gab, und die Zigarre schmeckte, die darauf folgte. Kurz, es wurde ganz gemütlich, so daß wir fast den Krieg vergaßen.

Plumm, ein Sproß aus einem alten Geschlecht mit vielen zusammengewürfelten Vorfahren, ein „pudelsaures Dackeloxyd“, krabbelte herum und schmeichelte. Wie so oft, sprachen wir auch jetzt wieder von Frau und Kindern, deren Bilder aus den Taschen geholt wurden und um den Tisch wanderten, auf dem zwei Kerzen flackernd brannten. Das ist so eine sentimentale Regung und daraus selbstverständlich gewordene Gewohnheit der „Barbaren“. Man hat kein weichliches Heimweh, aber ein festes, treues Heimgedenken . . . Zur Abwechslung tutete es einmal im Feldtelephon, durch das von der Batterie Meldungen heruntergegeben wurden, und schließlich wurden wir still. Wir saßen beieinander wie alte Kameraden, die sich seit langem kennen und denen das Schweigen ebenso lieb ist wie ein laut bewegtes Gespräch.

Schlafenszeit kam heran, da es 8 Uhr war und man sich darauf gefaßt gemacht hatte, daß die Russen sich schon beim ersten Morgengrauen wieder von neuem bemerkbar machen würden. Von draußen her, von einem kammerartigen Vorraum, wurde das Stroh in die Stube geschleift, und auch darin zeigte sich das Quartier als erstklassig, daß in ihm Decken und Pelze in reicher Zahl zur Verfügung standen. Im Nu war alles zurechtgemacht. Neben dem Lager des Hauptmanns hing an einem Nagel das Telephon an der Wand. Die Lichter verlöschten. Die Taschenlampen, die noch leuchteten, während wir ins Stroh krochen, wurden ausgeknipst, und die Nacht fing an.

Lang hingestreckt, warm eingekuschelt in Stroh und Pelz, dachte ich noch vor dem Einschlafen an die wundervolle Kameradschaftlichkeit, die mir überall entgegengebracht wurde. Wie anders waren die Menschen im Felde. Mir schien, alle, Mann für Mann, hatten die Schale abgelegt, die glatte, kulturbeleckte, die sie sonst umgibt. Es war, als ob sich die Herzen geöffnet hätten, die sonst so verschlossen sind, wenn sich die Schranken der Gesellschaft starr und abwehrend um jeden einzelnen türmen. Die große Umwertung, die der Krieg mit so vielen Dingen vorgenommen, hier traf ich sie wieder; ich sah, wie sie die Menschen veränderte, den M a n n neu wertete, wie sie ihm das seltene Gut echter Kameradschaft zu freiem Walten überantwortet hatte und wie es jeder aus dem Gefühl der Notwendigkeit gebrauchte, freigebig ausgab, in dem Bewußtsein, daß

mit jeder Minute auch für ihn der Augenblick kommen könnte, in dem er eines Kameraden bedürfe.

Ein gerechter Schlaf folgte, obgleich es mir anfangs schwer wurde, Ruhe zu finden; denn meine Nachbarschaft zur Rechten und Linken schien im geheimen den Auftrag bekommen zu haben, während der Nacht einen Wald umzusägen . . . Lange haben sie aber diese schwere Arbeit nicht verrichten können; denn kurz nach 1 Uhr begann uns plötzlich das Feldtelephon sehr energisch aus dem Schlafe zu summen. Alles wurde wach. Die Taschenlampen fuhren aus dem Stroh heraus. Schmale Lichtblitze huschten durch die dunkle Stube, in der unser Hauptmann und Batteriechef schon mit dem Hörer am Ohr saß. Wir sahen ihn gespannt an; denn sein Gesicht war nicht eben freundlich, auch ahnten wir nichts Gutes, da er zur Generalstabskarte griff und zwischen wechselnd genannten Ortsnamen eine Orientierung suchte. Und dann, als diese gefunden war, gab er uns den eben empfangenen Befehl weiter:

„Alarm! Alles aufstehen! . . . Verflucht! . . ."

Wir sahen nach der Uhr. Es war 1/4 nach 1. Und nun hub ein Schimpfen an auf die Unverschämtheit der Russen, die ehrlichen Menschen nicht einmal die wohlverdiente Nachtruhe gönnten. An der Sachlage selbst wurde damit aber nichts geändert; denn: „Falls Krasawa noch nicht geräumt ist," so lautete der Divisionsbefehl, „hat das sofort zu geschehen."

Wir krochen aus dem Stroh heraus. Offen gestanden verschlafen, nicht eben rosig gestimmt und darum schwerfällig. Kriegsmäßige Flüche auf das russische Lausepack würzten natürlich die knapp gefaßten Gespräche. Zwischendurch gab es Anordnungen. Der Wachtmeister ging alarmieren, und es wurde der Befehl ausgegeben, daß sich Mannschaften und Pferde schnellstens bei den Protzen einzufinden hätten. Da man aber bei einem Alarm so mitten in der Nacht unmöglich ohne Kaffee ausrücken konnte und der Artillerist noch immer Zeit hat, wenn der Infanterist schon rennt, so wurde als zweites erst einmal Feuer gemacht und Kaffee gekocht. Wieder trat der Sanitäter in Funktion, so daß wir bald vor den dampfenden Tassen am Kaffeetisch sitzen konnten. Und dann ging es ans Einpacken. Pelze, Decken, Kochgeschirre, alle Mundvorräte wurden zusammengerafft, viele geschäftige

Hände griffen zu, und in noch nicht fünf Minuten war das Quartier leergeräumt bis auf die letzte der Batterie gehörende Habseligkeit. In Kisten und Säcke verpackt, kam alles hinaus, um dort auf dem die Bagage tragenden Leiterwagen, der mit einigen Ersatzpferden den Protzen folgte, verstaut zu werden.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" Das alte Sprichwort bewährte sich wieder einmal. Als wir uns in dem leeren Raum umsahen, der, so gemütlich er vorher gewesen war, nun beim flackernden Schein einer trübseligen, schon halberloschenen Kerze kalt und öde aussah, fiel es uns nicht schwer, ihn zu verlassen. Doch ganz ohne Sang und Klang wurde nicht geschieden; denn es gab noch ein regelrechtes Abschiedskonzert. Hauptmann L....... griff in die Tasche, zog eine Mundharmonika heraus, setzte sich mit Plumm noch einmal an den Tisch und spielte „So leb' denn wohl, du stilles Haus", wozu Plumm, der mit den Vorderpfoten auf dem Tisch stand, in herzzerreißenden Tönen mitsang.

In die Nacht ging es nun hinaus, die schwarz, vollkommen undurchsichtig und bitter kalt war. Nur langsam gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit. Doch dann hoben sich mit einem Male Konturen von der Tiefe ab; Pferde, Reiter, die Protzen der Batterie. Es war Bewegung da. Ab und an wurde ein Befehl laut. Plötzlich stand ich vor dem schon auf seinem Gaule sitzenden Wachtmeister, der sich marschbereit an die Spitze des Zuges gestellt hatte.

Das Ganze hatte etwas Unheimliches, bedingt durch den plötzlichen Alarm und die Ungewißheit, wohin der Marsch nun gehen sollte. Sicher war nur, daß die Russen schon Bewegungen ausgeführt hatten, die das Dorf Krasawa gefährdet erscheinen ließen.

Der Batterieführer trat nun vor seine Leute. Der Oberleutnant folgte. Es gab neue Befehle. Kurz und klar wurden sie ausgegeben. Sie drehten sich um den einzuschlagenden Weg und den neuen Halteplatz. Ich staunte: waren denn diese Männer in diesem verlassenen Erdenwinkel aufgewachsen? Jeden Weg, jeden Steg kannten sie. Sie fuhren mit den Fingern über das Kartenblatt, als ob nie etwas anderes in ihrer Hand gesteckt habe. Man riß sie nach kurzer Ruhe aus schwerem Schlafe auf, und sie waren sofort wach, als ob die Sonne

im hellen Mittag stand, und marschierten nach einem kurz gegebenen Stichwort.

„Lieber M.....!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Also erst gerade durch das Dorf. Dann die breite Sandstraße hinunter bis zum Kreuzweg an der hohen, runden Pappel. Es sind 3 Kilometer bis dorthin. Hinter der Straßenbiegung liegt Zrembice, an dessen Ausgang rechts geschwenkt wird. Hinter den letzten Häusern des nächsten Dorfes wird dann links vom Wege ein Parkplatz für die Protzen sein. Die Nacht ist kalt, und die Pferde müssen eingestellt werden; es wird schlecht gehen, aber sehen Sie zu, wie Sie es machen können . . . Die Kanoniere, die zur Batterie müssen, treten zu mir . . . Ich gehe mit den Leuten direkt hinauf, damit die Geschütze auf jeden Fall sofort feuerbereit sind. Bis 5 Uhr erwarte ich in der Stellung Meldung, wo die Protzen zu finden sind.“

Ein Händedruck zum Gruß, und schon verschwand er mit den Mannschaften im dicken Nachtdunkel.

Für die Protzen kam ein neues Kommando: „Aufgesessen!“

Wie die Worte des Hauptmanns, so wurde auch der Befehl gedämpft gegeben. Die Säbel klirrten, klapperten; die Pferde traten unruhig hin und her, daß die Zaumzeuge scheuerten, doch schnell fügten sich die Reihen und Züge zu fester Marschordnung. Auf die Frage des Wachtmeisters: „Alles fertig?“ kam ein glattes „Ja!“ zurück, und dann hieß es vor dem Anreiten: „Karabiner und Revolver sind schußbereit zu machen! Es darf keine Taschenlampe gebraucht werden, und das Maul wird gehalten!“

Schweigend, fast einem rätselvollen Schattenzuge gleich, ging es nun vorwärts. Der gefrorene Boden war steinhart, so daß die Eisen der Pferde leise klirrten und die Räder der Protzen dumpf über die tiefausgefahrenen Rinnen des Sandweges rumpelten. Schaukelnd saßen die Stangenreiter auf ihren Pferden; gerüttelt und geschüttelt hockten die Begleitmannschaften auf den Sitzen der Protzkästen. Über uns dehnte sich in dieser Nacht ein Sternenhimmel aus, dessen hohe, feierliche Majestät ergreifend war. Welch eine Ruhe flutete durch den weit gespannten Himmelsraum hin. Klar eingezeichnet stand die

endlose Zahl der Sternenbilder. Der Polarstern flammte. Die Milchstraße floß breit als leuchtendes Band über das blauschwarze Gewölbe, und ab und zu durcheilten hell aufblitzende Novembersternschnuppen die Weltenferne, in der wir, leider vergeblich, nach dem Kriegskometen suchten. Himmlische Majestät mischte sich also in unsern Gefühlen mit der notwendigen Vorsicht für unsere kleinen Menschenleben.

Es war ein nicht gerade erfreulicher Nachtmarsch. Gespenstig stiegen am Straßenrande die Bäume aus dem Dunkel heraus. Die Hecken glichen drohenden Menschengruppen. Man kniff die Augen zusammen, um den Blick schärfer zu machen und tiefer in das Dunkel eindringen zu können. Dazu kam das Gefühl, nicht zu wissen, in welcher Zone sich unser Troß bewegte. Schon im nächsten Augenblicke konnten Kosaken vor uns erscheinen, und so ging auch das Gehör jedem Lufthauch und Windgeraschel am Wege mit doppelter Aufmerksamkeit nach. In vollkommener Ruhe ging es langsam vorwärts. Nur die Geschirre klirrten, und die Wagen rumpelten dumpf. An sich nur ein kleiner Marsch, schien uns die Straße endlos lang. Aber dann tauchte doch mit einem Male die große Pappel auf. Der Kreuzweg war erreicht und damit das gesicherte, von unsern Truppen besetzte Gebiet vor dem Dorfe Zrembice. Durch Doppelposten wurde es uns bekannt, die sich kurz aufeinander, die Gewehre schußbereit im Arm, aus dem Straßengraben, hinter Büschen und Zaunresten, blitzschnell erhoben, um mit ihrem scharfen „Halt! Wer da?" unsern Zug anzurufen. Von ihnen erfuhren wir, daß wir auf dem richtigen Wege waren, und bald danach gelangten wir in die uns als Marschziel angegebene Ortschaft.

Durch eine Grabensenkung, in der unter den Hufen und Rädern das Eis splitterte, fuhren die Protzen nun von der Landstraße auf dem Ackerlande zum Park auf. Und dann ging es zum Quartiermachen in die Ortschaft. Zuerst wurde für die warm gewordenen Pferde gesorgt. Die Ställe, die Scheunen waren zum Teil schon belegt, aber es fand sich doch noch so viel Platz, um alle Tiere geschützweise unter ein schutzbietendes Dach zu bringen. Und wo die Pferde blieben, konnten auch die Mannschaften noch eine Ecke beziehen. Im Stall war es warm. Weit schwieriger war es, ein Offiziersquartier

ausfindig zu machen; denn alle einigermaßen bewohnbaren Häuser des Dorfes waren mit Truppen, Infanterie und Pionieren, über und über belegt. Die Häuser waren von innen verriegelt, und auf unser Klopfen antwortete oft nur ein dauerhaftes, unstörbares Schnarchen. Aber es gelang schließlich doch noch unterzukommen. Wir fanden eine geräumige Scheuer mit guter Luft, da in den Fenstern die Scheiben fehlten. Wir fanden auch ungedroschenes, hartes Gerstenstroh, das bei den scheibenlosen Fenstern so gut wie im Freien gelegen hatte und stark bereift war, und es tauchte darin, gerade als wir in das klamme, kalte „Bett“ kriechen wollten, ein „Panje“ auf, der seiner in der Ecke stehenden Kuh beistand, die eben Mutterfreuden erlebte. Mit verzweifeltem Kopfschütteln stand der Mann vor uns; mit einem Schwall unverständlicher Worte fiel er über uns her, so daß wir Not hatten, ihn zu beruhigen und wieder zu seinem wehklagenden Vieh ins Stroh zurückzubringen. Mehr kann der Mensch doch nicht verlangen! Zur Batterie wurde noch die befohlene Meldung geschickt, und dann legten wir uns hin, zogen die Mäntel über die Köpfe — es war mittlerweile 4 Uhr 30 Minuten geworden — und schliefen noch eine Stunde. Mehr wurde es in dieser Nacht nicht; denn „von 5 Uhr 30 Minuten an“, so hatte es im Divisionsbefehl gelautet, „haben die Geschütze gefechtsbereit zu stehen“.

Als wir aufstanden, hatten wir kein Wasser zum Waschen, dafür aber unliebsame Gäste in Fülle. Um sie loszuwerden zum einen, zum andern aber auch, um uns zu erfrischen, gingen wir hinter die Scheune und legten die Kleider ab. Für ein paar Minuten ließen wir den Wind frei um den nackten Körper wehen, dazu wurde zum Zähneputzen einmal tüchtig ausgespuckt, und dann ging es mit einem Stück trockenen Kommißbrotes, das noch in der Tasche steckte — wir dachten dazu an den in der Nacht schon auf Vorschuß genossenen Morgenkaffee —, vorwärts über das weiß bereifte Land, hinauf auf die hinter dem Hügelkopfe südlich der Ortschaft liegende Artilleriestellung.

Die Sonne schien. Es gab einen wundervollen Morgen, und aus der Ferne klangen die ersten russischen Grüße herüber. Schwer grollend sang es über das Berggelände, in dem noch immer schwarze Qualmwolken aufstiegen. Die abgebrannten Dörfer schwelten im Winde.

Aber die Russen machten nicht allein Morgenmusik, sondern auch unsere Geschütze fingen vereinzelt an zu sprechen, und da sich, zunächst nur ein Patrouillenfeuer, auch die Infanterie in das Konzert mit einmischte, wurde der Morgenchor schon ganz lebendig. Dumpf und brummend war der Baß der Haubitzen, heller bellten die Feldgeschütze, knackend, ratternd klang das allmählich stärker werdende, kurz abgehackte Infanteriefeuer. Von russischer Seite kam immer ein Vorschuß, dem bald darauf die Salve folgte. Und so ließ sich auch dieser Schlachttag im Hügelgelände zwischen der Warthe und der oberen Pilica ganz heiter an.

Ich stieg an diesem Tage noch hinauf auf die auf den verwitterten Kalkfelsen oberhalb Olsztyn gelegenen Ruinen und sah lange hinüber in den Abschnitt, in dem sich die Schlacht mehr und mehr entwickelte. Dort traf ich einen der Offiziere wieder, mit denen ich die Reise von Lublinitz über Czenstochau zur Front unternommen hatte, einen Gardeartilleristen. Er war dem Artilleriekommandeur der Division, Major von H . . . ., als Adjutant zugeteilt worden und „hing" nun oben zwischen den Felsenruinen auf dem höchsten Punkte als Beobachter am Telephon, um seine Wahrnehmungen an den Kommandeur weiterzugeben. Hinter einer schutzgewährenden Zeltbahn saßen vor den Apparaten ein paar Leute von der Fernsprechtruppe, und neben ihm stand das Scherenfernrohr, dessen Augen suchend über das weite, umstrittene Land glitten. Der Wind pfiff schrill um die Mauerzähne auf der Berghöhe; er heulte um die Felsschroffen, stieß sich an den verwetterten Steinkegeln der alten, zerfallenen Burg. Es war bitter kalt geworden, und aus der Höhe rieselten vereinzelte erste harte Schneekörner. In der Ferne zeigten braune Erdwolken, die wie Fontänen hoch und breit aufspritzten, die Orte an, wo Granaten in das Gefechtsfeld einschlugen. In der Luft standen wieder rundherum über dem Felde die kleinen, harmlos erscheinenden, weißgrauen Wölkchen: die Sprengpunkte der Schrapnells, und in derselben Richtung, in der am Abend vorher die großen, schaurig schönen Brände ausgebrochen waren, flammte es auch jetzt wieder auf. Der Krieg hatte neue Fackeln angezündet, die himmelan in die kommende Nacht hineinleuchten sollten.

Siebentes Kapitel.

Beim Stabe der Division Bredow.

Auf der ganzen Schlachtlinie in Russisch-Polen, die das große Gebiet der Weichselgouvernements von der Nordwestgrenze dieser gewaltigen Stromschranke bis nach Galizien hinüber umfaßte, wurde gekämpft. Überall stand es gut um die deutsche Sache, und die Gefechte in ihrer Gesamtheit gaben ein so gewaltiges und neuartiges Bild, daß der Beobachter nur staunend davor stehen konnte. Welch ein Riesenwerk ist solch eine Schlacht, die über Hunderte von Kilometern Millionen von Menschen einander gegenüberstellt und ein heißes Ringen entfesselt; ein Ringen, wie es die kriegerischen Zeiten früherer Jahrhunderte und die der späteren Perioden nicht geahnt, geschweige denn gesehen haben. In den Schlachten dieses Krieges bedräuen sich die Menschenmassen, gegeneinandergeführt durch den eisernen Willen eines weit hinter der Front stehenden Schlachtenlenkers. Sturmgewalt verschwindet gegenüber diesen kämpfenden Heeren fast zu einem Nichts, und die Ergebnisse solcher Kämpfe sind schauerlich schön, sind gewaltig als Erfolge für den Sieger, schauderhaft, schmerzlich und niederwerfend für den Besiegten. Eine neue Geschichtschreibung des Krieges wird aus den gesammelten Erfahrungen dieser Zeit, dieser großen, wild entfesselten Völkerkämpfe geboren werden müssen. Denn mit den Mitteln, die uns bisher zur Verfügung standen, gibt es kein Auskommen; wir werden mit ihnen nicht die notwendigen Übersichten schaffen, nicht die erforderlichen Klarheiten gewinnen können. Es muß ein Neues an die Stelle des Üblichen, des Alten treten, um die Ergebnisse dieses waffenklirrenden Schauspiels festzulegen.

Aber gerade wie beim Schachspiele viele Einzelzüge das Endergebnis der Partie bringen, so bestanden die großen Schlachten, wie sie auch im Osten vor den Grenzen unseres Reiches tobten, aus hundertfältigen Einzelheiten, aus selbständigen Gefechtshandlungen, in denen nicht nur die Überlegenheit einer Armee, einer Armeegruppe oder eines Regiments von Wichtigkeit war, sondern oft sogar die eines einzelnen Mannes von ausschlaggebender Bedeutung werden konnte. Mancher

derartige Fall wurde mir berichtet, und oft sind Taten dieser Art des beispielwürdigen, heldischen Verhaltens vor dem Feinde mit dem Ritterkreuz, dem „Eisernen erster Klasse“, in gerechter Anerkennung des erworbenen Verdienstes ausgezeichnet worden. Vor feindlicher Übermacht — die ja gerade im Kampf gegen die russischen Armeen immer wieder eine Rolle spielte — hat manches Mal ein beherzter Mann durch irgendeine sich dem Gefecht beeinflussend einordnende Handlung einen Erfolg erzielt, der, erweitert und von der angreifenden oder verteidigenden Truppe ausgenutzt, zum guten Abschluß der ganzen Kampfhandlung führte. „Der Wert des einzelnen Mannes durch die Schulung“: mancher Generalstäbler sprach mir darüber. Doch zuerst hörte ich eines Tages davon, als ich im Divisionsstabsquartier des Grafen von Bredow gastlich aufgenommen an der Mittagstafel saß.

Ziemlich durchfroren kam ich von der windüberpeitschten Höhe der Burg nach Olsztyn hinunter. Olsztyn, die Stadt! Wieder erschien mir diese Stadt nur als eine Ansammlung von verfallenen Scheunen und Ställen, zwischen denen sich unerschöpfliche Schmutzwinkel befanden. Ein elendes Nest, grau wie der Schneehimmel. Vom Markt suchte ich mich durch einige Seitengäßchen nach dem neben der Kirche liegenden Pfarrhause. Es war kein Weg; es waren nur wenige durch tiefen, halbgefrorenen Sand gestampfte Schritte. Hinter zusammengeduckten, strohgedeckten Hütten fand ich das Haus, und wie sich die Kirche in all diesen polnischen Nestern weiß und leuchtend aus dem Gemisch verwahrloster Häuser abhebt, so auch die Heimstätte des Geistlichen. Sie machte den Eindruck eines kleinen Herrenhauses; denn sie hatte keine klaffenden Risse in den Mauern, durch die der Wind pfeifend in die Zimmer dringen konnte.

In diesem kleinen, aber annehmbaren Gebäude hatte Graf von Bredow, der Divisionskommandeur, bei dem ich mich melden wollte, sein Stabsquartier aufgeschlagen. Exzellenz war von seinem an jedem Morgen unternommenen Inspektionsritt noch nicht zurück, und so wurde ich zum Chef des Stabes, Hauptmann H....., geführt, der im Divisionsgeschäftszimmer vor den Karten am Fernsprecher saß. Es gab eine kurze Vorstellung, ich zeigte meine Ausweise vor und wurde zum Warten eingeladen. Denn das Telephon summte und tutete.

„Sie müssen schon entschuldigen, aber, wie Sie wissen, stehen wir mitten im Gefecht. Es ist nicht schlimm, aber es macht den Eindruck, als ob es sich weiter entwickeln will.“

Ich setzte mich abseits neben ein Fenster, vor meinen Füßen häufte sich ein Strohberg, in dessen halbdunkler Tiefe zwei Mann der Fernsprechtruppe vom Nachtdienst ausschliefen.

Die Karten zogen wieder den Blick des Chefs an. Zwischendurch meldete sich das Telephon, oder der vorn in einem schmalen Vorflur aufgebauten Vermittlungsstelle wurden Aufträge überwiesen. In einer Ecke saßen einige Ordonnanzoffiziere und der Divisionsdolmetscher. Sie sprachen leise miteinander. Denn an einem Nebentisch arbeitete vor Fernsprecher und Karte der Adjutant des Artilleriekommandeurs. Unweit des Stubeneinganges neben dem fauchenden Ofen kratzten die Federn fleißiger Divisionsschreiber. Ab und an ritten Offiziere vor dem Hause vor. Mit Meldungen traten sie in das Zimmer; die Hacken flogen zusammen, und die Sporen klirrten. Die Karte in den Händen, knappe Worte auf den Lippen, Frage und Antwort klar und kurz, so standen sich die Offiziere gegenüber. Eine Frage schwebte zwischen allen: Wird der Russe in seinem Angriff fortschreiten? . . .

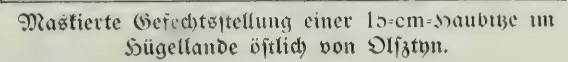
Der Fernsprecher tutete. Bald galt es dem Artilleriekommandeur, bald dem Generalstabsoffizier. Er summte sein regelmäßiges kleines Lied in abgerissenen Lauten, die wie eine klingende Zeichensprache waren, und kaum hingelegt, mußte der Hörer schon wieder aufgenommen werden; denn von allen Seiten liefen die Meldungen ein. Es wurden Nachrichten an das Armeeoberkommando weitergegeben oder Befehle von dort empfangen. Bis in die vordersten Schützengräben reichten die Drähte, das Nervensystem des modernen Krieges, und so erfuhr das Divisionskommando, was sich vor seiner ganzen Front ereignete. Verborgen konnte der Feind nicht die kleinste Bewegung vornehmen. In den Beobachtungsunterständen belauerten ihn die Scherenfernrohre — sie sahen, wo er schanzte, sie zählten beinahe seine Spatenstiche —, im Vorgelände schoben sich Schleichpatrouillen durch die Waldstücke. Hinter Ackerfalten, überall wo sich eine gute Deckung auffinden ließ, krochen sie dem Gegner entgegen, und oft genug kam es zu Geplänkeln, bei denen uns gelegentlich ein paar Mann verloren gingen; häufiger



Steirische Fuhrleute einer österreichisch-ungarischen Verpflegungskolonne in der Umgegend von Czenstochau.



Die Schönheit der Stadt Stryków.



Maskierte Gefechtsstellung einer 15-cm-Haubitze im Hügellande östlich von Olsztyn.



Czenstochauer Bettler am Haupteingang zum Kloster auf dem Klarenberge.

aber sah der Feind seine vorgeschickten Mannschaften nicht wieder, da sie ihm entweder abgeschossen oder abgefangen wurden.

„Tätä tätä tätätätä.“ Neue Weckrufe.

„Division Bredow . . . Hauptmann H. . . . . Melden Sie.“

Der Hörer lag ruhig am Ohr des Generalstabsoffiziers. Seine Augen waren fest auf die Karte gerichtet. Dann aber faßten die Finger nach dem Meßzirkel, der sich auf dem in großem Maßstabe ausgeführten Abschnittblatt schnell bewegte.

„Was stellten Sie fest? Artillerie? . . . Das ist doch über 3 Kilometer vor der Mitte Ihres Regiments. Wenn es Infanterie ist, so hebt der Russe eine neue Rückhaltstellung aus . . . Er sichert also die Straße Janów—Przyrów. Hoffentlich denkt er nicht daran abzubauen . . . Gibt es sonst noch was? Wie steht es bei Koppe 111? . . . Daß russische Vorposten in Siedlec sitzen, wissen wir schon. Stärkere Gruppen schanzen jetzt dort? . . . Das ist ja glänzend! Um Gottes willen nicht stören! Hat Ihre Kompagnie feste Verbindung mit den Nachbarabschnitten? . . . Geben Sie sofort den Befehl weiter, daß feindliches Feuer nicht beantwortet werden soll.“

Am Nebentisch weckte der zweite Apparat. Als der Adjutant den Hörer aus der Hand legte, stand er auf und kam an den Tisch des Chefs heran:

„Nichts Neues? Was ist bei Siedlec los?“

„Sie schanzen seit einer Stunde vor der ‚toten‘ Waldecke. Hoffentlich kommen sie!“

Draußen war es merkwürdig still geworden; denn von den deutschen Batterien fiel nur gelegentlich ein Schuß. Der Hauptmann strich über das Kartenblatt. Dann machte sein Zirkel ein paar Bewegungen, als ob er tanzen wollte. Auf einem Blockzettel entstanden Notizen; sie wurden untereinandergesetzt wie die Zahlen eines Additionsexempels. Da summte aber auch schon wieder das Telephon. Und es summte, trompetete jetzt immer häufiger, es ließ keine Ruhepausen aufkommen, wurde geschwätzig, und der Chef hörte ihm zu, stellte Fragen und ließ zwischendurch neue Verbindungen aufnehmen. Wie festgenagelt saß er vor seinem Arbeitstisch: er fühlte die Stellung ab. Draußen zweigen die Drähte durch das Gelände — alle wichtigen

Strecken sind doppelt gezogen —, jeder Anschluß ist ein sicherer Griff, und so geht es von Abschnitt zu Abschnitt, von Regiment zu Regiment, von Kompagnie zu Kompagnie. Es ist die Kleinarbeit der direkten Nachrichteneinziehung und Befehlsübermittlung. Beobachtungen werden gesammelt, notiert; wenn es sein muß, ist in fünfzehn Minuten ein Frontbild fertig. Es liegt als Skizze auf dem Schreibblatt, es lebt in vollkommener Bewegung im Kopf des Generalstäblers, der keine Nerven zu haben scheint.

Ich hatte Zeit, ihn mit Muße zu beobachten. Dazwischen dachte ich zu denen hin, die „vorn" standen, mit denen mich in den letzten Tagen mehr als ein Band verbunden hatte. „Ruhe! Ruhe!" So rief es ihnen jetzt durch den Draht entgegen. In den Schützengräben und Artilleriestellungen wußte ich sie nun auf dem Beobachtungsposten. Die Gläser, die Scherenfernrohre guckten dem Gegner bis in das Herz. „Alles muß bereit sein! Und dann: Ruhe! Je näher er überall herankommt, um so sicherer, um so besser fassen wir ihn. Es kann uns nichts günstiger sein als ein kräftiger russischer Angriff! Also Ruhe, Ruhe und immer wieder Ruhe!"

Und zu den Leuten im „toten" Winkel — wackere, frische Jäger saßen dort, tief hinter dem Buschwerk des Unterholzes eingegraben; so gut hatten sie es gemacht, daß die Infanterie, die als Nachbargruppe auf einer Höhe lag, sie noch nie zu sehen bekommen hatte —, zu denen sagte der Draht: „Wir hoffen, daß der Russe heute nacht kommt. Nun soll das Bataillon zeigen, was es kann. Doch gut hineinlassen in die Falle; es kann keine Maus durch das doppelte Flankenfeuer!"

Im Divisionsstabsquartier war Graf von Bredow eingetroffen. Er hatte unterwegs von der neuen stärkeren Bewegung des Feindes Mitteilung bekommen und war bis zu den Infanteriestellungen geritten. Mitten im Zimmer standen wir nun im Gespräch, als das Telephon plötzlich wirr zu wecken begann. Durcheinandergewirbelt klangen die Rufe. Der Chef stutzte. Er sprang zum Apparat und forderte direkte Verbindung. Er hörte eine Weile zu, stellte Fragen, dann aber überstürzten sich seine Worte. Zahlen von Armeekorps strudelten durcheinander, und den Schluß machte ein Anpfiff erster Ordnung: „Übrigens,

was fragen Sie denn! Das müßten Sie alles wissen, da es genau bekanntgegeben wurde!"

Der General, alle Offiziere guckten verwundert. Aus der Division war eine Armee geworden — im Hinterland wimmelte es von hohen Kommandostellen? — Niemand wußte etwas davon! Erst als der Chef das Telephon aus der Hand legte und, sich aufreckend, lachend mit ruhiger Handbewegung die feucht gewordene Stirn wischte, löste sich das Rätsel.

„Das war ein Russe! Irgendwo hat er sich an die Leitung angeschlossen. Er sprach in schlechtem baltischem Dialekt und wollte den Quartierort des nächsten Generalkommandos wissen." Hauptmann H..... lachte. „Das ist ein ganz netter Scherz. Doch wenn sie glauben, daß wir darauf hineinfallen! ... Ein aufgegriffener, spionageverdächtiger Bauer solle dort direkt abgeliefert werden. Ich glaube, ihm eine befriedigende Antwort gegeben zu haben."

„Ein Russe?"

„Verlassen Sie sich darauf. Nach der mißlungenen Kriegslist werden wir zur Bestätigung schnell genug eine Störungsmeldung bekommen."

Die Vermittlungsstelle fing sofort an, die Anschlüsse abzufragen. Zehn Minuten später mußten die aus ihrem Stroh aufgejagten Leute reiten; denn ganz vorn war der Schaden zu suchen, und dorthin war der Weg weit.

Es war ein enges Haus, in dem ich das erlebte; ein Haus mit fabelhaftem Luxus: Strohstreu für die Offiziere und Mannschaften, auch eine Strohstreu für den Divisionsgeneral; denn die Lade, die ein Bett sein sollte, war ebenfalls mit „Ackerdaunen" aufgefüllt. Aus alledem fügte sich mir ein Bild, ernst und einfach im Grundton, aber reich an Inhalt. Zum ersten Male hatte ich einen Blick in das stetig, ruhig arbeitende Uhrwerk der Kriegsmaschine werfen können. Kräftiges Radwerk läuft darin. Sicher greift Zahn in Zahn.

Um Graf von Bredow scharte sich beim Mittagessen der kleine Kreis des engeren Stabes. Schlicht ging es her, kriegsmäßig; aber frohe Reden fehlten nicht. Der General erzählte selbst Frontgeschichten vom Vormittag, und dabei gibt es immer etwas zu lachen. Beim Kaffee wurden wir aber gestört; denn Gefangene kamen an, die sofort ver-

hört werden sollten. Sie machten einen stumpfen Eindruck, hatten keine Ahnung, was Polen ist, und wußten nur, daß ihre Offiziere ihnen gesagt hatten, sie ständen schon seit langem in Deutschland und wären bald in Berlin.

Am Abend saß ich dann in der Wohnung des Artilleriekommandeurs Major von H.... Wir plauderten bei gutem Moselwein, während draußen der Geschützdonner immer lebhafter wurde. Es schien also wirklich ernst werden zu wollen. Als das Donnern immer mehr anschwoll, guckten wir vor das Haus. Nachtschwarz stand der Himmel, doch überall zuckte es, blitzte es feurig auf. Zwischen dem Hügelland rollten die Echowellen. Bald nach dem Anbruch der Dunkelheit hatte der russische Artillerieangriff begonnen; bis in die zehnte Stunde dauerte er gleichmäßig fort, dann aber nahm er an Heftigkeit zu, schwoll an, verstärkt durch das immer lebhafter werdende Infanteriefeuer.

Und nun kam auch hier wieder der Fernsprecher in Bewegung. Major von H.... saß am Tisch. Er drehte sich nur halb herum, stützte den Kopf leicht auf, und seine Augen bekamen den Blick der Ferne. Er war draußen bei den Batterien. — Ruhige Fragen; ruhige Befehle. Alles vollzog sich mit wundervoller Sicherheit. Er wußte, wie jedes Geschütz stand; denn schon seit Mittag waren die Batterien auf ein gutes Zusammenarbeiten eingestellt. Er war selber in den Stellungen gewesen, hatte nach dem Rechten gesehen, und nun, da der Russe den Angriff wagte, bedurfte es nur kurzer Befehle, und die wartenden Geschütze spien dem Feinde ihr Feuer entgegen. Die Ruhe ging so weit, daß wir zwischendurch vom Wert der deutschen Landwirtschaft sprechen konnten, vom Heldentum im Kriege, vom deutschen Überseehandel und von der hohen Politik. Und dazu aßen wir heimatliche Fischkonserven, frische Pellkartoffeln und Butter.

Draußen tobte der Kampf. Angriff und Abwehr schritten fort. Es gab keinerlei Beklemmungen. Beim kalten Hasenbraten trompetete es wieder. Der Major legte den Hörer ans Ohr und fragte, als ob er mit einem alten Bekannten vom Wetter und Befinden spräche: „Wie geht's?" Dann aber stand er von seinem Koffer auf, der ihm als Stuhl diente, und ein heller Zug der Freude flog über sein Gesicht.

„Ich danke für die Meldung! . . . Vollständig? . . . Das ist ja herrlich!“

Er legte den Hörer aus der Hand, schenkte neuen Wein ein, nickte seinem Adjutanten zu und sagte:

„Abgeschmiert! Vollständig! Die schwere Batterie von Koppe 105 meldete, daß der russische Angriff in unserm Feuer zusammengebrochen ist.“

Der Tod hatte an dem Abend nicht allein dort unten reiche Ernte gehalten. Vor allen Gräben lagen die Feinde. Sie glaubten wohl schon die ruhigen deutschen Stellungen schwach, als sie der niedermähende Eisenhagel empfing. Und so oft sie es auch immer wieder versuchten, gegen die Südpolenfront vorzubrechen, um nach Schlesien zu marschieren, es gelang ihnen nicht; denn der Wall stand unerschütterlich fest. Er war nicht zu überrennen, und der Weg wurde nicht frei.

Einige Tage nach dem Angriff kam ich noch einmal in jene Stellungen hinaus. Von Waldsaum zu Waldsaum, über Hügel und Höhen bis zu den hart vor den feindlichen Infanteriestellungen aufragenden Kuppen ging es dahin. Die Schützengräben im Kampfabschnitt der Division waren deutsch-sauber, sie hatten peinlich genaue Gewehrstände — es herrschte preußische Ordnung. Schon damals sah ich manchen prachtvoll ausgebauten Grabenunterstand, fand vorgeschobene Artilleriebeobachterposten, in deren Erdhöhlen es sich gemütlich 500 Meter vor dem Feinde beim Glase Grog sitzen ließ. Zwischen Strohwänden in unterirdischen Hütten, beim Schein der abgeblendeten Hängelampe und dem in der Ecke so gemütlich im Eisenofen knisternden Holz gab es manche Kriegserzählung zu hören, und es wurde herzlich gelacht.

Vor den Gräben aber, draußen im Zwischenland, über das der Kampf tobte, lagen die Toten, die die Russen bei ihren Angriffen liegen ließen. Der Winter hing den starren Körpern ein Kleid um. Er wehte sie in Schnee ein, und immer wieder deckte er so die von neuem im Gelände entstehenden dunkeln Flecke zu.

Auch im „toten“ Winkel war ich. An Artilleriestellungen ging es vorüber. Waldlichtungen mußten im Sprung genommen werden, und dann kam gar ein Abschnitt, da hieß es ganz den Schutz der

Erde suchen. Flach nieder; geduckt schleichend bis hinter die einsam stehenden Felskuppen, zwischen deren gezackten Schroffen unsere Jägervorposten standen. Dick in Pelze eingehüllt, in strohgefütterten Steinnischen hielten sie Wacht, die Zielfernrohrbüchsen, genau so wie der Gegner, stets schußbereit. Umheult vom Winterwind, umjagt von den Schneeflocken, einsam in der menschenleeren Weite des Kampffeldes. Es waren das Posten, die ganze Männer verlangen, und jeder, der dort kriechend hinausgeschickt wurde, hat seine Pflicht mit eisernem Willen getan. Zu zwei und drei Mann saßen sie sturmumtost, und auf den Kuppen gegenüber saß „Iwan, der Schreckliche" und der „Klippenschütze". Ihr Humor half ihnen. Iwan war ein russischer Artillerieoffizier, der mit seinem Geschütz wanderte, dessen man nicht habhaft werden konnte, und der Klippenmann war der gegnerische Scharfschütze, vielleicht ein sibirischer Bärenjäger, der es verstand, noch im Nachtdunkel den Gegner mit Kernschuß von seinem Stand herunterzuputzen. Unsere Wachtposten haben die Klippe scharf unter die Gläser genommen und hoffentlich mit Erfolg; denn auch sie waren Weidleute, denen keine Kugel zwecklos zum Lauf hinausfuhr.

In diesem Raum lag der „tote" Winkel. Auch dort haben die Jäger oft ganze Arbeit gemacht. „Es kann keine Maus durch das doppelte Flankenfeuer." Versuche genug sind gemacht worden, aber der Chef des Stabes hat recht gehabt; denn der Bataillonskommandeur hatte die Stellungen so ausbauen lassen, daß seine Jäger gut feuern konnten, wenn die Stunde es erforderte. Immer wieder konnte dann der Fernsprecher zur Division melden: „Der Angriff ist zusammengebrochen, wie es zu erwarten war!" Am nächsten Morgen sahen sich unsere Leute dann aber immer mit frohen Augen an: Es war eine harte Arbeit, aber geleistet in Pflichterfüllung für das Vaterland! — Freilich die Nacht war dann wieder schlimm gewesen, und — es wiederholte sich immer — von den Schützengräben und den Batterien her meldeten die Abschnittkommandeure, daß das Schreien und Stöhnen der Verwundeten, das Wimmern der Sterbenden vor den Stellungen furchtbar sei.

Zweiter Teil: Bei der Armee Mackensen.

Achtes Kapitel.

Von Süd- nach Nordwestpolen.

Ich stand mitten unter unsern im Osten von Czenstochau ins Gefecht verwickelten Truppen, als die freudige Nachricht eintraf, daß die Kette der neuen so bedeutungsvollen Siege in Nordwestpolen sich abermals erweitert habe: Lodz war besetzt worden. Große Freude brach aus; für mich bedeutete dieser Sieg aber nebenher ein Abschiednehmen von Männern, die mir näher getreten waren, mit denen ich, wenn auch nur durch kurze Zeit, die wechselvollen Schicksalsführungen des Krieges geteilt hatte. Es hieß nun nordwärts ziehen, um näher an das Operationsgebiet von Lodz heranzukommen. Ich wäre gern bei der Division geblieben, doch Befehl ist Befehl!

Es ging also zurück. Mühsam arbeiteten sich die Pferde wieder über die tiefsandigen Straßen, die der Russe „Gruntowije Dorogi", d. h. Grundwege — vermutlich wegen ihrer Grundlosigkeit — nennt.

Und nun nach Olsztyn für Stunden noch einmal Czenstochau! Hatte sich die Stadt wirklich so verändert? Sie kam mir mit ihren steingepflasterten Straßen wie ein Reich der Herrlichkeit vor. Zudem, es war noch mehr deutsches Militär gekommen. Man merkte auch dort, daß die Neuformierung vollkommen durchgeführt worden war. An den Alleen wimpelte es schwarz-weiß-rot; Stabsflaggen, Generalkommandos, alle möglichen Reserveformationen hatten dort Quartier bezogen, vor denen die Wachen unter Gewehr standen. Fuhrparkkolonnen nahmen die Fahrdämme sehr in Anspruch. Vom Morgen bis zum Abend rasselten die Wagenreihen durch die Stadt. Wohin man kam, alles war feldgrau; denn unser Militär hatte nun die Oberhand: Czenstochau glich einer deutschen Garnisonstadt. In den

Wirts- und Kaffeehäusern saßen die dienstfreien Mannschaften, sie promenierten zwischen der einheimischen Bevölkerung, und den Straßenwachtdienst versahen Posten, die mit aufgepflanztem Seitengewehr ruhig über die Fahrdämme schritten. Es herrschte wundervolle Ordnung.

Ganz militärisch sah es im „Angielski" (im „Englischen Hof") aus. Dort wohnten nur deutsche Offiziere. Um 6 Uhr früh begann sich der Speisesaal zu füllen. Uniformen aller Waffengattungen konnte man den ganzen Tag über sehen. Wer um 8 Uhr abends den geräumigen Saal betrat, glaubte sich plötzlich aus Polen in ein beliebtes Gasthaus einer großen deutschen Garnison zurückversetzt. Das soldatische Treiben war aber nur die eine Seite des Czenstochauer Kriegslebens. Im Schatten kroch das Elend über die Gassen. Das Bettlertum wuchs pilzartig, und wer über die Alleen zum Kloster auf den Klarenberg hinausging, dem heftete sich die weinende Not an die Fersen. Freilich mag Bettlergeschäftigkeit den Eindruck verschlimmert haben; denn alles ging dort hinaus, Offiziere und Mannschaften, und alle gaben freimütig die unangenehmen russischen Kopekenstücke aus der Hand.

Auch darin waren wir die Barbaren: zum Kloster der Paulanermönche auf der Jasna Góra pilgerte jeder Mann. König Wladislaus Jagiellos festungsartige Mönchsburg über dem Warthetal, um die in früheren Jahrhunderten viele Kämpfe tobten, mußte „man" gesehen haben. Das Kloster auf der Jasna Góra, Polens heiligster Wallfahrtsort, in dem in einer besonderen weihrauchdunkeln Kapelle des an Gewölben, Gängen, Treppen und Galerien reichen Gotteshauses das wundertätige Bildnis der „Matka Boschka", der „Schwarzen Muttergottes von Czenstochau", aufbewahrt wird. Zweimal am Tage während der Hauptandachten enthüllte sich, so wie in Friedenszeiten, das hinter einer schweren, getriebenen Silberplatte aufbewahrte Bild, und stets strömten zu den feierlichen Gottesdiensten, die von einem schwermütigen, wundervoll melodiösen Kirchengesang begleitet werden, eine große Menge Andächtiger herbei. Gut ein Drittel der Kapelle füllten die deutschen Soldaten aus. Sagenhaft sind die Erzählungen, die das Bild umranken, märchenhaft sind die Schätze, die — man sieht sie in einer großen, geräumigen Prunkkammer — im Kloster als Eigentum der Muttergottes aufgestapelt worden sind; denn die

berühmte, im Stil der alten byzantinischen Meister auf Zypressenholz gemalte heilige Mutter ist mit goldenen Kronen versehen und besitzt reiche, mit kostbaren Edelsteinen verzierte Gewänder. In Polen wie in allen Ländern slawischer Sprache gibt es keinen heiligeren Ort als diese Kapelle, in der das geweihte Bildnis hängt, und sicher ist, daß von der Schwarzen Muttergottes von Czenstochau, deren Name im ganzen Lande in jedem Gebet genannt wird, während der Andachten eine tiefe, mystische Wirkung ausgeht, der sich durch die Feierlichkeit des Gottesdienstes wohl niemand verschließen kann.

Auch dieses Kloster und seine Kirche, dieses heilige Gnadenbild der „Regina-Regni Poloniae", ist ein charakteristisches Stück Polen. Ungeheurer Reichtum floß in den Klostermauern zusammen; goldprunkend sind die mit Deckengemälden versehenen Räume der Kirche, strotzend im Schmuck des edeln Metalles ist der Altar des Bildes selbst, vor dem die Armut des Polenlandes opferwillig kniet. Prunk in der Kirche — und Elend vor ihren Türen, Elend, echt russisches Elend: Menschen mit allen Gebresten, Krüppel in Lumpen, verwahrloste Kreaturen in schmutzigen Pelzen, die sich bettelnd vor den Toren des Reichtums an der Erde wälzen.

Es war das der letzte Eindruck, den ich von Czenstochau mit fortnahm. Nach Schlesien ging es, da der Weg so vorgeschrieben worden war, um durch die Provinz Posen nach Nordwestpolen zu gelangen. An einem klaren Wintertag trat ich zusammen mit andern Herren von Lublinitz aus die Reise an. Im offenen Armeeautomobil ging die Fahrt vor sich, und auf den herrlichen Straßen Schlesiens und Posens flog der Wagen in rasendem Lauf vorwärts. Überall winkende Bewohner. Schwere Sorgen waren den Menschen von den bangenden Herzen genommen; denn mit den neuen Siegen zeigte es sich, daß Geist, Wille und Schlagkraft der Truppen ungeschwächt waren.

Ich selbst aber empfand diese Fahrt wie ein Geschenk; denn vom südlichen armen Polen nach Schlesien und Posen zu kommen, heißt nichts anderes, als aus dem Lande des grauen Elends in das des goldenen Reichtums zu gelangen. Alle Nörgler sollten diesen Weg einmal zu ihrer Besserung gehen. Deutsche Ordnung! Überall saubere

Menschen, reinliche Ortschaften, kleine betriebsame Landstädte, in die man sich verliebte, während man sie früher verlästerte.

Wie im Flug ging es in dem von einem Herrn des Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps gesteuerten Wagen durch das lachende Land, und ich mußte mehr als einmal an Südpolen zurückdenken. Noch auf meiner letzten Fahrt hatte ich ein bedauernerregendes Bild gesehen; denn östlich von Czenstochau liegen alte großfürstliche Wälder, die ehemals ungeheuer wildreich gewesen sind. Nun aber wurden die breiten und kilometerlangen Forstgebiete von der hungernden und frierenden Bevölkerung umgeschlagen und verwüstet. Quer durch diese Wälder führte die Straße, und ihr trostloser Zustand, ihr entsetzlicher Anblick stimmte unwillkürlich traurig. Nackt, vollkommen entrindet, standen die Baumstümpfe; überall lag das Astwerk sperrend über dem Weg; denn die abgeschnittenen Kronen waren liegengeblieben, da sich die Gier der Bewohner nur auf die alten, hohen kernholzbietenden Stämme richtete. Gewiß war anrückende, bittere Winternot die hinter ihnen stehende, treibende Kraft, doch da sich niemand um das Beginnen der Menschen kümmerte, wurde der Wald gemordet, und aus vielen Dörfern, ja selbst aus Czenstochauer Vorstädten kamen die Bewohner, um das Verwüstungswerk gründlich durchzuführen. — Ich war froh, nun wieder deutsche Forsten, deutsche Landsitze in ihrer stillen Unberührtheit zu sehen, und auf dem Wege von Lublinitz über Kreuzburg und Kempen nach Ostrowo ging es an vielen Gütern vorüber, die im Glanzlicht eines klaren Wintertages prachtvoll dalagen und das Herz froh werden ließen.

Hinter der deutschen Grenzortschaft Skalmierzyce fing dann aber doch wieder Polen an, und bald lebte deutscher Bürger- und Bauernfleiß für lange Zeit nur noch als schöne und liebe Erinnerung in mir.

Das schnelle Tempo, das wir auf den deutschen Landstraßen eingeschlagen hatten, mußte der Kraftwagen aufgeben; denn es wurde mit den Straßen immer schlimmer, je mehr wir wieder nach Polen hineinkamen. Die alte napoleonische Heerstraße, die für die Fahrt gewählt worden war, bestach anfangs; doch wir lernten noch kennen, was es heißt, einmal richtig durchgeschaukelt zu werden. Von Sieradz

über Zdunska-Wola und Pabianice wurde die Landstraße so schlimm, daß wir von Minute zu Minute mit einem Achsenbruch rechneten, weil der Wagen in einem Maße hin und her geworfen wurde, daß jede Hoffnung in uns schwand, unser Ziel überhaupt noch mit gesunden Gliedern zu erreichen.

Die große Heerstraße, über die wir fuhren, durchschnitt das Land der neuen Kämpfe. Bald nach dem Grenzübergang wurde Kalisch erreicht. Zum großen Teil lag die Stadt in Schutt und Trümmern. Die ganze Breslauer Vorstadt machte einen erschütternden Eindruck. Vor dem Kriege unter den schönen Städten Polens genannt, war nun aller Glanz der Gouvernementsstadt dahin, seitdem durch Freischärler, die aus den Häusern auf die durchmarschierenden deutschen Truppen schossen, ein Strafgericht heraufbeschworen worden war. Mit schwerem Artilleriefeuer belegt, barsten die Gebäude, ein ungeheurer Brand brach aus, der ganze Stadtviertel vernichtete. Hohläugig standen die Straßenzüge. Bis auf den Grund waren die Mauern aufgerissen, und stockwerkhoch türmten sich die Steinmassen der niedergebrochenen Wohnhäuser. Zwischen rohen Ziegelwänden ragten brandschwarze, im Feuer verbogene Eisenträger auf. Abgestürztes Gebälk starrte stark verkohlt zwischen dem Geröll hervor, und drohend hingen rauchdunkle Dachreste über schrägstehenden Mauerresten. Nur ein schmaler Fahrweg war auf den Straßen vom Geröll freigemacht worden, so daß sich die Trümmerberge nach beiden Seiten hoch aufhäuften. Ein Bild des Jammers war die Stadt, und die unversehrten Kirchen und Häuserviertel, die nur geringe Spuren der Granatenwirkung aufwiesen, verstärkten noch den Gegensatz.

Durch diese Steinwüste der Stadt Kalisch zog ungedienter Landsturm weiter nach Polen hinein. Die werdenden Armierungssoldaten, die im Verlauf des Krieges manches tüchtige Werk zustandegebracht haben, zogen noch in ihren Zivilkleidern, mit Schachteln und Decken bepackt, ihre Straße. Es waren vergnügte, übermütige Berliner Jungens, die auf diesem Wege noch nicht wußten, welch große Arbeit ihrer im nicht mehr fernen Warthegebiet harrte.

Auf der breiten napoleonischen Straße schoben sich deutsche Parkkolonnen durcheinander: Sanitätsnachschübe, Verpflegung, Munition

und Feldpost. Es waren malerische Bilder. Dezember! Die ersten weißen Schafpelze waren ausgegeben worden. Die Fahrer, die sich schon in sie einhüllen konnten, saßen wie plumpe Mehlsäcke dick auf ihren Böcken. Ihre Pfeifen, die kurzen „Nasenwärmer", qualmten, und so zog der Troß, endlos lang, unablässig vorwärts.

In Sieradz sollte Rast gemacht werden, aber die kleine Stadt war von deutschen Truppen so voll, daß man knapp auf den Straßen vorwärtskam. Endlich fanden wir ein Gasthaus: das Offizierskasino! Ob wir wohl etwas zu essen bekommen werden? . . . Eine große, verqualmte Stube nahm uns auf. Kerzenlicht flackerte, Menschen schoben sich durcheinander. Wer eine Sitzgelegenheit ergattert hatte, dachte nicht mehr daran sie aufzugeben. Vor einem Billard stand, inmitten des wogenden Gedränges, wie festgenagelt ein Landwehrmann. Er sollte etwas besorgen, eine Handreichung machen, aber er hörte nicht, er ging nicht.

„Kerl, warum springen Sie nicht!"

„Zu Befehl! Es ist mir verboten, den Platz zu verlassen."

„Von wem? Warum?"

„Ich soll das Bett für unsern Herrn Oberstleutnant bewachen!"

„Na, Mensch, dann stehen Sie doch hier nicht im Wege!"

„Zu Befehl! Das Billard! . . . Es wollte sich schon wer anders drauflegen!"

„Ach sooo! . . ." Allgemeines Gelächter . . . „Warum haben Sie denn den Platz darunter nicht angeboten?"

„Zu Befehl! Dort schläft schon unser Kompagnieführer!" —

Wir fuhren durch die sternenklare Nacht weiter. Vorwärts mit den noch immer marschierenden Truppen, mit den rollenden Wagenreihen. Das Auto warf lange Lichtstreifen auf die entsetzliche Straße. Bald nachdem wir aus der Stadt heraus waren, sperrten Doppelposten den Weg; denn wir hatten die Wartheniederung vor uns, und die Brücken, die über die Flußarme führten, waren von unsern Pionieren auf dem Rückzug so gut gesprengt worden, daß die Russen sie nicht wieder herstellen konnten.

Sprengen, so hieß es damals im Befehl, daß der Feind zum Aufbau drei Monate braucht. Nun hatte sich die Lage geändert, und

eine neue Anordnung verlangte, daß die Brücke in längstens drei Wochen fertig zu stehen hätte. — Das eine war besorgt worden; bis auf die Pfeiler im Wasser erstreckte sich die Vernichtung, und nun arbeiteten durch Tag und Nacht die Pioniere wieder am Aufbau. In der Flußmitte, rechts und links im Bruchland, standen schon die neuen, tief eingerammten Joche, so daß der Bau mit fabelhafter Schnelligkeit voranging.

Aber in jener Nacht mußten alle Wagen und Truppen noch auf einer schnell errichteten Kriegsbrücke über den Fluß. Anfahrt und Abfahrt über das sumpfige Vorland und durch einen trocken liegenden Flußarm waren aus Balken und Brettern zusammengeschlagen worden. Die Warthewasser selbst überbrückte ein auf Pontons gebauter Steg, und rund um die Brückenanfahrten brannten riesige Holzstöße, die das ganze Gelände mit einem rötlich flackernden Licht übergossen. Auf beiden Uferseiten waren Scheinwerfer aufgefahren worden, die aus riesigen Blendtrommeln die Baustelle taghell beleuchteten. Hunderte von Soldaten waren am Werk: im Vorland arbeiteten sie, an den Notstegen gab es zu tun, auf den großen Vorbereitungsplätzen krabbelten die Pioniere wie die Ameisen durcheinander. Laternen in allen Größen flammten, zuckten, wurden in Signalzeichen geschwungen; denn es umbrauste ein ohrenbetäubender Lärm den Bauplatz. Ratternde Motoren, schreiende Fahrer, die Brückenwachen und bei der großen Brücke über dem Wasser das Geschnauze der Unteroffiziere — denn ohne einen gründlichen Radau kann ein so wichtiges Bauwerk gar nicht gut gelingen! —, alles das fuhr als wildes Stimmenchaos mit dem Dezemberwinde davon, bis es auch von den dumpf niedersausenden Schlägen der Rammbären erdrückt wurde.

Es war ein grandioses Nachtbild. Vierfach bespannt kamen Munitionskolonnenwagen vom jenseitigen Ufer. Die Brücke bebte unter dem Stampfen der Tiere, die vor den brennenden Holzstößen unruhig wurden. Und nun fuhren wir an. Langsam. Rotzüngelnde, von hohen Qualmwolken überbraute Flammenberge beleuchteten den sich schlängelnden Weg. Gespenstig war die Fahrt; denn nun sahen wir auch, warum es so gewunden durch den Warthegrund ging: er war mit Granatentrichtern wie gespickt! Um diesen Übergang hatte ein

heftiger Kampf stattgefunden, ehe es gelang, die Russen zurückzudrängen. Als wir auf die Brücke kamen, drang durch den Lärm der Lebensgesang der arbeitenden Pioniere: Sägen schrien, es war ein unablässiges Hacken und Hämmern, und zwischendurch stampften die Rammbären, die immer neue riesige Pfähle in den Grund hineintrieben. — Noch lange, nachdem wir das jenseitige Ufer erreicht hatten, schrillte der Lärm in den Ohren nach, und wir konnten, da die Augen von der Helle geblendet waren, im Nachtdunkel nur mühsam die Straße erkennen. Dann aber, als das Sehen wieder möglich wurde, drängte sich uns allen fast gleichzeitig ein Ausdruck des Staunens auf die Lippen. Im bleichen, matten Licht lag, noch von der Brücke her erleuchtet, das flache Land. Überall klafften schwarze Trichter im Ackerboden. Unser Wagen mußte in ganz langsamer Fahrt vorwärtsgehen; denn auch die Straße war wund wie die Erde. Das war gute deutsche Artilleriearbeit. Es muß toll herübergehagelt haben, nach dem Zustand zu urteilen, in dem sich die Bäume befanden, die den Weg säumten: die Äste hingen abgeschlagen, die Stämme waren geborsten und gebrochen. Und dann kamen auch Gräber; viele mit flachen Russenmützen auf schnell zusammengeschlagenen Kreuzen. —

Im Kampfbereich! ... Hier begann die Armee unter Mackensen ihre eigentliche Tätigkeit!

In Zdunska-Wola kamen wir an diesem Abend zur Ruhe. Ein freundlicher Ortskommandant, ein schlesischer Landwehrhauptmann, legte uns in Flüchtlingswohnungen hinein! Es war ein merkwürdiges Gefühl. Die fremde, feuchtkalte Wohnung machte einen toten Eindruck; sie war, sah ich auf Einzelheiten, fast feindlich. Doch warum reflektieren? Bettgestelle ohne Betten! Die Wirklichkeit, das war das Entscheidende. Wir trafen es gut: nichts geht über eine blanke Matratze mit Insektenpulver und eigenem Schlafsack. — Im Nu war das Lager zurechtgemacht, und ich schlief mindestens ebenso gut wie der Herr Oberstleutnant auf seinem Billard in Sieradz.

Am nächsten Morgen bot der Marktplatz neben meinem Quartier einen eigenartigen Anblick. Der Handel der Stadt stockte, und so lungerten die Polen in den Straßen herum. Die Juden aber, deren es in unabsehbarer Fülle gab, bewiesen auch dort ihre Anpassungs-

fähigkeit an alle Lebensbedingungen. Sie hatten Verkaufsstände für Tee und Gebäck eingerichtet. Unsere marschierenden Regimenter wurden die Kundschaft an diesen Tischen, auf denen es in den Samowaren summte und brodelte. Mit Freuden nahmen die Juden deutsches Geld, und für ein paar Pfennige gab es für unsere Feldgrauen etwas Warmes in den Magen. Die Polen standen stumm an den Ecken und staunten.

Auf der großen Straße über Lask und Pabianice ging es dann vorwärts nach Lodz.

Neuntes Kapitel.

Lodz.

Die große Schlacht um Lodz war geschlagen. — In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember zogen die Russen ab. Scheinangriffe mußten den plötzlich und dann ziemlich kopflos durchgeführten Rückzug decken. Die Bevölkerung sah schon am Nachmittag vorher unordentliche Heerhaufen durch die Stadt ziehen, und als am nächsten Morgen von Zgierz her die ersten deutschen Vorposten einrückten, atmete sie erleichtert auf.

Neunzehn Tage hatte der Kampf gedauert!

Schon am 17. November hatten Streitkräfte der Armee Mackensen den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierz besetzt, und der feindliche rechte Flügel konnte von Stryków abgedrängt werden. Das unter dem Befehl des Generals von Morgen angreifende Korps marschierte gegen Lowicz, und im Süden von Lodz spielten sich Kämpfe ab, die reich an aufregenden Momenten waren. Namentlich die schweren Zusammenstöße im Süden und Südosten, im Raume zwischen Tuszyn, Rzgów und Brzeziny, dem Wolborka- und Miazga-Abschnitt, forderten von den Unsern die größte Zähigkeit, und was einzelne Truppenteile dort geleistet haben, übersteigt das Maß alles vordem Dagewesenen.

Die Kämpfe um den Besitz von Lodz schließen sich zu einem Heldengedicht zusammen, und wer später einmal diese Gegenden durchreisen wird, kommt an Grabstätten vorüber, die von alledem zu

erzählen wissen. Die „Gräberhöhe“ bei Rzgów wird dann hoffentlich ein Ehrenhain geworden sein. Die langen Hügel der großen Massengräber der Gefallenen werden, von Bäumen überschattet, nicht mehr so erschreckend traurig und verloren in der Landschaft liegen, wie wir sie während der Kriegszeit dort gesehen haben. Tapfere, Helden sind dort in den Staub gesunken. Gegen große russische Übermacht hielt eine kleine deutsche Schar stand. Sie blutete, sie hatte ungeheure Verluste, aber sie ging mit großen Ehren aus dem schweren Kampf hervor, der entscheidenden Einfluß hatte . . . Kriegsfreiwillige waren es! Jäger, fast alle junge Studenten der Breslauer Universität. — Wir haben eines Abends in der Dämmerung vor ihren schlichten Grabstätten gestanden und haben barhäuptig ihrer in Ehren gedacht.

Schmutzmassen ließen die russische Mißwirtschaft erkennen, die in Lodz gewaltet hatte. Auf den Marktplätzen lag der Kot in hohen Haufen; denn dort, mitten in der Stadt, hatten Stallungen gestanden, und niemand hatte daran gedacht, den Schmutz zu entfernen.

Das Grand Hôtel in der Petrikauer Straße wurde nun sehr schnell der Mittelpunkt des deutschen militärischen Lebens; denn dort bezogen die Stäbe Quartier. Deutsche Ordnung griff um sich, Sanitätskommissionen sorgten für die gründliche Säuberung der nicht kanalisierten Stadt, in der in hygienischer Beziehung die ungeheuerlichsten Zustände herrschten. Sofort wurden entscheidende Maßnahmen zur Abwehr drohender Seuchengefahren getroffen, und die Altstadt darum für militärische Einquartierung vollkommen gesperrt.

Als ich in Lodz einfuhr, war die Stadt schon über und über mit deutschem Militär belegt, so daß unsere Feldgrauen in ihr den Grundton angaben. Bagagekolonnen rumpelten durch die Straßen; Regimenter, einzelne Kompagnien, Wachmannschaften zogen vorüber; hell klangen die vielstimmigen Hupensignale unserer Militärautos, und das langgezogene „Tatütata“ mischte sich mit den zwitschernden Warnrufen einzelner Kraftwagen des Mackensen-Stabsquartiers. Die beiden ersten Hotels der Stadt, das Grand Hôtel und das Savoy Hôtel, waren ausschließlich von Offizieren bewohnt. In den großen Speisesälen hörte man nur Deutsch sprechen, und die polnischen Kellner wurden aus ihrem Phlegma aufgestört; denn nun mußten sie springen,



Straßenhandel im Lodzer Judenviertel.



Russische Gefangene bringen von unsern Truppen in den Kämpfen um Borzymów erbeutete Maschinengewehre nach Ziombki.



Jüdischer Händlerstand in der während der Kämpfe um Lodz zerstörten Stadt Konstantynów.

(Vgl. Seite 76.)

da die deutschen Herren für Ordnung und Schnelligkeit sorgten. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, wenn die deutschen Militärautomobile zwischen den Wagen der Lodzer elektrischen Straßenbahn hindurchschossen, die übrigens von den sich an der großen Stadt freuenden Mannschaften in ausgiebigstem Maße benutzt wurde. Sogar die Trittbretter belegten sie lachend mit Beschlag; aber alles ging freundlich zu, und man hörte manches Scherzwort.

Zum zweitenmal wehten die deutschen Farben über Lodz. Am Neuen Markt hing die Reichsfahne vor dem verfallenen Gebäude des Magistrats, in der Petrikauer Straße winkte sie vor dem Grand Hôtel, und in der Passage Meyer zeigte sie an, wo die Kommandantur im großen Hause der Wolga-Kama-Bank ihr „Heim" aufgeschlagen hatte. Zuerst, als die deutschen Farben erschienen, wußte die Lodzer Bürgerschaft nicht recht, ob sie zufrieden sein durfte; denn, so fragte man sich allgemein, wie lange wird Lodz nun unter dem Zeichen Schwarz-Weiß-Rot stehen?

Nach drei Wochen deutschen Regiments war die Stadt wie verwandelt. Die Einwohnerschaft faßte zu der neuen Lage Vertrauen. Mitunter schien es so, als ob ihnen der Deutsche nicht mehr der Fremde wäre wie in den ersten Tagen, und trotz schlechter früherer Erfahrungen — an den Häuserfronten hingen noch die Anzeichen, die vom „tragischen Tode" stadtbekannter Bürger berichteten — öffnete sich gelegentlich wieder ein Mund und ließ verlauten, was im Herzen vieler als Wunsch schlummerte. Man sagte nicht, was man gern sähe, nämlich daß der Russe bleiben möge, wo der Pfeffer wächst; denn das schien noch zu gewagt zu sein. Vor Wochen, als der Russe nach dem Abzug der Deutschen wiederkam, zeigte er sich sehr gut unterrichtet. Er nahm übel und entledigte sich der ihm nicht wohlgesinnten Bürger. Wozu gab es denn den Strang im heiligen Rußland? Aber trotzdem fragte man doch wieder vorsichtig: Wird der Deutsche bleiben? . . .!

Was es mit dem „tragischen Tode" — einer Umschreibung, wie sie vorsichtiger, ahnungsvoller und trauriger in einer öffentlichen Anzeige wohl nicht gegeben werden konnte — auf sich hat, habe ich in Erfahrung bringen können, nachdem es gelang, den Eiswall der

Furcht, der Einschüchterung und Ungewißheit zum Schmelzen zu bringen: einige Bürger, darunter solche, die sich um das Gemeinwohl der Bevölkerung in hohem Maße verdient gemacht hatten, sind von den russischen Militärbehörden ergriffen und unter allen möglichen Anschuldigungen kurzerhand, oft vom Abend zum Morgen, gehenkt worden.

Unter der schwarz-weiß-roten Fahne hatte Lodz zunächst eine gründliche Reinigung von russischem Schmutz erlebt. Acht Tage lang hatte das große Säubern und Aufräumen gedauert — im kleinen währte es an; denn wie eine deutsche Hausfrau jedes Eckchen in ihren Stuben staubfrei wissen muß, so auch die deutsche Verwaltung, die nun in Lodz regierte. Ganz merkwürdige Bilder konnte man täglich auf den Straßen sehen: deutsche Landsturmleute beaufsichtigten die Straßenreinigung, die namentlich in der Altstadt besonders notwendig und schwierig gewesen war. Die dort ansässigen, kleinen jüdischen Händlerfamilien waren der Reinlichkeit ebenso abhold wie die dort untermischt mitlebenden Elemente des polnischen Proletariats.

Eines Morgens erschienen dort deutsche Soldaten und kommandierten alles, was an arbeitsfähigen Leuten müßig auf den Straßen stand, zur Führung von Besen und Schaufel. Die Betroffenen waren nicht gerade erbaut davon; doch das half ihnen nichts, und man sah sie von nun an die Bürgersteige und Straßendämme, die Marktplätze und vor allem die Rinnsteine kehren. Kolonnenweise, von zwei bis drei Landsturmleuten geführt, mußten sie arbeiten, und es ist möglich, daß die deutschen Sympathien, die hier und da im Aufkeimen waren, wieder erheblich darunter gelitten hatten. Aber die Stadt wurde sauber; es wurde so lange gekehrt, bis die Rinnsteine frei waren, bis sie unter dem desinfizierenden, gelblichweißen Kalk blitzten. Zusammenarbeitend mit dem Kommandanten von Lodz, gelang es auf diese Weise der eingesetzten deutschen Sanitätskommission, in der Stille eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Was mit dem Dreck — es ist die einzig richtige Bezeichnung! — der vorher in Lodz gewesenen sibirischen Regimenter an Seuchenstoffen fortgeschwemmt wurde, kann man sich wohl ausdenken. Es ist erst später bekannt gegeben worden, welche Gefahren für die Stadt bestanden haben.

Das deutsche Regiment setzte straff, aber segensreich im Schaffen der Ordnung ein, und es machte bald den Eindruck, als ob sich die guten Elemente der Lodzer Bürgerschaft darüber nicht nur Klarheit verschafften, sondern daß sie der tatkräftig zugreifenden deutschen Verwaltung Anerkennung und Dankbarkeit zollten.

Zehntes Kapitel.

Schlachtfelder und Kampfstätten um Lodz.

Wir fuhren in südöstlicher Richtung zur Stadt hinaus, und gleich hinter Lodz begannen die Kampffelder. Einen merkwürdigen Eindruck machte kurz vor der Grenze des Lodzer Siedlungsbezirkes ein großer Exerzierplatz. Er ist lang und breit, kreuz und quer mit Erdlöchern in reicher Zahl bedeckt; im Laufe des Krieges habe ich diese Bauten schon oft im Gelände gesehen. Es waren Schützenlöcher, die sich, wie die Nester der Sandschwalben, immer dort dicht beieinander an abschüssigen Hügelflächen und sandigen Hängen vor Wäldern und Uferböschungen fanden, wo die Russen sich festgesetzt hatten. Hier auf dem Exerzierplatz der Garnisonstadt Lodz hat es der russische Soldat also lernen müssen, wie man sich schnell, dem Maulwurf gleich, in der Erde eingräbt. Jetzt saßen zerlumpte Kinder in diesen Kaulen, und ein Lärmen, Schreien, ein Gewirr von Stimmen überbrandete den weiten Platz.

Die Straße führte nach Andrespol. Sie war so schlecht, daß das Automobil nur in mäßigem Tempo fahren konnte. Streckenweise mehrten sich die Löcher, sie bildeten ein Netz von Hindernissen. Granateinschläge überall, und im Lauf der Zeit hatten Kolonnen den Weg so zerfahren, daß er einer Hügellandschaft ähnlicher war als einer Hauptstraße.

Andrespol. Reihig gebaut, flankiert das ein paar Kilometer lange Dorf die Landstraße. Schmutzige Häuser, niedrig, verwahrlost... Immer wieder erschreckend wirkte die Verkommenheit dieser polnischen Ortschaften auf das deutsche Auge.

Rund um die Ortschaft tobte der Krieg, zog Freund und Feind seine Wälle. Zu Hügeln schwillt das Land auf und ab. Spärliche Baumgruppen stehen darauf, gelegentlich wird es ein mageres Waldstück, und im Schutz solcher Holzpflanzungen stand deutsche Artillerie während der Kampftage um Lodz. Schützengräben, schon verfallen durch die Einwirkung von schnee- und regenreichem Winterwetter, zogen sich kreuz und quer durch das Land; oft prallten die Fronten hart aufeinander, oder zwischendurch standen plötzlich die Wälle einer russischen Geschützstellung. Am Ausgang der Ortschaft, die durch einen heftigen Straßenkampf mitgenommen war, zwischen abgebrannten Häusern dann aber doch das lebendigste Zeichen des Kampfgewirres: die Kirche von Andrespol. Granaten fraßen sich in das Turmfundament hinein, sie rissen in halber Höhe den Glockenstuhl auf, zerfledderten die Turmspitze, so daß die kahlen Sparren wie ein trostloses Gerippe gegen den Himmel anstrebten.

Nach Rzondowe führt die Straße weiter. Unweit des Ortes, der langgestreckt in einer Erdsenkung verschwindet, macht sie einen scharfen Knick. Hier lag ein Gotteshaus, dessen Glocken ehedem weit über das Land riefen, das aber jetzt, zusammengeschossen, einem Trümmerhaufen glich. Die Verwüstung der Kirche von Andrespol ist nichts gegenüber der des Gotteshauses von Rzondowe. Wild übereinandergestürzt waren seine Mauern, und der hohe Turm lag, nachdem er einige Wochen in den grotesken Formen seiner Zerrissenheit aufgereckt, schwankend gestanden hatte, in sich zusammengesunken mit hochgelagerten Steinmassen an der Erde. In einer Nacht hatte ihn die Sturmbraut des Winters gefaßt und ihn nach kurzem Kampf zu Boden gerissen. Im Falle nahm er aber auch noch einen Teil des Kirchendaches mit, und so türmten sich nur noch Geröllsteine und zentnerschwere Ziegelblöcke chaotisch neben dem Wege auf.

Nun beginnt an der Straße von Lodz nach Tomaszów aber eines der interessantesten Kriegsgebiete; denn da führt die Chaussee in der Richtung auf Karpin und Laznowska über die Einschnürungsstelle des Miazgabaches und der darum gelagerten Sumpfgelände. Hier kam in der Nacht vom 24. zum 25. November 1914 eine zum ..... Korps gehörende Division unter dem Befehl des General-

leutnants Litzmann in eine gefährliche Bedrängnis, die unsere Gegner schon freudig und voreilig von einem deutschen Sedan sprechen ließ.

Die Miazga, die die Straße schneidet, ist ein kleines Wasser, das sich inmitten eines breiten Sumpfgeländes sein Bett bereitet hat. Eine Dammstraße mit zwei Brücken überspannt das unwegsame Gelände, und vor diesem einzigen Weg staute sich die Heeresmasse der Litzmannschen Division: Infanterie, Kavallerie, Artillerie und die zu all diesen Truppen gehörenden Kolonnen. Südöstlich vor Lodz waren bei Andrespol, Olechów, Wiskitno und weiter südlich bei Rzgów harte Kämpfe mit den Russen im Gange gewesen, die sich hier gegen die völlige Einklammerung der Stadt heftig zur Wehr setzten. Unter dem Befehl Rennenkampfs stehend, drückte von Südwesten her eine neue in die Kämpfe eingreifende russische Armee auf die deutschen Truppen, die sich plötzlich in der Gefahr der Umklammerung befanden. Es blieb der Division also nichts anderes übrig, als schnellstens nach rückwärts eine Verbindung mit der Hauptmasse des Korps zu suchen. Exzellenz von S............, der Kommandeur des .... Korps, übersandte den Befehl dazu, der durch Fliegermeldung an die eingeschlossene Truppe gebracht wurde. Die Division wußte nun, daß sie ganz auf sich angewiesen war, und so kam es zu der „in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehenden Tat“: die Litzmannsche Schar sprengte den eisernen Ring, der sie schon fest umschloß, und schlug sich in der Richtung auf Brzeziny durch. Es gelang ihr dabei aber nicht nur, sich zu retten, sondern dem einschließenden Feinde noch 12000 Mann als Gefangene abzunehmen und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre zu erbeuten.

Es war ein prachtvolles Waffenstück! Helden führten es aus; denn sowohl die tatkräftige Führung wie die Mannschaften setzten an Kraft alles ein, was ihnen zur Verfügung stand, und so gewannen sie am 26. November den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen der Armee Mackensen wieder. Der Durchbruch auf Brzeziny konnte aber nur über die schmale Einschnürungsstelle des Miazgabaches geschehen. Wie unerschrocken und energievoll Litzmann ihn zur Ausführung brachte, erkannte ich aus der Örtlichkeit, die die Tat erst im rechten Lichte zeigte.

Von Rzondowe her drängten die Truppenmassen heran. In der Ebene vor der ersten Miazgabrücke und dem dort beginnenden Sumpfgelände stauten sich Infanterie, Reiterei und Wagen, während russisches Granatfeuer schon von drei Seiten unaufhörlich grollte. Doch in Ordnung und Geschlossenheit zogen die Truppen nach dem von Exzellenz Litzmann empfangenen Befehl über die etwa 8 Meter breite Dammstraße, und auch hier waren sie zur linken Hand von der Miazga selbst, zur rechten von dem völlig unwegsamen Sumpfgelände umschnürt und bedroht. Tollkühnheit war das ganze Unternehmen. Aber es wurde zum glücklichen Ende geführt; denn die Division wollte, wie Exzellenz Litzmann mir selber bei einem Besuch in Bratoszewice sagte, lieber ehrenvoll zugrunde gehen als, zu Gefangenen gemacht, in Unehre geraten. Eine glückliche Fügung scheint es aber doch gewesen zu sein, daß die Russen in dieser Nacht mehr Vorschußsiegestaumel als Kampfübersicht gehabt haben; denn wären sie die Herren der verzwickten Situation geworden, so hätten sie mit Leichtigkeit die einzige der Division zur Verfügung stehende Marschstraße mit schwerem Artilleriefeuer todbringend eindecken und unpassierbar machen können.

Den Eingang zu diesen Gefechten bildete ein charakteristischer Divisionsbefehl Litzmanns, der nach dem Eintreffen des von General von S.......... ausgesandten Befehls zum Durchbruch bekanntgegeben wurde. Er hieß kurz und bündig: „Die Division greift in rücksichtsloser Offensive den Feind östlich Lodz an und vernichtet ihn", und soweit das den noch immerhin beschränkten Kräften möglich gewesen ist, wurde dem Befehl entsprochen. Man erfuhr erst später, daß der Gegner mit mehr als vier Armeekorps gegenübergestanden hatte! Ungünstige Witterung herrschte, anstrengende Märsche waren vorausgegangen, um die geplante Umgehung des Feindes durchzuführen: zehn Tage ununterbrochener Eilmärsche! Aber man mußte, man wollte hinaus aus dem plötzlich sich einstellenden doppelseitigen Feuer der Russen. Also Kampf! Kampf bis auf den letzten Mann!

In Andrespol hatte es noch gerade Straßenkämpfe von großer Heftigkeit gegeben; man war also an alles gewöhnt, und so ging es vorwärts. Es konnte ja nicht schlimmer werden; denn dort kämpfte die Division schon mit zwei Fronten: nach Westen und Norden. Es

war ja kein Zurückgehen, sondern ein Durchhauen. Die Division wurde formiert, und Litzmann, den blanken Säbel in der Hand, gefolgt von seinen Stabsoffizieren, setzte sich an die Spitze. Vorwärts ging es nun: durch den Galkówer Wald und gegen die Lodz—Warschauer Eisenbahn. Am Bahndamm saß der Feind. Sturm! Rasend ging es gegen ihn vor, bis er geworfen war und damit die Straße nach Brzeziny erreicht wurde. Man ließ sich erst gar nicht auf ein Feuergefecht ein. Es ging sofort mit Kolben und Bajonett voran und über die russischen Gräben her. Was nicht liegenblieb, wurde zu Gefangenen gemacht; die Bagagen mußten sie bewachen.

Hinter dem Bahndamm von Galków in einem Hühnerstall fand der Stab Quartier: Kriegsbeute, ein gerade frisch gelegtes Ei, das dem General sofort überreicht wurde. — Ein neuer Divisionsbefehl kam heraus. Er stellte fest: „Der Feind ist geschlagen.“ Er forderte: „den Durchbruch nach Norden und die Erstürmung von Brzeziny“. Durch pechschwarzes Nachtdunkel ging es weiter. Es war ein schauerlicher Marsch, aber die Truppen wurden immer wieder aufgefrischt; denn in jedem Dorfe gab es schlafende Russen, die die schweigend anmarschierende Heerschar nicht hörten. Vor der Stadt, 5 Kilometer von ihr entfernt, begann die Entwicklung zum Angriff. Wieder ging es durch ein Wäldchen vorwärts, und dann, 2 Uhr morgens, hatte das Schleichen und Schweigen ein Ende: die vorgeschobenen russischen Sicherheitsposten waren schon überwältigt, und es ging in die Stadt hinein.

Wie die Rasenden waren die Leute: die Häuser auf! Die Türen wurden eingeschlagen! Man sprach nicht, aber die Gewehrkolben redeten. Es krachte und splitterte, es ächzte und bebte; bald mischte sich Schreien und Winseln hinein. Kein Haus war sicher, überall suchte und fand man den schlafenden Feind. Der Tod ging um. Er war in jeder Stube, auf jeder Treppe; er stand in den Kellern, auf den Böden; er sah zu, wie die blanken Bajonette die Betten durchstöberten und sich die Dielen darunter rot färbten. — Es ging jetzt um das Ganze! Jeder Mann wußte es. Befehle waren überflüssig. Der grausame Kampf war Pflicht, er ging zudem gegen gute Truppen: Kirgisen, die bis an die Zähne bewaffnet in den Betten lagen.

In den Häusern der überfallenen Stadt, auf ihren Straßen, dem weiten Marktplatz, überall Kampf, nichts als Kampf. Die ganze Nacht hindurch braufte der Sturm. Gefangene, kostbare Beutesachen mehrten sich. Die Toten lagen zu Haufen; man mußte sie zusammenschleppen, um in den Häusern ein und aus gehen zu können, und es wurde 5 Uhr, ehe die harte Arbeit getan war. Zum Zusammenbrechen müde waren nun die Truppen. Überall schliefen unsere Leute, aber die Ruhe dauerte nicht lange; denn um 7 Uhr wurde schon wieder alarmiert, weil neuer Feind von Norden im Anmarsch gemeldet worden war.

Es galt also sich zu frischem Kampf zu rüsten. Auf dem Marktplatz wurden gerade die Gefangenen formiert, die, zwischen den aufgefahrenen Wagen eingepfercht, dort die furchtbare Nacht hatten verbringen müssen, da traf eine Meldung ein, die die Division aufatmen ließ: Der Feind kam — aber es rückte auch das .... Korps heran, das ihn im Rücken faßte, und damit war die Vereinigung der Division mit dem Korps sichergestellt; denn im doppelten Feuer hielt der Russe noch niemals stand.

Wenn später einmal aus berufenerer Feder alle Einzelheiten gerade dieser Kämpfe eine Schilderung erfahren, wird es sich zeigen, welch großen Wert der erfolgreiche Durchbruch als Waffentat besaß. Er rettete nicht nur die kämpfende Truppe, sondern durch eine geschickte Verteilung der Kräfte wurde es möglich, auch die Bagage und Artillerie mit einem Infanterieschutz zu versorgen. Trotz des nachdrängenden Feindes ging kein Geschütz, kein Wagen verloren. Alle Verwundeten wurden mit durchgebracht und außerdem die Gefangenen und die Beute!

In Bratoszewice, bald nach dem glücklichen Durchbruch, saß ich unter den Offizieren des Litzmannschen Stabes. Exzellenz selber erzählte zwar nicht viel — er lobte nur seine Soldaten, die das zuwege gebracht hätten —, doch manchem seiner Offiziere floß das Wort freudig vom Munde. Es waren ja Taten, von denen es sich zu reden verlohnte! —

Wir fuhren nun nicht weiter nach Osten zu; denn auch im Norden, Nordwesten und Westen von Lodz liegen Schlachtfelder und Kampf=

stätten. Die Kriegswelle, die heranflutete, ergriff das Land; sie riß es auf, und Dörfer und Städte, die ihr im Wege standen, erlebten zumeist ein fürchterliches Geschick unter der zerstörenden Gewalt ihres Ansturmes. Über den Ner flutete sie vorwärts. Das kleine, schmale Flüßchen, das in vielen Windungen mühlentreibend das Land durchzieht, sah, wie der fruchtbare Boden, der sich schon zum Winterschlaf bereitet hatte, an seinen Ufern zertreten und zerstampft wurde. Gegen Lodz ging es im November und Dezember 1914 vorwärts. Von Tag zu Tag gab es Kämpfe, und über der weiten polnischen Ebene flammten unaufhörlich die Feuerbrände der Gehöfte und Dörfer, aus denen die Russen vertrieben wurden. Um Lodz schloß sich der Wall, und die Russen klammerten sich an die Stadt fest; sie waren entschlossen, einen großen, Entscheidung bringenden Kampf aufzunehmen.

In ihrer Art stellen die Tage des nun folgenden heißen Ringens einen besonderen und in sich geschlossenen Gefechtsabschnitt dar. Man rang um die zweitgrößte Stadt der Weichselgouvernements, um das zweite Herz Polens.

Meilenweit um Lodz ist das Gebiet zerstampft und zerschlagen. Wohl ging es wieder, als es Frühling wurde, als die Pflugschar die Ackerschollen zerbrach; doch das Zeichen neu aufkeimenden Lebens konnte nicht den Eindruck verwischen, der gerade dort im Lande erweckt wurde: Tote Städte. — Auf menschenleeren Straßen sproß zwischen holperigem Kopfsteinpflaster wieder mageres Gras auf. Zwischen Geröll und Hausschutt spielten Mäuse und Ratten in der wärmenden Sonne; denn nicht einmal wildernde Katzen und Hunde gab es dort.

Lutomiersk, Alexandrów, Konstantynów, die deutschen Weberstädte, waren keine Landstädte im deutschen Sinne, und doch muß ihnen etwas eigen gewesen sein, was sie hinaushob über die Menge der polnischen Ortschaften. Da war etwas von deutscher Art; nicht ganz rein und doch erkennbar aus Hunderten von Einzelheiten. Hier ein Gärtchen dort ein Stubenfenster — man empfand das Besondere, das trotz großer Armut vorhanden war und oft selbst noch aus den Haustrümmern sprach.

Mein Weg hatte mich zu verschiedenen Malen in diese Städte hinausgeführt. Im Winter zuerst, an Schneetagen mit traurig-düsterem Himmel. Alles schwamm in grau; denn die Wolken hingen tief über dem Lande wie die Last, die es zu tragen hatte. Mit müden Pferden ging die Fahrt vor sich. Als ich Alexandrów erreichte, griff mir ein unbestimmtes Etwas krampfhaft ans Herz. Lange, gerade Straßenzüge, aber kein Mensch zu sehen! Die Häuser standen mit toten Augen, wie blind. Alle Türen verschlossen. Nichts regte sich auf den Höfen. Und dann erst das Gebiet, das von der deutschen Kanonade betroffen worden war, in dem es zerstörte Häuser, eingefallene Dächer, Brandruinen in großer Zahl gab.

Kriegsgeschick, Not und Armut; dort draußen vor Lodz konnte man es kennen lernen. Am Ende der Hauptstraße waren ein paar Händlerstände. Jüdische Frauen standen dort, zerlumpt, verschmutzt, umgeben von Kindern mit verfilztem Haar, denen der Hunger aus den Augen sah. Was ihre Stände anboten, waren Lebensmittel von unerquicklicher Beschaffenheit und zu teuren Preisen, d. h. teuer gegenüber dem, was man sonst zu zahlen pflegte, und was die Kopeke, die der arme Mann besitzt, jetzt als Wert bedeutete.

Lange bin ich durch die Straßen gegangen, die windverweht, eingeschneit, so still lagen, so weiß, als seien sie mit einem Leichentuche bedeckt. Es war wie Totenschlummer in der Stadt. Es war ein Hauch, der fremdartig den Eindruck verstärkte, den das Auge bekam. Auf dem Marktplatz, einem weiten Ring, in dessen Mitte ein kleines, winterkahles Gehölz stand, lungerten ein paar Kinder, froststarr, die nackten Füßchen in riesengroßen zerrissenen Schuhen, vor dem Wachtlokal des deutschen Landsturmes herum. Der Wind zauste ihnen in den härenen, dünnen Leinenröckchen, die sich ihnen scharf gegen die mageren Körper drückten. Sie warteten auf die Brotausgabe, die des Mittags vor sich ging, weil sie wußten, daß es dann immer unter den deutschen Soldaten ein paar gutmütige Herzen gab, die von dem mitteilten, was sie selber empfingen. Die kleine Szene erinnerte mich lebhaft an die Zustände, die sich auch in Lodz herausgebildet hatten, wo sich jeden Tag eine nach Hunderten zählende Schar von Kindern und Frauen zusammenfand, die die

Kasernen unserer Landwehrleute umlagerten. Es waren ja alles bejahrte Familienväter, und darum war es wohl verständlich, daß gerade diese Bataillone unter den deutschen Besatzungstruppen so besonders offene Hände hatten und notstillend von dem abgaben, was sie selbst bekamen.

Auch in Alexandrów und Zgierz konnte ich Szenen dieser Art beobachten. Was des Mittags von unsern Leuten übriggelassen wurde, fand so eine segenstiftende Verwendung. Viele kleine, hungrige Schnäbel sind auf diese Weise mit warmer Kost versorgt worden, die in deutschen Feldküchen oder in russischen Kasernenküchen von den deutschen Mannschaften zubereitet worden war.

Zgierz ist eine kleine, freundliche Stadt, die sich von Lodz aufs vorteilhafteste unterscheidet. Als ich sie eines Mittags im Glanz der Wintersonne durchwanderte, mußte ich an unsere stillen, kleinen thüringischen Landstädte denken. Das war natürlich nur der Eindruck, den ihre Lebensführung erweckte; denn wenngleich sie erstaunlich sauberer war als Lodz, so war der Charakter doch durchaus polnisch-jüdisch. Dieselben kleinen, mit schmalbrüstigen Giebeln versehenen Häuser an der Straße, wie in der Lodzer Altstadt oder in Lowicz und Skierniewice. Nur an wenigen Stellen hatte die Stadt gelitten. Doch da, wo der Sturm sie getroffen, traf er sie doppelt verheerend und stark.

Ganz besonders war das dort der Fall, wo der Angriff erfolgte. Da lagen Fabriken, Tuchwebereien, Wollspinnereien und ein chemisches Werk vollständig in Trümmern. Es waren große Fabriken mit modernen maschinellen Einrichtungen. In Brand geschossen, stürzten die Gebäude zusammen, durch die Decken brachen stockwerkweise die Maschinen bis auf den Erdboden nieder, wo sie sich zu einem wüsten Gewirr von Eisengestängen, Trägern, Rohrleitungen, zwischen denen verkohlte Balken aufragten, zusammendrückten. Hoch gegen den Himmel ragten die Ruinen, die Fenster waren ausgebrannt, und am Mauerwerk sah man nicht nur die Sprengwirkungen der Granaten, sondern auch, schwarz eingebrannt, wie die wütenden Brände mit Flammenzungen die Wände umleckt hatten.

Den erschütterndsten Eindruck machte aber doch Konstantynów. Drei Tage lang hat es in hellen Flammen gestanden. Von Haus

zu Haus sprangen die Feuergarben über, und mehr als die halbe Stadt wurde ein Raub des Brandes. Verkohlte Häuser, schwarze Mauerreste, geborstene Kamine — die einzigen Steinkerne der russisch-polnischen Holzhäuser —, zerschlagene Herdstellen zwischen Steingeröll, das waren die Bilder, die sich auf den Straßen von Konstantynów zeigten. Eine Kleinindustrie, die für Rußland Bedeutung gehabt hat, weil deutscher Fleiß sie von Jahr zu Jahr mehr entwickelte, ist mit der Stadt zugrunde gegangen; denn den armen Konstantynówer Webern stürzten die Häuser über den Webstühlen zusammen, während sie sich vor der furchtbaren Kanonade in schnell ausgehobene Erdlöcher flüchteten.

Wie eine Hand sich tröstend über einen Kopf breitet, so hatte der Himmel sein weißes Schneegewand über all diese Stätten des Elends gedeckt. Es war, als ob er das verwüstende Werk des Krieges verheimlichen wollte. Mit dem Frühjahr und Sommer aber wurde alles wieder anders. Der Schnee schwand; schmutzig, trostlos lagen die Trümmerstätten da, die Maschinenreste waren verrostet, die Balkenstücke der Häuser wurden von der zurückgekehrten Einwohnerschaft überall schon lange hervorgekramt; denn da es an Kohle fehlte, war jedes Holzstückchen von ungeheuerem Wert.

Schon im Winter sah ich Händlerstände in den Kaminbogen abgebrannter Häuser errichtet. Ein Tisch, ein Stuhl, irgendein paar Kleinigkeiten, meistens Lebensmittel, waren aufgestellt; wenn es hoch kam, stand ein Samowar auf dem Tisch, der für die aus den Wäldern vorbeikommenden Holzschläger — Holz für das kohlenarme Lodz schlagen, war der einzige Verdienst — einen warmen, erfrischenden Trunk bereithielt.

Tote Städte . . . Ich habe nur von den wichtigeren gesprochen. Aber zwischen diesen liegen Dörfer und Gehöfte, denen gleiche Schicksale beschieden waren. Überall, wo der Russe sich während der Kampfperiode um Lodz festsetzen konnte, tat er es. Es gab kein Haus, kein Gehöft, kein Dorf und keine Stadt, die nicht vom Gewirr seiner Laufgräben umgeben gewesen wäre. Das hat die schweren Kämpfe verursacht; die toten Städte bezeichnen ihren Weg.

Elftes Kapitel.

Höhe 260.

Östlich von Lodz, südlich von Strykow liegt das Kampfgebiet der Höhe 260, auf die sich die Russen, als sie zur Aufgabe von Lodz gezwungen worden waren, zurückzogen. Es ist das Hügelgelände zwischen Nowosolna und Brzeziny. Bis an die Zähne hatten sich die Russen dort eingegraben. Ein labyrinthisches Gewirr von Schützenstellungen zog sich über die Höhen hin. Jede kleinste Mulde war ausgenutzt worden, jede Senkung im Gelände, und vor ihren sofort wieder mit Drahtverhauen gesicherten Stellungen lag ein Schußfeld, wie es günstiger nicht zu denken war.

Aber der offensive Geist der Mackensenschen Armee drängte vorwärts. Mehrere Tage hindurch sprachen mit lautem Dröhnen, mit schwerem Donnern unsere Geschütze, Feldartillerie und Haubitzen, in diesem Abschnitt. Die deutsche und die feindliche Artillerie standen sich wie in einem Duell gegenüber. Und bewundernswert ruhig vollzog sich die Arbeit unserer Kanoniere. Ich stand einmal einen ganzen Tag dort draußen zwischen ihnen an den Batteriestellungen und hatte meine Freude daran, zu sehen, wie sie die Geschütze bedienten. Rund in das Gelände hinein fuhren die feindlichen Granaten, die die Stellungen suchten, und eine jede davon war ein „Schlüssel zum Himmelstor“. Doch das kümmerte keinen einzigen Mann. Die Geschosse kamen und platzten, sie bewarfen uns zeitweilig von oben bis unten mit brauner Erde.

Dumpf tönte in diesen Tagen der Geschützdonner bis nach Lodz hinüber und schaffte der Einwohnerschaft viel neue Unruhe. Draußen aber ging der Artillerieangriff seinen ruhigen Gang, und nach genügender Feuervorbereitung begann eines Tages der Sturmangriff unserer unvergleichlichen Infanterie.

In der ersten Dämmerung des Tages stiegen unsere Leute aus den Gräben, und ungeachtet des mörderischen russischen Feuers, das sie empfing, ging es vorwärts. Den ganzen Tag dauerte der furchtbar schwere Kampf an. Es kostete Blut, aber Graben auf Graben

wurde genommen, immer weiter ging es die Höhe hinauf, und schließlich mit dem Abend war der Sieg unser. Die ganze Kuppe östlich von Nowosolna war mit Truppen und Waffen bedeckt. Es lag dort Freund und Feind.

Am Tag nach dem Kampf kam ich auf das Schlachtfeld hinaus. Das Land machte einen schwermütigen Eindruck. Baumlose Höhen; nur ab und an zwischen den ärmlichen Dörfern stand ein Gehöft, das wohl im Sommer einer grünen Oase geglichen haben mag. Jetzt aber lagen die meisten Ortschaften auch hier in Schutt und Asche. Denn da die Russen sich überall eingegraben hatten, da die Laufgräben und Schützenlinien jede Erdsenkung, jede Höhe, jedes Haus benutzten, so blieb unserer Artillerie nichts anderes übrig, als alles unter ein kraftvolles Wirkungsfeuer zu nehmen. Ruinen überall. Noch flammten rotglühende Brände auf, noch schwelte es grauschwarz zwischen den Trümmerstätten, und an kohlenden Balken kroch der glimmende Funke dahin. Wütende Hunde umschlichen die Gehöfte, stürzten sich jedem Menschen entgegen. Taubenschwärme saßen auf der mageren graugrünen Wintersaat, die zerstampft lag.

Auf einer Wanderung von mehreren Kilometern durchquerte ich das von den Schützengräben durchschnittene Land. Furchtbare Bilder traten mir vor die Augen. Dicht vor, dicht hinter den russischen Schützengräben und an vielen Stellen mitten darin, durch den aufgerissenen Erdboden deutlich erkennbar, lagen die schwarzen Einschlaglöcher unserer Granaten. Tiefe Gruben, kraterähnliche Öffnungen, um die sich kräftige Erdwälle aufgebaut hatten, bewiesen die gute Schußwirkung unserer Haubitzbatterien. Aber auch die Feldgeschütze hatten auf allen Linien wirksam eingeschlagen, und übersät mit schwarzen Punkten war das ganze weite Gelände: es waren kleine, kreisrunde Löcher, die schräg in die Erde hinabstießen, hervorgerufen durch den Hagel der Infanteriegeschosse.

In den russischen Schützengräben sah es schrecklich aus. Es machte den Eindruck, als seien die Truppen an vielen Stellen während des Essens überrascht worden; überall lagen Brot- und Speisereste zwischen Patronen und fortgeworfenen Gewehren, zwischen Spaten, Hacken, Tornistern, Feldflaschen und allen möglichen Montierungs-

stücken. Traurig war der Anblick der vielen Opfer, die in den Gräben lagen; denn stellenweise war das Gelände ein furchtbares Leichenfeld. Ungeheure Verluste mußte der Feind erlitten haben. Die Toten wurden in Massengräbern beerdigt; sie wurden in den Schützengräben zusammengetragen und dann einfach mit Erde überschüttet, da man sie anders nicht hätte bergen können. Es war eine schwere Arbeit, aber sie war immerhin noch leichter als die, die dann folgte, als es galt, die Braven des eigenen Heeres zu bestatten.

Als ich am Abend das Schlachtfeld verließ, waren schon überall schlichte Kreuze über frischen Hügeln errichtet. Auf einer der Anhöhen stand inmitten einer solchen Gräberreihe auch ein schweres russisches Geschütz, das von einem Volltreffer unterhalb des Rohres kampfunfähig gemacht worden war. Auf einer andern Anhöhe traf ich Soldaten, die still und nachdenklich noch dabei waren, ihre gefallenen Kameraden in die letzte Ruhestatt einzubetten. Ein großes Grab war schon geschlossen, in einem zweiten wurde der Rest der Ernte, die der Tod gehalten hatte, hineingelegt. Jedem einzelnen gab man noch ein liebes Wort mit; Erinnerungen wurden lebendig, und die Kameradschaftlichkeit feierte ein stilles Totenfest. Der Hügel schloß sich, und dann hieß es: Helm ab zum Gebet . . .

Mit einem Feldwebel zusammen ging ich den Weg über die Höhen zurück und ließ mir erzählen von all denen, die nun still in der Erde lagen, die auf dem Felde der Ehre gefallen waren. Aber wir sprachen auch von denen, die schon weiterzogen; denn nachdem der Russe die Stellungen verlassen hatte, drängten wir sofort nach, damit durch Verfolgungsgefechte der Sieg soweit als möglich ausgenutzt werde.

Es war am Abend, als ich zwischen leergebrannten Gehöften hindurchging und die Landstraße erreichte, auf der sich wieder in doppelten langen Reihen Munitionskolonnen, Verpflegungstransporte, Wagenzüge des Roten Kreuzes, Kavallerie-, Artillerie- und Infanterieregimenter vorüberschoben. Alles war auf dem Marsch, um den Kampftruppen, die schon weit vorn waren, zu folgen. Es waren Reserven, die ins Abenddunkel hineinzogen, das sich mit seltsamen Schatten über die Landschaft, über die Menschen legte. Einzelne Truppenteile sangen, damit ihnen der Weg auf der schlechten polnischen Landstraße leicht werde.

Meinen Weg nach Lodz hinein beleuchteten an diesem Abend noch lange einige Riesenbrandfackeln; denn auf den Höhen hinter mir, auf dem Schlachtfeld des vergangenen Tages flammte noch immer rotglühende Lohe über einzelnen Gehöften auf. Aber der feurige Widerschein hatte nichts Furchtbares; denn im Bewußtsein lebte das eine: Es geht weiter! Es geht vorwärts!

Wir wußten in jenen Tagen noch nichts vom Stellungskampfe, der kommen sollte, von dem „modernen" Krieg, der so mittelalterlich ist, der es den Menschen zur Pflicht macht, zu Höhlenbewohnern zu werden und sich in Gräben gegenseitig aufzulauern. Wir wußten noch nichts von Handgranaten, Minengeschossen, von den vielseitigen Kampf- und Kampfabwehrmitteln, die später von den Leuten, zum Teil in der Front, erfunden wurden. Damals ging es noch vorwärts. Das monatelange Ausharren in ein und derselben Stellung sollte erst kommen, und damit neue Aufgaben, neue Pflichten, neue Härten. Denn hart ist die Ruhe gar oft geworden. Sie hat ungeheuer viel Kraft gebraucht, und manchmal haben sich unsere Leute, wenn sie im Graben vor dem Gewehr standen, zurückgesehnt nach der Zeit des „fröhlichen" Krieges, als es vorwärtsging, als man den Feind sah, ihn packte und das Laufen lehrte.

Zwölftes Kapitel.

Die Einnahme von Lowicz.

Die mit der Flankendeckung der Armee Mackensen beauftragten Truppen des Generals von Morgen hatten nach den erfolgreichen Gefechten von Wloclawek und Bialotarsk in der Verfolgung geschlagener russischer Kräfte den Marsch auf Gostynin eingeschlagen. Neue feindliche Verstärkungen vereinten sich mit den abziehenden Divisionen und suchten den weiteren deutschen Vormarsch aufzuhalten. Drei Wochen lang stand das Korps in täglichen Gefechten, in Tag- und Nachtangriffen, bis der Gegner wieder entscheidend geschlagen werden konnte. Tag für Tag wurde der Russe zurückgeworfen, doch er stützte sich schließlich auf Lowicz, das er zu einer wahren Festung machte,



Russischer Schützengraben auf der Höhe 260
bei Nowosolna.



Polnischer Bauer aus dem Lowiczer Lande.



Das während des Kampfes um Lowicz von einem österreichisch-ungarischen Mörserschuß in Trümmer gelegte Quartierhaus Napoleons I.

indem er die Stadt rundherum mit Schützengräben umgab, große Erdwerke anlegte, Stacheldrahtverhaue schuf, die die Stellungen sicherten, und alles aufbot, um diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in Polen zu halten.

Es entspannen sich harte Kämpfe, die nach vierzehn Tage langem Angriff zu unsern Gunsten entschieden wurden: Lowicz, der wichtige Schlüsselpunkt der russischen Verteidigungsfront an der Bzura kam in deutschen Besitz.

Am 17. Dezember rückten unsere Truppen in die Stadt. Ein schwerer Eisenhagel aus deutschem und österreichischem Geschütz hatte sich über den Ort ergossen. Durch kleinkalibrige Kanonen waren die Feldstellungen zusammengeschlagen worden. Österreichisch-ungarische Mörser hatten die Erdwerke vernichtet und nahmen sich schließlich auch die Stadt selbst als Ziel. Mitten hinein funkten sie, um die Russen zum Abzug zu zwingen, und die Verwüstungen, die sie anrichteten, waren furchtbar. Über die ganze Stadt verteilt lagen die großen Granatlöcher, die von der Wirkung des Feuers berichteten. Im Garten meines späteren Quartierhauses war solch ein Schuß niedergegangen; einer unweit davon stehenden Kirche barst durch die Erschütterung der Erde das Gemäuer, und der Luftdruck preßte die Hinterwand mit der Altarnische um gut 20 Zentimeter von dem Bauwerk fort. Am Markt wurde das Hotel Polski vollständig demoliert, ein Haus an der Bahnhofstraße und ebenso das ganz nahe dabei gelegene Quartierhaus Napoleons aus dem Jahre 1812 stürzten, durch Volltreffer aufgerissen, vollständig in sich zusammen. Als wüste Schuttmassen, bizarr von Gebälk überragt, standen die zerschlagenen Häuser in der Stadt. An jeder Straße konnte man Ruinen dieser Art finden, und auf dem Marktplatz selbst lag in der Mitte ein Trichter von ungefähr 20 Meter Durchmesser und 10 Meter Tiefe. Um ihn auszufüllen, trug man die Schuttmassen der rundum zerschlagen liegenden Häuser hinein. Pferdekadaver kamen dazwischen. Wie eine Wunde, die immer wieder aufbrach, lag dieses Granatloch auf dem Markt. An Regentagen, wenn die Erde über dem Schutt durch die hin und her fahrenden Kolonnen weich wurde, lag es wie ein großer roter Blutfleck mitten in der Stadt.

Die Einnahme von Lowicz schloß für das stürmende Korps eine lange Reihe von schweren Bewegungsgefechten ab. Was von den Truppen in dieser Zeit geleistet worden ist, war ungeheuerlich; denn zwischen Marsch und Gefecht kamen sie aus den Anstrengungen nicht heraus. Divisionspfarrer W......... hat einmal in einer Predigt an diese Tage erinnert, die den Mannschaften neben Unbill der Witterung und endlosen Märschen Durst und Hunger brachten, sie aus einem Angriffsgefecht in das andere führten, da die Russen jedes Dorf und Haus, jede Bodenschwellung und Waldecke benutzten und von 500 zu 500 Meter neue Stellungen bezogen, die das Land aufwühlten, fast so dicht beieinander wie Ackerfurchen. „Du tapfere Armee", so lauteten die Predigtworte, die eine Anerkennung des Geleisteten darstellten, als die Truppe, zu den Stellungskämpfen übergegangen, Marschruhe bekommen hatte. „Du tapfere Armee! Wloclawek, Kutno, Lenczyca, Nerabschnitt, deine Siegesmeldung über 80000 russische Gefangene, Hunderte von Geschützen, Maschinengewehren und Munitionswagen, Zusammenbruch der russischen Offensive, Sicherung Schlesiens und Posens vor russischer Verwüstung: wenige Namen nur, aber wie schlägt unser Herz dabei, wie leuchtet dein Ruhm! Soldaten! Wißt ihr noch, wie euch zumute war, da ihr melden konntet, 40000 von den Gefangenen euer Werk, da ihr aufzählen konntet, mehr als 100 Geschütze und ebenso viele Maschinengewehre erbeutet? Wißt ihr noch, wie wir wenige Stunden nach dem Rückzug der Russen unsern Einzug in Lowicz hielten? Vor dem Telegraphengebäude standen wir. Gegenüber unsere Soldaten. Heimatlieder sangen sie und Vaterlandslieder und Kaiserlieder und Gotteslieder. Und eure Siege bis in die letzten Tage hinein, Mogily und Humin und Wola: wißt ihr noch, ja, wißt ihr noch?"

Es war eine große, kampfharte Zeit, Tage voll Schwere, Tage der Not; denn manch einer unserer Braven ist dort hinabgesunken — es liegen unsere Hügel rundum im ganzen Lowiczer Land, und sie liegen oft genug nicht vereinzelt da. Wie die Löwen haben sie sich geschlagen, bis der Sieg ihrer war, bis die Stadt, der wichtige, eisenbahnbeherrschende Punkt, von ihnen besetzt werden konnte. Die ganze Bzurastellung der Russen verlor mit Lowicz ihren Hauptschlüsselpunkt,

und es ist wohl begreiflich, daß der Feind alles aufbot, um gerade diesen Punkt zu halten.

Am Abend des Einzuges nach der Beendigung der Schlacht von Lowicz drängten die Massen unserer Truppen durch die armselige Stadt, sie sammelten sich auf dem Markt; Balken wurden aus den Haustrümmern herbeigeschleppt und in die entzündeten Wachtfeuer geworfen, deren Flammen hoch aufschlugen und das Kriegsbild noch gigantischer machten. Und als dann der Kommandierende General von Morgen mit seinem Stabe in die Stadt eingeritten kam und vor dem Postgebäude vom Pferde stieg, stürzten die Truppen auf ihn zu, um ihrem Führer, einem zähen, im Kampf rücksichtslos die Einsetzung aller Kräfte fordernden Manne, trotz allem und allem zuzujubeln. Der Kommandierende General beglückwünschte seine Truppen, seine heldenmütigen Mannschaften, Kompagnien, Regimenter zu dem errungenen Sieg. Und dann kam die Stunde der brausenden Lieder: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; der alte Luthergesang schwoll in das Abenddunkel hinein, von Tausenden von rauhen Männerstimmen mit Inbrunst und Hingebung gesungen. Wer diese Stunden mitgemacht hat, wird sie, die gewaltig in ihrer Einfachheit, ergreifend in ihrer Größe und Tiefe gewesen sind, bis an das Ende seiner Tage niemals vergessen.

Als Quartierort ist mir Lowicz einige Zeit danach beschert worden. Am ersten Weihnachtsfeiertag morgens mußte ich in der demolierten Stadt nach einem Unterkommen suchen. Ich fand es in der polnischen Mädchenschule, einem elenden Holzbau, wackelig und schmutzig, hinter einem Hofe voll stallartiger Wohnungen kleiner jüdischer Händlerleute, die mir später oft von der Schwere der Lowiczer Kampftage berichtet haben. Mein Quartier mußte ich durch russische Gefangene erst reinigen lassen. Scherben, Unrat, Möbelreste, zerschlagene Fensterrahmen, tausend Dinge, und alles starrend von Schmutz, lagen darin. Sie wurden einfach auf den Hof geschippt. Es hat lange gedauert, ehe durch die notwendigen Requisitionen aus den vier kahlen Wänden ein Raum wurde, der bewohnbar war. Zum Glück versagte der Kachelofen nicht, in den auch bei mir, wie überall im Kriegsgebiet, Lattenzäune und Bretterverschläge verschwanden, da es nur wenig Kohlen gab.

Unter allen Städten, die ich während des Feldzugs in Russisch-Polen vor Warschau kennen lernte, machte Lowicz selbst und nicht minder das ungeheuer starke soldatische Leben in der Stadt den kriegerischsten Eindruck. Ich sah Städte, die wie Kalisch oder die vielen Ortschaften um Lodz durch heftige Beschießung und dabei ausgebrochene Brände mehr gelitten hatten, und doch stieg gleich beim Betreten von Lowicz das Gefühl auf, daß die Ortschaft durch die Kämpfe, die sie erlebt hatte, etwas Besonderes war. Fast in keinem Hause gab es noch Scheiben in den Fenstern; Wind und Wetter, Regen und Schnee hatten ungehinderten Eintritt in die Wohnungen. Durch die österreichischen Mörserschüsse waren alle Fenstergläser geplatzt, eine ganze Scheibe war eine Sehenswürdigkeit, und Quartiere, die unter Benutzung der Reste entweder luftdicht verklebt oder verstopft werden konnten, waren in den ersten Tagen nach der Besetzung der Stadt sehr begehrenswert. Zu welchen Mitteln gegriffen wurde, um die fehlenden Scheiben zu ersetzen, das läßt sich gar nicht aufzählen. Matratzen, Betten, Strohwische, Papierbündel, kurz alles, was nur irgendwie zusammengewürgt werden kann und zum Verstopfen eines Loches brauchbar ist, wurde in Lowicz als Fensterscheibe benutzt.

Tagaus, tagein zogen unsere Truppen gegen die Rawka- und Bzurastellungen ostwärts durch die Stadt. Auf allen Straßen stauten sich die vorwärtsdrängenden Munitions- und Verpflegungskolonnen. Artillerie rückte vor, lange Protzenabteilungen folgten, dazwischen schoben sich Kavallerieregimenter, Sanitätswagenzüge und die schweren 3- bis 5-Tonnen-Lastwagenautos. Das war ein durcheinanderbrandendes Gewoge, ein Geschrei und Geschimpfe; denn natürlich stand immer eine Kolonne der andern im Wege, da man in den engen Straßen nur schlecht ausweichen und nicht mehr hin und her, wie auf den Chausseen, in Doppelzügen fahren konnte. Auf dem Neu- und auf dem Altmarkt standen Wagenburgen, und die Hausflure mitsamt den zu ebener Erde liegenden Wohnungen wurden Pferdeställe, da man die Tiere nicht in Wind und Winterwetter auf der Straße stehen lassen konnte. Es gab kein langes Fragen. Was geeignet erschien, wurde zum Unterstand benutzt; die Fahrer schliefen zwischen den Tieren — sie hatten es warm! —, die Mannschaften krochen in feuchtes,

zum mindesten klammes Stroh, und in den mehr oder minder offenen, von Zugwinden heimgesuchten Zimmern lagen die Offiziere auf zusammengerückten, schmutzigen, verwanzten Polstermöbeln, auf harten Eisenbetten, auf schmalen Ofenbänken, und jeder, der Pelz, Decke oder Schlafsack bei sich hatte, freute sich seines Glückes.

Rittmeister von K..........., der als Stadtkommandant nach Lowicz kam, sah sich vor keine leichte Aufgabe gestellt. Und noch einen geplagten Mann gab es dort, Hauptmann W....., dem das schwere Amt eines Bahnhofskommandanten schon übertragen wurde, als die Gleisanlagen noch im Bau waren. Wenn er so auf der Strecke stand und seine Anweisungen gab, machte es den Eindruck, als ob er sein ganzes Leben lang nur mit Stellwerkscheiben, Rangiermeistern und Lokomotivführern zu tun gehabt hätte. Und doch lagen all diese Dinge seinem bürgerlichen Beruf denkbar fern, denn hinter dem Soldaten stand als ausgewischter Zivilist der Herr Geheimrat, die rechte Hand von Exzellenz von H..... aus der Intendantur der Königlichen Schauspiele von Berlin. Jetzt war er nur Soldat, und Schienennägel und Weichenstücke interessierten ihn viel lebhafter als Mimenköpfe und die Füße der schönsten Ballettratten. Unter Rittmeister von K..........s Regiekunst — im Kriege werden die Rollen oft vertauscht — wurde Lowicz eine leidliche Stadt. Die Badeanstalt, ein Offizierskasino, das wurden Dinge, nach denen sich in den kommenden Monaten gar mancher Frontoffizier, der sie einmal genossen hatte, zurücksehnte. Und unsere Leute lobten auch den Herrn Stadtkommandanten, der allen Straßen deutsche Namen gab.

Zum fernen Gesang der Geschütze fluteten oft im strammen Marschschritt Regimenter durch die Straßen, und dann klang das Lied vom Kameraden auf, an dessen Stelle kein besserer zu finden ist; das alte Lied, das wie manches andere neue Wertung erfahren hat, und in dessen Strophenmitte das kraftvolle „Gloria! Viktoria!" sich volksliedmäßig eingeschaltet hat. Was in diesen Worten liegt, habe ich in der Neujahrsnacht besonders erfahren. Truppweise zogen die Mannschaften mit Fackeln durch die Stadt, und während von den Kirchen die Glocken läuteten, sangen unsere Soldaten mit Vaterlandsliedern das neue Jahr ein. Im Herzen Polens wurden ihm keine schlechten

Wiegenlieder gesungen, und die Bevölkerung, namentlich die niedergedrückte jüdische, die kein Volkslied kennt, hat die Ohren gespitzt, als immer wieder aus Hunderten von Männerkehlen das Lob Deutschlands durch die frostklare, mondhelle Nacht erklang. Was aber immer wie ein zu allem gehöriger Kehrreim wiederkam, war das helle brausende „Gloria! Viktoria!“ Es konnte das ruhm- und siegreiche Heimkehrenwollen, das im Herzen jedes Mannes wohnt, keinen schöneren Ausdruck finden, als es in der Neujahrsnacht in Lowicz geschehen ist.

Dreizehntes Kapitel.

Unter russischen Gefangenen.

In jeder Nacht, an jedem Morgen, mittags und abends, solange ich in Lowicz war, sah ich die Trupps der russischen Gefangenen, die in die Stadt hineingeführt wurden. Landsturmleute, die sie irgendwo hinter der Front in Empfang nahmen, brachten sie in kleinen Abteilungen, zwischen 20 und 100 Mann. Mit aufgepflanztem Seitengewehr zogen sie neben den Russen auf den Straßen dahin. Es waren das die Transporte, die zum Kriegsbilde gehörten, die aber eigentlich an der Front niemand besonders beachtete, da andere Zahlen „den Kohl fett machten“. Gelegentlich sagte wohl mal ein Nachdenksamer: „10 × 100 = 1000!“ Von 500 Mann aufwärts wurde ihnen jedoch schon ein beifälliges Witzwort gegönnt, ein staunendes „Ah!“ begrüßte die „Freunde“ hinter unserer Front, man hatte Interesse, woher diese „russischen Reisenden“ kamen. Und namentlich auf dem Marsch befindliche Infanterie konnte sich über solche Begegnungen stets übermäßig herzlich freuen. Größer wurde jedoch das Interesse, wenn unter Kavallerieeskorte 1000 und mehr Mann in die Stadt einzogen oder, nachdem sie gesammelt worden waren, wieder weitergeführt wurden. Dann stauten sich die Schaulustigen; denn jeder Vorübergehende fand einen Augenblick Zeit, um sich die nach dem Menschenmaterial merkwürdig zusammengesetzten Gefangenenkolonnen anzusehen. In den Wochen, die ich in Lowicz verbrachte — es war mir Stützpunkt für meine Fahrten geworden —, wurden meist Sibirier eingebracht; aber

dazwischen sah man auch Weiß- und Kleinrussen und Leute, braunschwarz in Haut und Haar, die aus Beßarabien und Turkestan stammten, sowie recht zahlreiche Männer mit ausgesprochen mongolischem Typus, deren Heimat die Amurprovinzen sind.

Mitten auf dem Alten Ring, dem großen Marktplatz von Lowicz — der Stadtkommandant, der allen Straßen deutsche Namen gegeben, um unsern Leuten eine leichtere Übersicht zu schaffen, hatte aus dem „Stary Rynek" einen „Kaiser-Wilhelm-Platz" gemacht! —, steht die doppeltürmige, mit hohem, halligem Chor gebaute Kollegienkirche, die reiche Pfarr- und Hauptkirche der Stadt. Das von einer hohen Mauer umgebene Gotteshaus mußte zum Sammellager der gefangenen Russen und der mitunter recht beträchtlich anschwellenden Zahl der wegen Spionage Verhafteten gemacht werden. Es fand sich kein anderer Ort, kein Haus, in dem man Gefangene in so großer Zahl leicht bewachbar unterbringen konnte, wie es in Lowicz notwendig geworden war. Bis zu 4000 Mann haben dort schon an einem Tage interniert werden müssen. Die Kirche hat natürlich, seitdem sie Massenquartier der gefangenen Russen wurde, in bedauernswerter Weise gelitten; ja, einmal brach sogar ein Brand im Innern des Glockenturmes durch feuerfangendes Stroh aus. Es gelang zum Glück, ihn zu löschen und damit die Orgel zu retten, die bereits gefährdet war. Die rechtzeitige Entdeckung des Feuers hat möglicherweise das ganze Gotteshaus vor der Vernichtung bewahrt. Nicht so erfolgreich konnte anderes Unheil verhütet werden, das über die Kirche kam; denn von dem wundervollen, in barocker Art geschnitzten Chorgestühl vor dem Hauptaltar waren bald nur noch traurige Reste vorhanden. Die kalten Frostnächte mit ihren rauhen Ostwinden wurden zu Verführern; das Holz reizte, und was russische, einmal entfesselte Zerstörungssucht in kurzer Zeit leisten konnte, geschah hier: das alte würdige und feierliche Gestühl vor dem Hauptaltar wurde ein Fraß der Feuer, die die auf den kalten Steinfliesen der Kirche lagernden Gefangenen unterhielten. Zusammen mit den Kirchenbänken ging ein Stück nach dem andern in die Flammen hinein.

In einer Januarnacht betrat ich wieder einmal die Kirche. Nach langer Arbeit zog es mich noch in die Stille der weißblauen Winter-

nacht hinaus. Schneegeflock umfing mich auf der Zdunska Ulica, der neugetauften Hindenburgstraße, und ich ging — ich gestehe es, mit ganz unkriegsmäßigen Heimatgedanken, wie sie wohl jedem gelegentlich zufliegen — dem Alten Ring entgegen. Groß, phantastisch in seinem Winterschmuck, stand das verschneite Gotteshaus in der Mitte des weiten Marktplatzes, und aus seinem Innern leuchteten durch die hohen scheibenlosen Fenster die roten Flammenscheine der Russenfeuer. Langsam ging ich über den Markt, dem kapellenartig umbauten Haupttor der Kirchenumfriedung entgegen. Ein vierfach besetzter Landsturmposten hielt unter aufgepflanztem Gewehr die Wache. Ich legitimierte mich und konnte dann trotz der ungewöhnlichen Stunde das Tor durchschreiten. Über den stillen Vorhof ging ich und betrat durch das Hauptportal das Gotteshaus.

Phantastisch, in der Art Hoffmannscher Erzählungen, huschten Menschen und Dinge vorüber: Meister Adolf von Menzels Auge und Hand hätten in dem Bilde ein würdiges Motiv gefunden.

Es war ein Schwirren, ein Brodeln, ein ruheloses Hin und Her von Stimmen und Farben. Hochauf stiegen die Pfeiler. Sie suchten sich in eine schier unermeßliche Höhe hinauf, bis sie sich, grau, rotüberflammt, in einem Meer von wogendem Dunst verloren, der in dem durch die Fensterbogen eindringenden Lufthauch der Winternacht dickgeballt dahinschwamm. Ein scharfer Geruch, wie nach faulendem Juchten: unreine Luft, Schweiß, Qualm, dazwischen der dumpfe Gestank alten, verschmutzten Strohs stieg in die Nase hinein und benahm mir für Augenblicke den Atem. Es legte sich eine Beklemmung schwer auf die Brust.

Doch zwischen all den unangenehmen Empfindungen entwirrte sich vor meinen Augen das nächtliche Bild. Hinter schlürfend, gebeugt vorbeischleichenden Gestalten öffnete sich die Kirchentiefe. Sie schien mit ihrem schwarzen Hintergrunde unausmeßbar weit und groß. Wohl über zwanzig Lagerfeuer schlugen auf. Von braunen, zerflatternden Rauchschwaden überbraut, leckten die glühenden Flammen in eine nächtliche Dämmerung hinauf, und um jede der vielen Feuerstätten lagen, knieten und hockten die Gefangenen, von denen in dieser Nacht über 2300 Mann in der Kirche untergebracht waren. Ich sah in



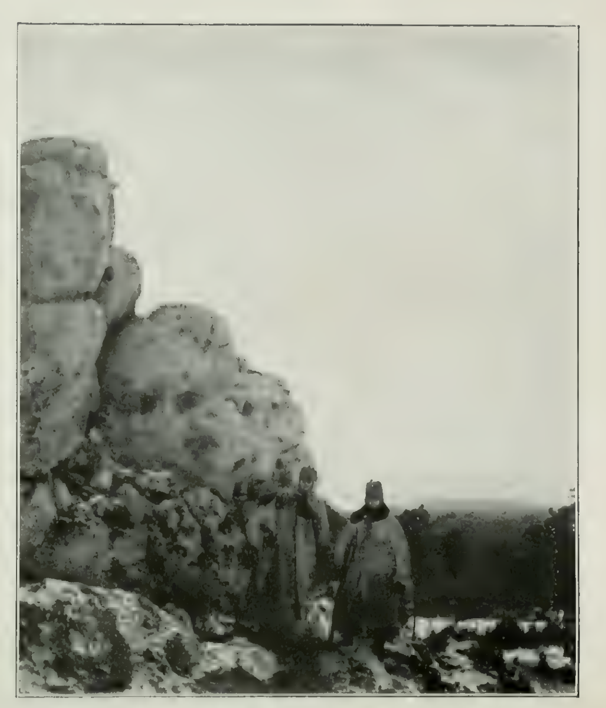
Abtransport russischer Gefangener vor der Stifts-kirche in Lowicz.



Sibirische Gefangene vor der Stiftskirche von Lowicz.



Feldküche im Walde bei Suliszowice.



Jägerposten auf den Kalkfelskuppen bei Suliszowice.

ein maßloses Durcheinander hinein. Stimmen, unentwirrbar, dumpf und unheimlich, kochten, brodelten. Holzhacken klang auf: es waren harte, kalte und schrille Schläge, die jedesmal im Dunkel der Höhe ein mehrfaches Echo weckten. Wie ein Hohngelächter durchsprang der Schall alle Ecken. Vermummte Gestalten schleppten sich mühsam zu den schon dicht umlagerten Feuern ... Waren das Menschen, die sich so tierhaft, so urweltmäßig um die hoch auflodernden Brände zusammenrotteten?

Verwilderte Gestalten, die mit einer widerwärtigen, grauschwarzen Schmutzkruste bedeckt waren. Schmutzige, blutige Verbände, dunkelrot eingetrocknet, an Köpfen, Armen, an Füßen und Händen. Hier und da ein schmerzvolles Aufstöhnen auf einem seitlich errichteten Strohlager, und dann, vor den Kirchenpfeilern, an den Kirchenwänden, bewegten sich ungeheuerliche, gigantische Schatten, gespensterhaft zuckten Bewegungen vorüber, und in der Höhe, mitten im Kirchenschiff, fiel es wie Gold schimmernd und gleißend herab: die schweren Bronzekronleuchter glänzten im flackernden Schein der tief unten flammenden Lagerfeuer.

Mitten durch die wilde Schar ging ich hindurch. Hier und da fand ich einen Mann, der Deutsch sprach: Polen, Kurländer, Juden, Leute aus den alten Ansiedlungsbezirken vom Ural. In den Ecken zu dunkeln Knäueln zusammengezogen, schliefen die Gefangenen auf den Steinfliesen; sie lagen zwischen den Betbänken, in den Nischen der Altäre, ja sogar darauf; denn die Holzplatte des Altars war nicht so hart und nicht so kalt wie der Kirchenboden. Manchem Sibirier diente die hohe Pelzmütze, die Papacha, als Kopfstütze an der Wand. Kavalleristen aus polnischen Garnisonen hockten an einem besonderen Feuer zusammen. Sie trugen schwarze, rotbraune und weiße Furaschkas, Pelzmützen, die durch Schnitt und Art in strengem Gegensatz zu den Kopfbekleidungen der Sibirier stehen. Überall saßen Männer, die den erdfarbenen Baschlik hoch über die Ohren, weit über den Kopf gezogen hatten, und dann tauchten, scharf in den Silhouetten, die flachgeschnittenen, breitrandigen Infanteriemützen auf, die einzelnen Leuten noch so keck, so verwegen schief auf dem Kopfe saßen, wie es ja nicht nur Soldatenart, sondern auch die der Studenten und Schüler in

Rußland ist. Gar wild und unheimlich wirkte der Anblick einiger Kosaken, die verwundet, in zerfetzte Mäntel gewickelt, abseits zwischen bessarabischen Mannschaften hockten. Zottige, hohe, kugelrunde Fellmützen trugen sie auf den ungepflegten Köpfen; dichte, schmutzstarrende Haarbüschel schauten unter den Mützen hervor, und es war nur schwer zu unterscheiden, wo der menschliche Haarwuchs sich von der tierischen Pelzmütze trennte. Peinigend war immer wieder der scheußliche, stechende, stinkende Geruch übelster Körperausdünstungen, der die Kirche erfüllte. Als ich schließlich wieder in die klare, winterliche Nachtluft hinaustrat, atmete ich auf, als ob ich selber aus harter Gefangenschaft befreit worden wäre.

Einige Tage darauf besuchte ich eines der zwei in Lowicz errichteten Russenlazarette. Beide lagen an der Kaiser-Wilhelm-Straße: eine Schule und ein Privathaus waren dazu umgewandelt worden, d. h. man ersetzte die gesprungenen Fensterscheiben so gut es ging; man vernagelte sie mit Brettern, stopfte sie mit Stroh aus, verklebte sie mit Papier, verhängte sie mit Decken. Halb dämmerig lagen die Räume, als ich hineinkam, und nur das eine Zimmer, in dem Dr. H......, umgeben von seinen Assistenten, gerade bei einer Operation stand, hatte volles Licht. Schmale Gänge waren in der Mitte der Stuben ausgespart, Bretter begrenzten sie, und dahinter, bis zu den Wänden, lag aufgeschichtetes Stroh.

Alle Stuben waren mit Kranken dicht belegt, und wo sich die Ärzte zeigten, wurden sie angerufen, denn ein blindes Vertrauen auf die Kunst unseres Sanitätspersonals ließ die Armen in jedem Augenblick zu Bittenden werden. Bettelnden Kindern gleich wurden sie nicht müde, immer wieder ihr: „Gospodin Wratsch, proschu o perewjaska" zu rufen. Dieses: „Herr Doktor, ich bitte um einen Verband" war die stille, leise, wehmutvolle Melodie, die in jedem Augenblick aus allen Ecken herausklang. Mit außerordentlicher Sorgfalt, soweit das in einem kurz hinter der Front errichteten Kriegslazarett möglich ist, wurden die Leute gepflegt. Ihre Bitte um neue Verbände, so erklärte mir der Arzt, war der beste Ausdruck ihrer Dankbarkeit; denn in fast allen Köpfen russischer Verwundeten hatte sich der eine Gedanke festgesetzt, daß sie nach einem neuen deutschen Verband schon so gut wie geheilt wären.

Müde und matt lagen die leidenden Menschen auf ihren dürftigen Strohlagern; selbst die Küche, in der ihnen das Essen bereitet wurde, war belegt, und auch der Raum, in dem die Operationen vorgenommen wurden — in dem die Knochensäge manchmal durch Stunden nicht zur Ruhe kam —, mußte zur Unterbringung mit verwandt werden; denn die Zahl der von der Front direkt eingelieferten Verwundeten war sehr groß. Neben in Schmerzen weinenden Menschen lagen solche, die stumpf und still, wie vom Schicksal überwältigt, schon mit leeren Augen in die Welt hineinsahen. Neben Männern, die im Stroh saßen und auf die Frage: „Wie geht es?" mit einem glückhaften: „Sspassibo charascho!", einem „Danke, gut!" antworteten, lagen Stillgewordene, deren Lebenslicht nur noch leise flackerte. Welche Gegensätze! Neu aufkeimende Lebenshoffnungen und untergehende Lebenssterne, alles dicht beieinander; es waren das nicht mehr Feinde, sondern Menschen, bedauernswerte Menschen, denen man helfen wollte, so gut man konnte. Einen russischen Hauptmann sah ich unter den Mannschaften liegen: drei Tage war er im Hause. Eine Stunde nach der Einlieferung wurde ihm ein brandiges Bein abgenommen, am zweiten Tag glaubte er sich geborgen — am dritten trug man ihn hinaus auf den Totenacker. —

Vor der Kirche auf dem weiten Marktplatz. Russische Gefangene kommen und gehen; sie fluten vorüber wie Wellen. In Lowicz hat die handeltreibende jüdische Bevölkerung von den Durchziehenden manche Kopeke vereinnahmt; denn nachts eingeliefert, saßen sie am Morgen schon in aller Frühe auf der Umfassungsmauer der Kirche, drängten sich hinter den eisernen Torgittern und schrien nach Brot: „Chleba! Chleba!" Und am besten unter der Schar haben es dann stets die vielen Juden gehabt, die einen auffallend großen Prozentsatz im Mannschaftsbestande des russischen Heeres bilden. Oftmals habe ich herzlich lachen müssen, wenn sie, halb über die Mauer gelehnt, in lauten Zurufen miteinander wetteifernd, um die Liebe der Lowiczer Handelsleute stritten: „Du, Jüd! Ech auch Jüd! Ech bin hingrig! Kimm! Nimm Geld! Geb Broit!" Und die Glaubensbrüder kamen und brachten ihnen, was sie haben wollten. Doch zuerst das Geld; denn das Brot war teuer ... und: „Geschäft ist Geschäft!"

Vierzehntes Kapitel.

Deutsche Feldweihnacht in Polen.

Eine Woche lang hatte es geregnet. Vom Abend bis zum Morgen, Tag für Tag, jede Nacht ohne Unterlaß fiel aus den tiefhängenden grauen Wolken, gleichmäßig strömend, alles durchdringend, der Regen und weichte das Land auf. Die Wege glichen wieder breiten, breiigen Pfützen, unbegrenzten Schlammbächen, in denen die Wagen bis tief zu den Achsen versanken und oft genug ganz fest saßen. Furchtbar litten die Kolonnen auf den Wegen. Es war keine Kleinigkeit für die Führer, ohne Verluste an Menschen, Pferden oder Material zur rechten Stunde am befohlenen Orte zu sein. Stumpf saßen die Fahrer auf den nur mühsam vorwärtsziehenden Gefährten. Die Pferde waren mehr tot als lebendig, und doch mußten sie weiter, weiter, immer voran über die ausgefahrenen Straßen, auf denen die Wagenzüge sich in doppelter Reihe hin und zurück drängten. Manch armes Tier blieb am Wege liegen; denn was einmal umfiel, kam nicht mehr auf. Auch Tiere sind Helden im Kriege, und der Gnadenschuß in die Stirn ist oft eine letzte Liebe . . .

Dann aber, nach entsetzlichen, trüben Tagen, sprang in einer Nacht das Wetter um. Eisig pfiff es plötzlich vom Osten herüber, strich scharf über die trostlose Landschaft. Der Wind schnitt Mensch und Tier ins Gesicht. Die kahlen Bäume bogen sich; ihr Astwerk durchsauste die Luft. Die hohen Kruzifixe, die überall wie einsame Rufer und Mahner an den Landstraßen stehen, knarrten im Sturmwinde, und die bunten Blumenkränze, die die an den Kreuzen hängenden Bilder des leidenden Christus umschlangen, zerfetzte die Wut des hell aufheulenden Sturmes, so daß die freigerissenen Enden der Blumengewinde, wie Peitschenschnüre hart hin und her gezaust, auf den nackten toten Leib des Herrn schlugen . . .

Es wurde eisig kalt. Die Erde erstarrte. Unter den Hufen und Rädern begann es leise zu knirschen, und in der Höhe wurde es still; denn das Sausen und Zischen der sturmwindgetriebenen Tropfen, die die Luft durchschnitten, erklang nicht mehr. Dafür aber fing es vor

den Augen der Menschen zu flimmern an. Es war ein weißes, schwirrendes Tanzen, ein Wirbeln von kleinen, leuchtenden Sternen. Und wie die Nacht sich wandelte, so geschah es auch mit der Erde. Stiller wurden nun die Straßen. Immer leiser wurde der Klang der Hufe, und die Wagenräder rollten nicht mehr dumpf, klapperten nicht mehr laut. Das kurze, schon monatelang andauernde, schier endlose Stoßen der Räder, das die Fahrer rein zur Verzweiflung bringen konnte, verstummte. Immer vorwärts zogen die Kolonnen über die Etappenstraßen, die so endlos lang und beschwerlich für Mensch und Tier waren. Und schließlich, nach einer langen Nacht, kam der Tag, und vor den Augen der müden Menschen stand dasselbe Land, das bisher trostlos, öde, grau, bedauernswert in seiner Armut, dagelegen, im matten Licht des aufdämmernden Tages von einem zarten Leuchten überglänzt.

Endlose Weite . . . Waldkränze, wie in Watte eingedeckt . . . Jungfräulich weiß strahlten die mäßig bewegten Höhen. Dazwischen in zartblauem Schimmer sanken sanfte Talzüge zurück. Wie mit Diamanten besetzt glänzten die Wegraine. Alle Armut des Landes, alle Traurigkeit seiner mageren Äcker, alle Öde seiner unbestellt liegenden Felder war mit einem weißen Schleier verhüllt. Die verlassenen Dörfer, zerfallen, verbrannt, nur Stätten der Armut und Not, trugen jetzt silberweißen Schmuck. Sie standen in der reinen Schneeluft, zärtlich gebettet und von einem ersten Strahl mattgoldener Sonne leicht überglänzt.

Unter dem Eindruck des Neuen fingen Erinnerungen an aufzuwachen: die Dezembermitte war vorüber. Das war nicht nur Schnee, sondern — wie ein Stich traf es manches Herz —: die nahende Weihnachtszeit . . . In der Etappe wie in der Front wurde das überall gleichmäßig schmerzlich empfunden. Doch sie überwanden das Heimweh durch gegenseitigen Zuspruch und aus Pflichtbewußtsein gegen das Vaterland. Und dann nahmen sie weiter die ernste, harte Arbeit auf, die ihnen, Millionen von deutschen Männern, das Jahr gebracht hatte. Weit draußen vor den Grenzen des Reiches lagen sie und hielten im Felde die Wacht, damit die Woge, die Verderben bringen sollte, nicht auf die deutschen Marken hinüberspülen konnte. Fünf

Monate lagen sie nun bald im Felde. In Hunderttausende von deutschen Familien daheim trug der Todesengel schon sein schweres, heilig-ernstes Flügelrauschen. Geschenke wurden auch dort dem deutschen Vaterlande dargereicht: Menschenleben, blühende, kraftvolle Menschenleben, zum Besten der Freiheit, zur Ehre des deutschen Volkes, des Reiches. So hieß es also unerschütterlich ausharren trotz aller geheimen Bande, die gerade in diesen Tagen die Gedanken stärker in die Heimat schweifen ließen, und sich ins Unabänderliche schicken, das von Weib und Kind, von Herd und Scholle fernhielt. Wie aber daheim für die deutsche Weihnacht gesorgt wurde, so auch im Felde; denn ganz auf die stille Feier des Christfestes zu verzichten, das wäre unmöglich gewesen. Viel Gewalt hatte der Krieg, die aber hatte er nicht, und so rüstete man sich überall zu einer Feldweihnacht, die in ihrer Art bezeichnend war für das starke Gefühlsleben unseres Volkes.

Freilich hat auch die Heimat tüchtig dabei mitgeholfen; denn schon seit den ersten Dezembertagen trafen bei vielen Truppenteilen die Liebesgaben ein, die sorgsame Frauenhände bereitet und hinausgesandt hatten. Schon in Südpolen hatte ich zum ersten Male eine deutsche Feldweihnacht mitgefeiert. In den letzten deutschen Schützenlinien vor Sulisowice war es, in denen unsere braven Truppen eingegraben vor dem Feinde lagen. Vor einer Erdhöhle, es war ein Offiziersunterstand, das Stabsquartier eines Reserve-Jägerbataillons, fand ich den ersten geschmückten Weihnachtsbaum. Das Gelände, waldreich und bergig, atmete eine hohe Naturschönheit. Zwischen alten Kiefern stand mit frischem Grün das Knickholz der Wacholdersträuche, viel Jungkiefer und prachtvolle Tannen. Eine davon, mittelgroß, direkt neben dem Erdloch des Unterstandes aufragend, war zum Weihnachtsbaum geworden. Wie alle, die zu Hause den Kindern geputzt werden, mit Glas und buntem Papier, mit Silberketten und leuchtend weißer, glitzernder Watte, so war auch das noch mit fester Wurzel in seinem Erdreich stehende Kind des Waldes geschmückt. Champagner-, Wein- und Kognakflaschen, wie die daheim sie in kleinen Feldpaketen gesandt hatten, hingen als glitzernder Glasbehang am Baume. Dazwischen schaukelten leicht im Winde die buntbedruckten, verschieden-

artig zusammengefalteten Umschlagpapiere der Pfefferkuchenpakete. Und die Watte! Viel schöner als die, die in der Heimat verwendet wird, war sie; denn es hatte am Tage zuvor leicht geschneit, und am Morgen überzog glitzernder Rauhreif jeden Ast, jeden Zweig, jedes grüne Nädelchen, so daß der Baum im Kreise seiner von der Natur ebenso geschmückten Gefährten gar festlich aussah. Eins nur fehlte diesem Weihnachtsbaum, der Glanz der Kerzen. Doch auch der sollte noch kommen. Wie mir der Bataillonskommandeur sagte, war der letzte Schmuck, der Lichterglanz, dem Baume noch vorenthalten worden, damit am Christabend eine besondere Feierlichkeit erreicht werden konnte.

Und warum man an dieser Stelle, wie an ungezählten andern Punkten der Ostfront, schon so früh die Weihnacht feierte? Die Liebesgaben kamen, und man fing sofort an, sich der Spenden zu erfreuen. Das Gedenken der Heimat, der dort weilenden Lieben, war ja die Hauptsache. Und dann: heute lag die Truppe fest! Ob es morgen noch so war? Überraschungen, Kämpfe, neue Bewegungen, neue Märsche konnten jeden Augenblick eintreten. Das frühe Weihnachtsfeiern schloß zudem ja nicht aus, den Christabend selbst noch einmal in festlicher Stimmung zu begehen.

In den Wäldern Nordwestpolens, in manchem ärmlichen Dorfe, hinter mancher Erdwelle, die sich landein zieht, auf deren Höhe ein deutscher Schützengraben entstanden war, und in deren Deckung Regimenter, ja ganze Armeen ihre Unterstände errichtet hatten, ist Feldweihnacht gefeiert worden. Nicht immer war es den Truppen möglich, in so idyllischer Umgebung, wie ich sie vorher schilderte, sich ihrer Weihnachtsgaben zu erfreuen. Und manch einer, der vor Tagen noch im Kreis der Kameraden gesessen und nach Deutschland zurückdachte, schlief am Christabend schon unter einem kleinen Hügel den letzten langen Schlaf. Der Tod tritt im Felde schnell an den Menschen heran. Ich mußte daran denken, als ich im Anschluß an die heftigen, für die deutschen Waffen so erfolgreichen Kämpfe über die Schlachtfelder von Nowosolna ging und dabei auch die deutschen Schützengräben besuchte, aus deren Linien die Kämpfe sich entwickelten. Auch dort war schon vorher Weihnachten gefeiert worden. Kiefern-

und Tannenzweige steckten im gelben Sande der schützenden Erdwälle, die nun von den Truppen verlassen waren, da sie dem geschlagenen Feind mit Sturmschritten nachfolgten ... Wo werden sie in der Christnacht gewesen sein? Wo mögen ihre Kerzenbäume dem Gegner die deutsche Weihnacht entgegengeleuchtet haben? Wo sangen sie ihre Weihnachtslieder?

Von der Front zurück kam ich einige Tage vor dem Fest durch die erst kürzlich eingenommene Stadt Lowicz. Auf allen Gassen stand deutsches Militär. Alle Mundarten schwirrten durcheinander. Auf den Marktplätzen stauten sich die Kolonnen und unter diesen viele, viele Wagenzüge mit Weihnachtspaketen, die fast neugierig unter den schützenden Zeltbahnen herausschauten. Und wie sahen diese Wagen aus? Ihre Führer hatten sie und die Pferdegespanne über und über mit Tannenreisern geschmückt. Wo es nur anging, prangten die weihnachtlichen Zweige, und Tannenbäumchen lagen oben darauf, so daß das Ganze beinahe einem wandernden Walde glich. Langsam durchzog der Troß die Stadt, überall freudig begrüßt; denn jeder Mann sah in der Kolonne das stille, sorgende Gedenken der Heimat. Auch Heereskavallerie zog vorüber. Ulanen, Husaren; sie sollten zur Verfolgung des Feindes in großem Reiterverbande über die Bzura in der Richtung auf Sochaczew und die Weichsel vorstoßen. Die frischen Jungen sahen nicht mehr so schmuck aus, wie wir sie in Deutschland zu sehen gewohnt sind; denn der Krieg hatte ihnen schon manchmal arg am Zeuge gezupft. Dazu waren sie unter hochgeschlagenen Kragen, Kopfschützern, Halstüchern so vermummt, daß meist nicht viel vom Gesicht des einzelnen Mannes zu erkennen war. Fast alle aber hatten Weihnachtsgrün an die Lanzen gebunden, und manch einem hing ein Tannenbäumchen auf dem Rücken, während andere sie unter die Arme geklemmt hatten oder neben dem Karabiner am Sattelzeuge hängend mit sich führten.



Stabsquartier der Armeegruppe Linsingen in einem Bauernhause des Dorfes Lasiecznifi.

(Vgl. Seite 99.)

Regentag im Rawkalager.

Stockwerkartig übereinandergebaute Unterstände auf dem Ostufer des Flusses. (Vgl. Seite 107.)



Erdhütte im Rawkalager.

Fünfzehntes Kapitel.

Bei der Armeegruppe Linsingen im Rawka-Bzura-Gebiet.

Krieg im Schnee! Ja, Polen hatte nun vollends ein weißes Kleid angelegt; denn seit einigen Tagen war nach voraufgegangenem trocknenden Frost leichtes, lustiges Schneetreiben eingetreten. Immer beständiger legte sich das silberweiße Glänzen über die Dörfer und Städte, über den Schmutz, der die Wege den ganzen Herbst hindurch bis zur Unpassierbarkeit überhäufte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß der russische Winter ganz programmäßig mit dem Januar seinen Einzug gehalten hatte. Die Bzura und Rawka waren unter dem kräftigen Frost in einer Nacht zugefroren, nachdem treibende Schollen sich an den Flußbiegungen zu stauen begonnen hatten. Nur noch an einzelnen Löchern kräuselte der stoßende Wind die offenen Wasser inmitten der weißen, schneeüberglänzten Eisfläche.

Man macht sich von diesen beiden linksseitigen Nebenflüssen der Weichsel in Deutschland falsche Vorstellungen. Sie zeichnen sich nicht durch besondere Größe aus, bildeten aber trotzdem bedeutende Hindernisse. Die nördlich von Lodz entspringende Bzura erhält ihre Bedeutung durch das breite, sumpfige Tal, das sie im allgemeinen in östlicher, später in nordöstlicher und nördlicher Richtung durchfließt, wodurch sie bis zu einem gewissen Grade die Westfront der an sich starken, durch ihren Ausbau aber noch widerstandsfähiger gemachten Weichselfestung deckt. Auch das Flußbett der Rawka liegt, wie das der Bzura, in einem breiten sumpfigen Tal, und so wurde das verhältnismäßig kleine Wasser zu einer Landscheide und militärisch wichtigen Hindernisbarriere.

Der Übergang des Rawka-Abschnittes wurde aber noch mehr erschwert durch die großen, namentlich in der Gegend östlich von Skierniewice sich ausbreitenden kaiserlichen Forsten, in und vor denen sich die Russen in reihenweise aufeinanderfolgenden Stellungen verschanzt hatten. Ihre von den Japanern gelernten Künste, schwere, mit großer Geschicklichkeit dem Gelände angepaßte Erdbefestigungen aufzuwerfen,

die sie durch alle möglichen Verlarvungsmethoden unsern Augen zu verdecken suchen, zeigten sich von neuem in diesem schwierigen Angriffsgebiet. Wie eissprengende Balkenvorbauten, die Brückenpfeiler schützen, so schoben sie teilweise sogar mit Zementbetondeckung ausgeführte Stützpunkte vor ihre Stellungen. Von dort aus konnten sie jeden deutschen Sturm auf ihre Gräben schon unter das wirksamste Flankenfeuer nehmen, bevor er überhaupt die eigentlichen Schützenlinien erreichte. Der von unsern Truppen mit beispielloser Hartnäckigkeit in der ganzen Front des Rawka-Bzura-Abschnittes geführte Kampf drehte sich aber gerade um den Besitz dieser von den Russen seit langer Zeit vorbereiteten Stellungen.

Es galt also, zwei Hindernisse in diesen Abschnitten zu überwinden: die Flußsperren der Rawka und Bzura und die feindlichen Werke, die das Gelände meisterhaft ausnutzten. Schwer war die gestellte Aufgabe: Hinter den breiten, sumpfigen Flußtälern, in denen sich schmale, überall aufglitzernde Wasserläufe verzweigen, lauern neue kilometerbreite, unwegsame Sumpfstrecken, an die sich dann Waldzonen anschließen, die in militärischer Hinsicht starken Feldbefestigungen fast gleich zu achten sind. Dem Verteidiger boten sie Schutz, dem Angreifer stellten sie durch ihre Wegelosigkeit — denn soweit Wege vorhanden sind, gleichen diese nur langen Engnissen, die keine Entwicklung größerer Heeresmassen gestatten — neue Hindernisse entgegen.

In dem eingetretenen Frost erstand uns aber ein Bundesbruder. Alle Straßen wurden gangbarer, ja selbst solche Verbindungswege, auf denen Pferde und Wagen im tiefen Morast steckengeblieben waren, konnten befahren werden, und wir hofften, daß noch stärkeres Schneewetter käme, auf das schon alles gut vorbereitet war. Überall lagen in hochgetürmten Haufen Schlittenkufen bereit, und die schweren Kolonnenfahrzeuge, die sich über die Sumpfgebiete schon neue, kürzere Wege zur Front gesucht hatten, führten sie mit sich, um sie schnell unter die Räder schieben zu können und so die Wagen in leicht laufende Schlitten zu verwandeln.

Um diesen Gefechtsabschnitt kennen zu lernen, drang ich zunächst von Lowicz aus auf einer der nach Osten gegen die Rawka führenden Straßen mit vor. Es ging durch eine nicht sonderlich gezeichnete

Landschaft, über ausgefahrene, häufig von Kolonnen verstopfte Wege. Wagenreihen über Wagenreihen; alle Artilleriearten waren vertreten. Die Pferde stampften über den hartgefrorenen Boden, das Fuhrwerk rasselte; denn noch waren die erstarrten Schmutzstreifen von den Kolonnen nicht zermürbt. Ein steifer Ost blies. Das Gesicht war wie mit Messern zerhackt; es glühte, und ich war froh, als draußen, einige Kilometer hinter unserer Gefechtsstellung, ein Stabsquartier vorübergehend einen warmen und windgeschützten Aufenthalt bot.

Seitlich von der Hauptstraße lag die kleine Ortschaft Lasieczniki. Nur ein paar Häuser gehörten zu dem Dorfe, niedere Strohdachhütten, echt polnische Bauernsiedlungen, um die sich ein notdürftiger Zaun erhob, der den Vorgarten einhegte. Vor einem dieser armseligen Häuschen wehte die schwarz-weiß-rote Stabsflagge der Armeegruppe Linsingen unter winterkahlen Lindenbäumen.

Wie einfach doch unsere Offiziere im Felde hausen, wie sie das Kriegsmäßige der Truppen selbstverständlich mit auf ihre Schultern nehmen! Es war ein vornehmes Haus, vielleicht das des Ortsältesten oder das eines Mannes, der aus dem in dieser Gegend blühenden Pferdehandel einen guten Erwerb gezogen hatte. Nun war der Eigentümer in einem Stall hinter dem Hause einquartiert worden, und in den Stuben hatte es sich der engere Stab des durch Truppenzuschüsse aus seinem Rahmen gewachsenen Armeekorps bequem gemacht.

„Bequem!“ In einem Vorderraum wohnte und waltete der Kommandierende General. Auch der Generalstabschef, Oberst Freiherr von H........., besaß seine eigene Welt: die Küche, die ihm mehr Arbeits- als Schlafzimmer sein mußte; denn mit der Ruhe war es oft genug eine recht fragwürdige Sache. Aber es war gemütlich in diesem „Eigenheim“, da das Feuer im polnischen Ofen knisternd brannte und auf dem Herd in einem russischen Unteroffizierkochgeschirr — einem echt deutsch blitzblank geputzten Kupferkessel — das Teewasser summte. Im Nebenstübchen wurde es dann schon enger. Ganz schlimm war es aber in dem großen, gemeinsamen Arbeits- und Schlafzimmer, das von acht Herren bewohnt werden mußte, unter denen sich auch der Fürst zu W... befand. Es war eine mehr als trauliche Enge, aber es ging. Eine breite Strohstreu war vor der

langen Wand errichtet worden, auf der die Schlafsäcke wie in Paradeaufstellung lagen. Es mußte sogar noch so viel Raum übrig sein, daß die Fernsprechzentrale mit ihren Klappenkästen in die Stube gelegt werden und in der Mitte ein Tisch Aufstellung finden konnte, auf dem die Generalstabskarten neben dem Telephonanschlußapparat einen guten Platz hatten. Ruhige Nächte gab es wenig in dieser Stube; denn für die notwendigen Unterbrechungen des Schlafes sorgten die Klappen der Fernsprechstation. Aber trotzdem waren alle Herren vergnügt; wurde es gar zu eng, so lag draußen für jeden Bedrückten Tag und Nacht die winterweiße Felderweite des polnischen Landes. Nach Süden, Osten und Norden konnten die Augen die Blicke unbeschränkt schweifen lassen, und wohin man sah — überall lag da vorn die breite Kampffront.

Im Kreise der Offiziere stehend, sprach der Chef des Stabes, Oberst von R........, über den Stand der Rawkakämpfe. Er lobte die tapfern Truppen, die im Angriff immer wieder Großes leisteten, und die nun schon über den Fluß hinüber waren:

„Unser Denken ist der Wille. Ihr festes Zupacken vollendet die Tat."

Vor uns lagen einzelne Gehöfte, eine Mühle, weiter fort eine Gnadenkapelle, und rechts davon, von einem weißen Kirchturm überragt, das kleine Städtchen Bolimów, das den Russen ein schmerzender Dorn im Auge zu sein schien, seit an ihrer Stelle die Deutschen als Herren darin saßen. Ab und an flogen ihre Granaten noch wie Abschiedsgrüße hinein, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Auch in das Gelände vor dem Stabsquartier „pflasterten" sie gelegentlich ihre schweren Geschosse; sie suchten die Straße, auf der unsere Kolonnen vorwärtszogen. Die dunkeln Fontänen stiegen aber weitab von den lohnenden Zielen auf, und als dann zwischen zwei leichten Erdwellen mit einem Male die Lagerfeuer schwerer Haubitzbatterien aufblitzten, wurde klar, was die Russen im weißen Rawkatale ärgerte. „Die deutschen Winterfliegen, deren Brummen sie nicht vertragen können, sollen ausgeräuchert werden!"

Eine Stunde später war ich in Bolimów. Auf dem Marktplatz standen unsere Kolonnen. Alles war in vollster Bewegung. Seit-

wärts in einer Ecke waren die Feldküchen im Gang. Es kochte fast über und roch so angenehm nach Schweinefleisch und Erbsen, daß die Eßlust kam. Für eine Zigarre empfing ich ein Mittagessen, kräftig, schmackhaft und reichlich; es war so gut, daß ich für einige Augenblicke ganz vergaß, wo ich stand: mitten im Kampf. Sogar den Höllenlärm überhörte ich, den die ringsumher aufbrüllenden Geschütze verursachten.

Von allen Seiten klang das Gebrumm des im vollen Gang befindlichen Artilleriegefechtes: Feldartillerie schoß schon seit dem Abend vorher; die Flachbahngeschütze bellten alle paar Minuten auf; etwas zurückgenommen und seitlich aufgefahren ballerten schwere Haubitzbatterien nach zwei Richtungen fortwährend ihre Rollsalven hinaus. Auch krachten noch die Schüsse einer österreichisch-ungarischen Mörserbatterie dazwischen, und ein ungeheuerliches Sausen durchfuhr die Luft.

Unter dem Getöse unserer und der verbündeten schweren Artillerie ging ich an diesem Tage zum erstenmal über die Rawka hinüber, die ihre Wasser in mehreren Rinnen durch das Sumpfland treibt. Zwei Brücken, zwischen denen als Verbindungsstraße ein langer Damm aufgeschüttet war, machten es möglich, den Fluß zu überschreiten. Überall noch die Spuren des ersten Überganges: liegengebliebene Pontons, die durch Beschädigung unbrauchbar geworden waren; daneben Balkenstücke, Reste vom Ausbesserungsbau der zerstörten Brücken. Unweit der Arbeitsplätze der Pioniere schnell zusammengestellte Unterstände und Schießlöcher der Infanterie, die sich stürmend herangearbeitet hatte und sich dann noch am Uferrand eingraben mußte. Gerade um die Stützpunkte an und hinter der ersten Brücke ist mit einer kaum zu beschreibenden Zähigkeit von den Unsern gegen die russische, den Brückenkopf verteidigende Übermacht gekämpft worden. Aber der Übergang wurde erzwungen.

Bis zum letzten Gehöft des nächsten Dorfes gelang es mir noch voranzukommen. Es waren nur ein paar hundert Schritte durch Wies-Bolimowska, und von dort bot sich ein freier Ausblick über das Kampffeld. Links vorn, am Nordrand der Straße, stand eine Ziegelei; auf sie stützten sich schon unsere Schützengräben, die nach Osten hin die Ortschaft bereits mit einem Bogen umfaßten. Unruhiges Gewehr-

feuer klang kurz und immer wieder abbrechend von dort herüber. Tausend Meter weiter saßen die Russen in der Erde. Auch ihre Infanterie schoß nur schwach; denn sie hatte in den Unterständen Schutz gesucht vor den deutschen Granaten, die wie toll auf ihre Stellungen niedertrommelten.

Rechts und links von der Straße, nicht fern von meinem Standort, fielen russische Granaten nieder; denn die feindlichen Batterien streuten wieder einmal das Gelände ab, da sie nach unserer vorgeschobenen Feldartillerie suchten, die so trefflich eingebaut war, daß man sie kaum von hinten erkennen konnte. Hochauf sprangen die Erdfontänen; zu schwarzen Bergen stiegen sie zusammen mit den Rauchwolken der platzenden Geschosse vom Boden empor, und weiter vorn hing die Luft voll weißer, kleiner Schrapnellwölkchen.

Dumpfes Getöse rundum! Ferne Dörfer brannten durch unser Artilleriefeuer. An ungefähr zehn Punkten schlugen die Flammen aus verloren stehenden Gehöften empor; denn die Russen mußten ausgeräuchert werden, und unsere Artillerie versteht sich gründlich auf ihr Handwerk. Sie bereitete vor, und da das Gewehrfeuer aus den Schützengräben fehlte, so machte das Schlachtfeld, um das mit Hartnäckigkeit gekämpft wurde, einen leeren Eindruck. Wären nicht immer wieder die Granateneinschläge gewesen, man hätte sich über das Kampffeld, um das das Ringen ging, nicht unterrichten können.

Infanterie sollte aber auch hier noch ihr großes Wort entscheidend zu sprechen haben.

Sechzehntes Kapitel.

In den Rawkalagern um Bolimów.

Auf einem Landwege, dessen Beschaffenheit jeder Beschreibung spottet, rückte ich, nachdem die von Lodz nach Nieborów führende Straße hinter dem Radziwillschen Schlosse verlassen werden mußte, auf einem polnischen, kriegsmäßig mitgenommenen Jagdwägelchen erneut gegen unsere Front vor. Ein Artilleriekonzert, das an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrigließ, klang mir aus der Ferne entgegen und begleitete

das eintönige Gestampfe der Pferde, die sich mühten, auf der entsetzlich ausgefahrenen Straße vorwärtszukommen. Als aber der Fahrer, ein biederer pommerscher Artillerist, auf einen quer über die welligen Ackerstriche führenden Kolonnenweg einbog, streikten Lotte und Liese, und ich konnte es ihnen nicht übelnehmen; denn was Polen in der Rawkaniederung den beiden noch recht stattlich ausschauenden Fuchsstuten zur Überwindung anbot, war mehr als toll. Hin und her schlug der Wagen, dessen längst gebrochene Federn bei jeder Ackerfurche von neuem klirrten. Vom Acker kamen wir endlich auf Sumpf- und Moorland, das nur dadurch zu passieren war, daß Frostwetter das Gelände hart gemacht hatte.

Nach dem westlich vor der Rawkaniederung liegenden Dorfe Wólka-Lasiecka ging die Fahrt, zum Stabsquartier einer in diesem Abschnitt eingesetzten Division des unter dem Befehl des Generals von Morgen stehenden Korps. Das Ziel war ein Gut, um dessen Hof sich einige gebrechliche Baulichkeiten und daran anschließend die Häuser der Ortschaft gruppierten. An einem von Obstbäumen umstandenen Teich das dürftige Verwaltungsgebäude; windschiefe Scheuern und Ställe. Unterhalb des Sandhügels, auf dem die Gutsgebäude standen, die Inst- und Pächterhäuser. Entsetzlich verwahrlost! Das bißchen Lehmbewurf über den Holzbauten, die leicht angetünchten blauen und rosa Wände konnten den Eindruck nicht viel aufbessern. Und wie außen, so innen . . . Der Eingang zu meinem Quartier führte über einen ganz beachtenswerten Misthaufen, und ich dankte tagtäglich der Güte des Himmels, daß er mir für meinen Aufenthalt hier Frostwetter beschert hatte.

Man wird anspruchslos in Polen. Das nun bezogene Quartier stand aber doch zu allem bisher Gebotenen in zu starkem Gegensatz. Es schien mir damals — ich habe freilich später meine Ansicht ändern müssen! — das Schlechteste vom Schlechten zu sein.

Ganz besonders stach es von dem des letzten Tages ab, den ich im Schlosse zu Nieborów verbrachte. Im Radziwillschen Hause die Atmosphäre von Wohlstand, Kunst, Literatur, von klassischer Bildung. Weite Räume: Säle, Zimmer mit Seidentapeten, mit Möbeln aus Polisander und Mahagoni um alte offene Kamine. Eine Bibliothek

mit kostbaren Bücherschätzen. Globen standen vor den hohen, weiten Fenstern, durch die der Blick ungehemmt auf weite Parkanlagen schweifen konnte. Alte Kunstwerke überall. Das ganze Haus das Privatmuseum eines im Schönen schwelgenden, mit Romantik erfüllten Menschen.

Zur Abendtafel saß ich dort neben Exzellenz von Morgen in einem hohen, festlich weißen Saal. Wappengeschmücktes Porzellan und Gläser glänzten über dem weißen Linnen. Spiegeleinlagen an der Decke, wie in dem mit rotweißem Damast ausgespannten Zimmer der Fürstin. Luxus, sogar übertriebener Luxus überall. Helles Kerzenlicht im ganzen Saal, vom Kamin her das Knistern der brennenden Scheite. Stimmengewirr; denn der Stab eines Generalkommandos ist groß, und jeder Tag bringt Gäste ins Haus. Es saß sich vortrefflich, und die Gespräche rauschten lebhaft durch den Raum. Natürlich war es nur der Krieg, die Truppen, die Ereignisse — der Vormarsch auf Warschau! Die Stimmung war gut; gut wie immer.

Ich habe in der Nacht zwar auch nicht zwischen Daunenpfühlen geschlafen, doch träumte ich davon, als ich in einem der Damenzimmer auf einer leeren Matratze im Schlafsack lag. Jedenfalls war die Nacht besser als die, die mir jetzt nach meinem Einrücken in Wólka-Lasiecka beschieden wurde. — Aber es ging auch wieder, wie schon so oft, ohne Seidentapeten. Anstatt im Kamin verglommen beim Einschlafen im Stroh die letzten Holzstücke auf dem polnischen Bauernherd, und in der Ecke der Stube zauberte der mir zugeteilte Bursche Vierfuß das Stimmengewirr der Abendtafel von Nieborów zurück. —

Man wird anspruchslos in Polen und muß sich an manches gewöhnen. Am meisten, glaube ich, haben aber doch unsere Soldaten umlernen müssen; denn sie mußten und müssen mit vielem vorlieb nehmen, was sie, hätte man es ihnen daheim geboten, als ein unverschämtes Ansinnen betrachtet hätten.

Man muß gesehen haben, wie sie in solch ein polnisches Dorf einzogen. Nicht jeder konnte in einem „Schloß" wohnen, wie sie diese armen, verwahrlosten Häuser nannten. Wer in einem Schweinestall unterkam, glaubte sich ein Fürst; denn ein Dach über dem Kopf zu haben, ein richtiges Dach, das war seit langem etwas unerhört Erstrebenswertes. Wenn die Feuerstelle auch noch so schlecht war, wenn

im Herd die Steine fehlten, daß er durchsichtig war wie ein Sieb, das machte nichts. Ein Dach! Türen, Fenster, Öfen . . . was läßt sich nicht alles verstopfen! Die deutsche Besatzung hatte denn auch aus Wólka-Lasiecka schon etwas „Großartiges“ gemacht. Mitten im Dorf hatten die Pioniere sich eingerichtet. Dort war nicht nur ein stattlicher Pionierpark entstanden, sondern in diesem Hause schaltete und waltete der Hauptmann als Ortskommandant, und in seinem Besitz befand sich jetzt bereits ein Plan des ganzen Gemeinwesens und das — „Adreßbuch“. Ordnung muß sein. Vierzig Feuerstellen sind keine Kleinigkeit, zumal ganz erhebliche Anforderungen in bezug auf die Einquartierung gestellt wurden. Lazarette, höhere Stäbe, Tag für Tag neue Dinge und dann, vielleicht das Wichtigste mit unter den Obliegenheiten des Ortskommandanten: die liebe Not beim Bewachen der Strohhaufen, der Planken und Bretter — alles Sachen, auf die sowohl das Auge eines Artilleristen wie Infanteristen mit heißer Wunschbegier gerichtet war.

Im Dorf gab es schon passierbare Straßen; Wege, auf denen man nicht ohne weiteres Gefahr lief, in Schmutz, Schlamm und Morast zu versinken. „Vor vierzehn Tagen hätten Sie den Ort sehen müssen!“ sagte mir einer der amtierenden Feldgeistlichen. Ich dankte ihm verbindlichst. Aber immerhin: das Dorf hatte sich auch in anderer Hinsicht wesentlich verändert; ja, es dürfte sein, daß seine eigenen Bewohner, kämen sie zurück, es nicht mehr erkennen würden. Die Ortschaft war in die Breite und in die Länge gegangen. Tausende von deutschen Männern kamen hier durch, und alle halfen, dem Dorf eine kriegsmäßige Aufmachung zu verschaffen. In den Holzhäusern war ja nur in beschränktem Maße Unterkunft zu finden, und so mußten alle Mannschaften laut Ortsbefehl mit dem Bau von Erdhütten und Behelfsstallungen beginnen. Ja, sogar die Ersatzmannschaften, die durchzogen, mußten nicht nur für ihre eigene Unterkunft sorgen, sondern Erdhütten vorbereiten für die zur Ruhe aus der Front zurückgezogenen Mannschaften. Rundherum umdrängten die Erdwohnungen die eigentliche Ortschaft. Große und kleine Hütten entstanden. In den Wäldern nahe dem Dorf mußten junge Kiefern und Birken geschlagen werden, die zu Dächern aneinandergefügt und mit

Grassoden, Erde, Torfstücken, grünen Kiefernzweigen, vor allem aber mit altem Stallstroh bedeckt wurden. Überall waren Stallbauten entstanden, die sich eng an die Häuser anlehnten.

In den Nischen und Abständen zwischen den Gebäuden traf ich die Küchenkolonnen tätig. Da wurde geschlachtet und geschmort, gebacken und gebraten; denn nicht nur bei den Gulaschkanonen, den „Hungerabwehrgeschützen", herrschte eifrige Tätigkeit, sondern auch in Hunderten von kleinen Feuerlöchern züngelte rundherum die rotglühende Flamme unter den Kochgeschirren der Mannschaften.

Ein Bild aus der Abenddämmerung: Weiß verschneites Land, darauf unzählige glührote Punkte, von grauen, festvermummten Gestalten umlagert. Rauchschwaden streichen wie Schleiergewebe um die einzelnen Gruppen. Im Windhauch zucken die Flammen auf; Goldfunken fahren in Schwärmen aus den Holzfeuern in die Luft.

Von der Ortschaft zu den Wäldern hinüber. Auch dort waren neue Siedlungen entstanden: Unterstände der Artillerie, Stallungen von ungeheurer Ausdehnung. Grün eingedeckt zwischen den Waldständen lagen sie und waren fast nicht zu erkennen. Um sie richtig zu sehen, mußte man schon ganz nahe herankommen. Windgeschützt standen die Pferde, schöne, kräftige, gepflegte Zugtiere, die sich dort nicht minder wohl fühlten als die Menschen, die in ihrer Nachbarschaft hausten. Vor dem Dorfe lag im Walde eine Kolonie von kriegsmäßig aufgemachten Forst- und Landhäusern. Mit hochgetürmten Dächern — fast so hoch, wie sie die niedersächsischen Heuberge tragen — standen sie in langen Fronten an Waldlichtungen und Schneisen, die durchweg mit Straßennamen belegt worden waren. Zwar waren diese Bauten auch nur Erdhöhlen, aber solche von seltener Größe und Üppigkeit. Da gab es eine „Villa Grete", „Villa Emilie", „Villa Rosa", ein „Haus Emma" und „Haus Auguste"; aber auch „Onkel Toms Hütte" lag als stattliches Eckhaus am „Schlosserplatz", auf dem der Hufschmied und der Waffenmeister der Artillerie sich geräumige Arbeitsstätten errichteten. In der Nachbarschaft war die „Schrapnellstraße"; daneben eine Kaiser- und eine Hindenburgstraße, und weiter der „Große Brummerplatz" und die „Kleine Blaue-Bohnen-Gasse". Am „Katzensteig" fand ich den Namen „Haus zur Schwarzen Sau", so genannt

nach der allgemein üblich gewordenen Bezeichnung, die den großen russischen Granaten beigelegt worden war. Der Humor war auf Schritt und Tritt lebendig; er äußerte sich in Hunderten von Dingen und harmlosen Scherzen; er sprach aus ausgestopften, spaßhaft aufgestellten Kleintiergruppen auf den Dächern der Unterstände und lag in den Benennungen der Waldgassen; er war das Ventil für die frohe Laune unserer Krieger.

Bei dem Besuch einer Nachbardivision, zu dem ich in Nieborów von General F....., dem Divisionskommandeur, aufgefordert worden war, sah ich Barackenbauten anderer Art. Für Reserven der Infanterie errichtet, waren sie durch die Arbeit unserer Pioniere entstanden. Aus festen Bohlen über Baumstämmen gefügt, wurde das ganze Lager in der Zeit von achtundvierzig Stunden aufgebaut. Immer zu vier bis fünf Gruppen lagen die Leute in den gut heizbaren Unterständen auf sauberem Stroh. Überall war die Verpflegung die allerbeste und somit auch die Stimmung vortrefflich.

Freilich ist es nicht allen Reserven so gut gegangen wie diesen. Hatte mir hier ein kriegsfreiwilliger einundsechzigjähriger (!) Vizefeldwebel mit weißem Haar gesagt, daß es ihm und seinen Leuten an nichts fehle, da sie ja ein schützendes Dach über dem Kopfe, einen wärmenden Ofen, frisches Brot, Fleisch und Gemüsekonserven bis zum Überfluß besäßen, so fand ich ein anderes Reserveregiment, das ebenfalls schon jenseits der Rawka lag und einige Ruhetage genoß, nicht so günstig untergebracht. An den steilen Ufern des Flusses saßen Offiziere und Mannschaften in ihren Erdlöchern, die wenig Raum zur Bewegung gaben. Übereinander, in vier und fünf Stufen, bauten sich die Erdwohnungen auf. Sie krochen die Hänge hinauf. Jeder Vorsprung, jede Erdfalte wurde ausgenutzt, und die obersten Hütten lagen dicht unter dem Rande eines alten russischen Schützengrabens, der oben auf dem Kamme des Hügels errichtet worden war. Aber auch diesen Mannschaften fehlte es nicht an Nahrung, Getränken und . . . Feldpost! Sie waren mit allem reichlich versehen; hätten sie noch ein besseres Dach über dem Kopfe gehabt, hätten ihre Ruhequartiere einen weniger frontmäßigen, alarmschwangeren Eindruck gemacht, ihre Stimmung hätte jedenfalls dadurch keine weitere Steigerung erfahren können.

Siebzehntes Kapitel.

Seiner Majestät Geburtstag im Felde.

Die Stimmung unserer Leute ... Delegierte des Roten Kreuzes, Liebesgabenfahrer, Feldpostbriefschreiber, die Berichterstatter, kurz, wer sie kennen lernte, hat davon Kunde gegeben. Man hat viel davon erzählt, aber das Thema ist noch lange nicht erschöpft. Das gewisse Etwas, das sich Stimmung nennt und dem aufrechten Geist des Heeres eng verwandt ist, lernt natürlich nur der ganz kennen, der selber Soldat ist oder doch im festen Zusammenhang mit der vor dem Feinde stehenden Truppe lebt.

Was diese Stimmung ist, läßt sich eigentlich schwer sagen; denn ernste und heitere Elemente mischen sich darin. Es ist Optimismus, Gottesglaube, Wille, Liebe zur Waffe, zu Mensch und Tier und — der unversiegbare Quell des echten Humors. Hart auf Hart mag es gehen, und der Ernst der Kampfstunden mag das Feld rot färben, Wille und Humor ersterben nicht; sie sind, wie mir so mancher Regimentskommandeur, so mancher an Erfahrungen reiche Kompagnieführer sagte, „einfach nicht umzubringen". Natürlich ist nicht alles rosenrot. Wäre es so, dann stände es ebenso schlimm, als wenn alles im Grauschwarzen schwömme. Die Kritiker fehlen auch in der Front nicht; auch Nörgler gibt es und Allesbesserwisser; aber sie sind nur Tropfen im vollen Glase und wirken wie Klärmittel, womit auch sie eine Aufgabe erfüllen. Jedenfalls: der große Chor der Vertrauensfesten, Kraftbewußten und Immerzuversichtlichen — die Seele! — kann durch sie nicht gestört werden, und so klingt er rein, frei und voll wie ein wertvolles Instrument.

Wie diese Stimmung sich bei der Truppe, bei Offizieren und Mannschaften äußern kann, möchte ich an einem Beispiel berichten. Es galt das Fest des Kaisergeburtstages zu begehen. Vor dem Feinde stehend, wollte man des Obersten Kriegsherrn am 27. Januar besonders gedenken. Von vornherein war man darauf gefaßt, daß der Russe sich als Störenfried unangenehm bemerkbar machen würde. Trotzdem wurden überall Vorbereitungen getroffen, und es kam denn

auch so, daß die eingeübten Chorgesänge, die in den Schützengräben stiegen, zeitweilig vom Gehämmer der in Tätigkeit getretenen Maschinengewehre unterbrochen wurden. Das Gewehrfeuer kam überhaupt nicht zur Ruhe. Die Russen schossen; es krachte und knackte drüben, es spritzte vor unsern Schutzschilden, wenn die feindlichen Kugeln in den Deckungswall fuhren. Die Freude des Tages wurde aber dadurch nicht gestört, zumal man ihnen die notwendigen Antworten nicht schuldig blieb.

Besonders gut hatte es an diesem Tage die Artillerie; denn für sie war es doch selbstverständlich, schon am frühen Morgen mit einem „Salutschießen" zu beginnen. Mit wohlgezielten einhundertundein Schuß begrüßte sie zu Ehren des Kaisers die Russen, und die Batteriechefs machten mit Stolz ihren Kommandeuren davon Meldung. Mit einem Feldgottesdienst leiteten die Reserven den Tag ein, und ebenso fanden Andachten unmittelbar in und hinter der Front statt. Manch feierliches Wort wurde an diesem Morgen von unsern Feldgeistlichen zu den Truppen gesprochen, die auf der Moorebene des Rawkatales angetreten waren, und es zeigte sich wieder einmal, wie schon so oft in diesem Kriege, daß auch die alten konfessionellen Unterschiede stark verwischt worden sind. Das Wort der Geistlichen, wieder ernster, erhebender Zuspruch geworden, fand auch an diesem Morgen willige Hörer. Auf der eingeschneiten Ebene standen die Truppen, und es war ein unvergeßlicher Augenblick, als die Krieger, Offiziere und Mannschaften, die Helme zum Gebet abnahmen.

Die kirchliche Morgenandacht war mehr der offizielle Teil des Tages. Der übrige Teil wurde von dem Kriegshumor unserer Soldaten bestritten, der an diesem Tag auf der ganzen Front, soweit ich das feststellen konnte, reiche Blüten trieb. Es gab am Nachmittag vom letzten bis zum vordersten Schützengraben wohl keinen Unterstand, in dem nicht irgend etwas zu Ehren des Kaisertages ausgeheckt worden war. Überall auf den Deckungswällen steckten schwarz-weiß-rote Fähnchen, und wo es nur irgend ging, gab es bei einem Extrapunsch ein buntes Schützengrabentheater.

In den Batteriestellungen auf dem Ostufer der Rawka hatten aber die Mannschaften eines ostpreußischen Reserve-Feldartillerieregiments

etwas ganz Ungewöhnliches vorbereitet. Sie hatten am Hügelrand des Flusses einen Theaterbau errichtet. In Stufen stieg der Zuschauerraum den Sandrücken hinan und ließ in der Mitte den Hügel frei, so daß ein kleines Amphitheater entstand. Über dünnen Baumstämmen und Stangen waren Zeltbahnen ausgebreitet, die vor dem niederfallenden Schnee Schutz gewähren sollten. Zu 3 Uhr nachmittags waren der Regimentskommandeur, Oberstleutnant von B....., und mit ihm alle Abteilungsstäbe geladen. Auch mir war eine Einladung zugestellt worden, der ich natürlich mit Freude folgte.

Um 2 Uhr 30 standen die Pferde vor den Quartieren, und in geschlossener Gruppe ritten wir zur Rawka hinüber, die unter Schnee und Eis ihre Wasser vorwärts trieb; wir wurden am jenseitigen Ufer begrüßt, und ein Wachtmeister drückte uns ein Programm in die Hand: „Naturtheater an der Rawka: Kaisersgeburtstagsfeier, 27. Januar 1915" stand auf der ersten Seite. Auf der dritten und vierten folgte die Vortragsreihe. Man staune: 18 Nummern.

Mit einem selbstverfaßten Prolog eröffnete einer der Kanoniere die Aufführung; es folgte, als Doppelquartett, das Bundeslied; an dritter Stelle stand die Ansprache des Regimentskommandeurs. Markige Worte, knapp, einfach und darum doppelt eindringlich und auf jeden Mann wirksam, eine Festrede nach Soldatenart, die das Kaiserhoch, ein dreifaches begeistertes Hurra, beschloß.

Und nun folgten in bunter Reihe die Vorträge, die wahrlich nichts zu wünschen übrigließen. Zwei volle Stunden wurden die Anwesenden gefesselt. Zeitgemäße Dichtungen wurden gesprochen; dazwischen — o, wir Barbaren! — ein Violinsolo, Schumann! Artilleristenfinger mühten sich mit den Saiten ab, und trotz der ungewohnten Arbeit und der Wintertemperatur weit unter Null kamen sie mit ihnen ziemlich gut ins Reine. Durch Ernst und Scherz ging es schließlich zu einem Ringkampf von herzerschütternder Komik. Offiziere und Mannschaften bogen sich vor Lachen, worauf noch als neuester Schlager der „Bolimowska-Schieber" vorgeführt wurde. Man vergnügte sich kaiserlich. Und ganz besondere Freude machte es unsern Kanonieren, daß die Russen ihnen mit ihren Geschützen dazu ein Festkonzert aufspielten. Jedesmal, wenn im Rawkagrunde eine von den „schwarzen

Säuen" krepierte, wenn das Bummbumm von der Tätigkeit der Russen sprach, ging ein Lächeln über die Gesichter, und die Feldgrauen nickten sich einander befriedigt zu. Rechts und links steckte wohl mal einer den Kopf durch die Zeltbahnwand nach draußen und sagte mit überlegenem Schmunzeln an, wieviel „mehr" oder „weniger" die Granaten vom Naturtheater entfernt in den sie verschluckenden Moorboden fuhren.

Ich will aber nicht zu berichten vergessen, daß das „Naturtheater an der Rawka" auch einen „künstlerischen" Schmuck besessen hat. Einer der Hauptleute hatte nämlich sein Taschentuch „nach vierzehntägigem Gebrauch", alldieweil darauf ein Kaiserbild zu sehen war, extra für diesen Tag waschen lassen! Zwischen dünne Birkenäste geklemmt, prangte das ausgespannte Bildnis nun inmitten des Raumes und trug entschieden nicht unwesentlich zur Erhöhung der Feststimmung bei. Das ganze Programm war aber ohne Zutun der Offiziere zustande gekommen, ja auch der Plan für die Veranstaltung war dem Kopfe eines pfiffigen Kanoniers entsprungen.

Inzwischen hatte sich auch „daheim" unser Quartierraum vollkommen verändert. Aus der polnischen Bauernstube war zu Ehren des Kaisertages eine luftige Halle geworden. Mehr oder minder war das natürlich Täuschung; aber immerhin, daß dieser Eindruck erreicht wurde, war der Kunst des Verpflegungsoffiziers zu verdanken. Alles Schlafstroh war entfernt. Der Besen hatte eine Generalreinigung vorgenommen, eine Jagd auf „Russaken", maikäfergroße Schaben, wurde mit kochendem Wasser abgehalten, und dann ging es ans Schmücken des gelüfteten Raumes. Tannen- und Kiefernzweige wurden vor die bläulichweißen Wände genagelt, die bald in einem freundlich lichten Grün schwammen. Auch der Ofen, die Feuerstelle, war geschmückt; der schwarze Rauchfang trug ebenfalls die Farbe des Waldes. Und über der Tischmitte hing von der Decke herab ein großer Kronleuchter, gefertigt aus den Deckelbrettern einer Käsekiste; grüne Zweige, zwischen denen die Kerzen standen, taten das übrige. Als Mittelstück nahm er sich zwischen zwei alltäglichen Petroleumlampen recht achtunggebietend aus.

Und dann die Tafel! Sie war mit einem reinen, weißen Leinentischtuch bedeckt! Seit Wochen hinter Schloß und Riegel gehalten, für einen großen Tag aufbewahrt, durfte es heute, mit grünen Waldreisern überstreut, die sich zwischen die bunten Emailleteller schmiegten, einmal gebraucht werden. Man saß auf plumpen Klotzbänken; nur der Regimentskommandeur genoß den Vorzug, auf einem Stuhl mit Lehne untergebracht zu sein. Es gab ein köstliches Mahl und, wie durch Zauber aus einer fernen Welt für den Tag herangetragen, echtes Spatenbräu!

Während des Essens hielt Oberstleutnant von B..... die Rede, daran anschließend stimmten wir stehend die Kaiserhymne an. Wir merkten es nicht, daß sich während der ersten Strophe die Türen auftaten, daß von draußen ein heller Lichtglanz in unsere Stube hineindrang, wir vernahmen plötzlich nur, daß das von uns angestimmte Lied zu einem Chor anschwoll, daß kraftvolle Männerstimmen es weiterführten. Draußen, vor der Pforte, hatten sich Mannschaften aufgestellt; ein dreifach besetztes Quartett. Fackelschein überglänzte ihre Notenhefte, und der Zahlmeister dirigierte. Das war Überraschung und Freude zugleich. Wohlgeübte Stimmen sangen, und es folgte auf das Kaiserlied noch eine ganze Reihe von schönen deutschen Volks- und Soldatengesängen. „Deutschland, Deutschland über alles!" als vierstimmiger Chor machte den Schluß. Die flammenden Fackeln verschwanden wieder im Dunkeln, nachdem den Leuten Dank gesagt worden war.

Auch das nur eine Episode, wie alles an diesem Tage; aber ein Steinchen aus dem großen, wundervollen Mosaikbild unseres soldatischen Lebens vor dem Feind. Denn das heißt es zu bedenken: wir lagen in Wólka-Lasiecka nur ganz wenig hinter der dem russischen Granatfeuer noch erreichbaren Linie. Kein Befehl, kein Wunsch, sondern freier, aus dem Gefühl heraus geborener Wille war auch hier wieder der Ansporn, inmitten des kriegerischen Lebens sich dessen zu erinnern, was schlechthin in der Heimat und der redlich denkenden Welt vor dem Kriege „deutsche Kultur" genannt wurde.



Reserven in Wólka-Lasiecka beim Bau von Erdhütten.



Ein polnisches „Schloß" in Wólka-Lasiecka.
(Vgl. Seite 104.)



Wohnidyll aus dem Lager bei Wólka-Lasiecka.
Begegnung unter der Haustür.



Schlachtfest bei den Pionieren in Wólka-Lasiecka.

Achtzehntes Kapitel.

Episoden aus Wólka-Lasiecka.

Eindrücke aus Wólka-Lasiecka, die ich nicht übergehen möchte, weil sie charakteristisch für das Leben unserer Truppen sind, seien hier aufgezeichnet. Ich möchte jedoch zuvor kurz der Offiziere gedenken, der Pioniere und Artilleristen, in deren kleinem Kreise ich in und um Wólka-Lasiecka manche angeregte Stunde verbrachte. Prächtige Menschen gewährten mir Gastfreundschaft, traten mir in echter Kameradschaft entgegen. Auch in den Unterständen am Rawka-Ufer, in den Batteriestellungen und vorn in den Schützengräben bei der Infanterie war es immer das gleiche. Im Felde schlingt sich ja ein Band um alle; denn alle arbeiten und streben nach einem Ziel.

Die allgemein schlechten Quartierverhältnisse im Dorfe zwangen mich einmal, meiner schließlich leidlich hergerichteten Unterkunft Lebewohl zu sagen. Nach zwei Tagen der Abwesenheit kam ich in die Ortschaft zurück und fand meine Stube von inzwischen herangerückten Artilleristen belegt. Breit, kanonenschwer und nicht ohne weiteres aus dem Felde zu schlagen, lagen einige schnurrbartgewaltige Wacht- und Vizewachtmeister auf meinem guten Stroh. Sie hatten meinen Burschen vor die Tür gesetzt, hatten Bank und Tisch, die mir liebenswürdige Pioniere aus rohen Brettern zusammengezimmert, mit Beschlag belegt und glichen in ihrer Gesträubtheit ganz dem aus dem alten deutschen Märchen bekannten Igel, der, seine Stacheln zeigend, am gastlichen Herd den Hauseigentümer vertreibt. Hätten mich nicht die Herren vom Stabe des ostpreußischen Reserve-Feldartillerieregiments in ihrem Quartierhause mit unter das schützende Dach genommen, so hätte ich mir wohl wer weiß wo eine Wohngelegenheit suchen können oder auch eine Erdhütte bauen müssen.

Doch ich will vom Soldatenleben in Wólka-Lasiecka berichten. Vor meinem ersten Quartierhause, auf dessen Gang zwischen den Trümmerresten eines eingestürzten Schornsteins sich aller mögliche und unmögliche stinkende Unrat gesammelt hatte — es empfahl sich auch bei Tage den Durchgang immer nur vorsichtig an der Wand

entlang zu nehmen, da man nicht wußte, welch ein „Segen" von oben kommen könne —, war es eines Tages schon in der grauen, schneedunstigen Morgenfrühe lebendig. Aus dem Nachbarabschnitt, von Kaczew und Tartak her, aus den Wäldern des fürstlich Radziwillschen Besitzes marschierten Truppen heran: Infanterie. In geschlossenen Bataillonen kamen sie über die weiß eingedeckte Sumpfniederung, überströmten die Ortschaft und brachten den Hauch des Waldes mit; denn jeder Mann trug ein Kiefernreislein im Mantelknopfloch. Neue Regimenter, die Quartiere haben wollten. Und das Dorf war schon so voll! Aber die Menschenmassen fluteten hinein. Sie standen auf der Straße und schimpften; schimpften gutmütig, weil sie wußten, daß es ihren Kameraden, die in den Häusern, in den Erdlöchern schon Unterkunft gefunden hatten, zu Dutzenden von Malen ebenso ergangen war wie ihnen jetzt. Vielleicht hatten auch sie einmal im Warmen gesessen, und die andern standen draußen und fröstelten in der von Osten her steif durchblasenen Morgenluft.

Sie schimpften noch mehr, als sie erfuhren, daß am Abend vorher zwei Häuser bis auf die Unterbauten abgebrannt waren. Mit ihren Kameraden standen sie vor den ausgebrannten Gehöften und ließen sich das Löschen und Sichern der Nachbarhäuser erzählen. Durch Begießen der Strohdächer, auf die sich die Glutfunken wie ein reicher Goldregen legten, war das geschehen. Das flammende Stroh trieb in der Brandhitze in die Höhe; der Wind erfaßte es, trug es, schleuderte es mit Stößen vor sich her, so daß das Feuer, das als helle Glut durch die Luft segelte, das ganze Dorf gefährdete. Die Eisdecke des Teiches hatte man aufgehackt, damit sein Wasser zur Brandstelle getragen werden konnte. In Eimern, in Kannen, in Kochgefäßen wurde es an einer Händekette zu den brennenden Häusern geleitet und ebenso zu denen, deren Strohdächer durch das Flugfeuer in Gefahr waren. Überall saßen und standen funkenausschlagende Mannschaften, die gegen das Weiterspringen des Brandes ankämpften.

Wie ein weißroter, glühender, grelleuchtender Flammenberg standen die in Glut getauchten Häuser, vom nächtlichen Dunkel umfaßt, mitten im Dorf. Schon glaubte man des Brandes Herr zu sein, da brauste plötzlich aus seinem Innern ein scharfes Knallen

auf. Ein Pfeifen, Zischen und Schwirren in der Luft! Alles stürzte von den brennenden Gebäuden fort; denn das war nichts anderes als in der Brandhitze explodierende Infanteriemunition, die beim eiligen Verlassen der Häuser liegengeblieben war. Aus der Ferne sah man mit dem Knallen zugleich das Pulver in gelblichen Stichflammen emporziehen.

Zwei Häuser im Dorfe weniger! Bei der herrschenden Enge, bei der fortgesetzten Quartiernot wollte das etwas heißen. Aber daran war nun nichts zu ändern. Eine Stunde später sah ich die neuen Mannschaften mit Hacken und Spaten die Brandstätten aufräumen, um die Ruinen beziehbar zu machen! Vom nahen Walde trugen sie frisch geschlagene Stämme herbei, um die himmeloffenen Stuben abzudecken. Grassoden, Erde, Stallstroh, Dung kam darauf, und die Stätten des Elends bekamen prunkvolle Namen. An dem einen Hause las ich des Mittags schon: „Villa Bombenschlag". — Aber nur ein kleiner Teil Soldaten konnte in den beiden halb niedergebrannten Gehöften Unterkunft finden. Die andern waren damit beschäftigt, etwas abseits die Erde aufzureißen, und so kamen zu den schon vorhandenen Hütten von Wólka-Lasiecka wiederum neue hinzu.

Vor dem Fenster meiner Stube spielte sich an diesem Morgen gleichzeitig noch folgende Szene ab: Etwa 3 Meter von der Hauswand entfernt klaffte der dunkle Hals einer Kartoffelmiete. Zwei Jäger hatten entdeckt, daß sie leer war; leer nicht nur an Erdfrucht, sondern auch . . . an Menschen. Sie umschritten den meterhohen Bau, beklopften seine Wände, und schließlich kroch einer der beiden Leute in das Erdloch hinein. Es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder zum Vorschein kam; als es aber geschah, langsam, rückwärts, etwas gequält mit dem Hinterteil zuerst, und als schließlich auch glücklich Hals und Kopf heraus war, lag ein ganz vergnügliches Lachen auf seinem Gesicht. Neben seinem Kameraden stehend, gab er Bericht. Ich war aus dem Hause und zu den beiden Leuten getreten, die bis zum Morgen in einem der vordersten Gräben jenseits der Rawka den Russen als Scharfschützen gegenübergestanden hatten. Nun waren sie abgelöst worden für drei Tage, die ihnen Ruhe bringen sollten nach langem, schwerem Dienst. Meine Frage, ob denn kein anderes Quartier

für sie zu finden sei als dieses Erdloch, verneinten sie, und so nahm ich die beiden durchgefrorenen Leute, einen Schlesier und einen Ostpreußen, zwei hübsche, schlanke Kerle, bei mir auf. Sie richteten sich schnell auf meiner Strohstreu mit ein.

Draußen aber entspann sich inzwischen ein Kampf um das freie Erdloch; denn einige Infanteristen waren durch die Untersuchung des Jägers auf den leeren Bau aufmerksam geworden. Schließlich klopfte es an meiner Tür, und ein biederer Wehrmann trat herein, um zu fragen, ob der „Palast" da draußen frei sei. Ich nickte unter Lachen. Der Mann dankte und fühlte sich nun als der rechtmäßige Besitzer der Kartoffelhöhle.

Vom Fenster beobachtete ich unauffällig, was nun vorging. Im Nu hatte der Mann den Helm vom Kopf, den „Affen" von der Schulter und den Mantel aus. Nach einigen Augenblicken saß er schon im Loche drinnen, und ich hörte ihn mit dem Schanzzeug kratzen und schippen: der „Palast" wurde gereinigt! Um ihn noch besser bewohnbar zu machen, grub er das Loch tiefer, und ein zweiter Kamerad schaufelte die vor den Eingang fliegende Erde kräftig auf das Dach hinauf. Das ging so eine Weile fort. Hier und da erfolgte ein Zuruf der beiden arbeitenden Soldaten, doch im großen und ganzen machte es den Eindruck, als ob die beiden Leute nach einem wohlausgearbeiteten Plan an ihr Werk gingen.

Erfahrung und Übung machen den Meister. — Am Nachmittag sah ich durch Zufall zum Fenster hinaus. Was war das? Ich traute meinen Augen kaum. Der „Palast" hatte ein richtiges „Portal" bekommen: eine alte Sitzbadewanne — wo mochten sie die aufgetrieben haben!? — war, ihres Bodens beraubt, über losen Ziegelsteinen vor den Eingang gebaut worden. Etwas seitlich davon, aus dem Dache heraus, ragte ein Schornstein: ein altes Ofenrohr, verlängert durch den rundgebogenen Boden der Badewanne, und darüber wehte schon ein braunschwarzes Rauchwölkchen so lustig im Winde wie der kleine schwarz-weiß-rote Wimpel, der auf einem knorrigen Kiefernaste vor dem Palastportale flatterte. Auf einem Holzschildchen, einem rohen Brett, stand mit Bleistift geschrieben: „Villa Gemütlichkeit", und darunter: „Eigener Herd ist Goldes wert."

Herzlich lachen mußte ich aber bald darauf noch einmal über die drei Kumpane — denn drei waren es, die den Bau bezogen hatten —, als ich einen davon mit eifrigen Schritten vom „Stroh=Wegfinden" heimkehren sah. Zwei Bunde hatte er hinterrücks von einem Wagen gezogen, der wohl gerade auf dem nebenanliegenden Pionierparkplatz frisch geladen hatte. Krieg ist Krieg, und niemand wird bestreiten, daß man auf einem Strohpolster besser schlafen kann, als auf kalter, hartgefrorener Erde.

Gleich am ersten Abend war in der Kartoffelmiete, die sich im Verlauf von wenigen Stunden in eine Villa verwandelt hatte, großer Betrieb. Auf dem Ofen wurde gekocht; das Haus war elektrisch erleuchtet durch eine unter dem Eingang hängende Taschenlampe. Über dem Schornstein kräuselten sich die Qualmwolken des auf der Herdstelle brennenden, feuchten, frischgeschlagenen Holzes, und vor der Tür, die einen Zeltbahnvorhang bekommen hatte, saß auf einer schnell gezimmerten Holzbank einer der Eigentümer mit der Pfeife im Munde, gemütlich in die Welt hineinschauend. Drinnen war ihm, so sagte er mir, die Bärenhitze zu groß geworden, weil die „Zentralheizung, System Rum" scheinbar zu weit aufgedreht worden war. Aus der Hütte heraus klangen die blechernen Töne einer Mundharmonika, und eine kraftvolle Stimme sang dazu:

O Deutschland, hoch in Ehren,
Du heil'ges Land der Treu,
Stets leuchtet deines Ruhmes Glanz
In Ost und West aufs neu! . . .

So sind sie! So hausen sie! So tragen sie mit einem schier unbegreiflichen, unerschütterlichen Humor die Waffe durch Feindesland! So zieht der Sinn jedes einzelnen Mannes immer wieder heimwärts, dem Vaterland entgegen, während sie ein Elendleben führen, bereit in jeder Stunde, im Harnisch ihres Siegeswillens dem Gegner hart auf den Leib zu fahren. Und wehe ihm, wenn sie ihn faßten, wenn sie, dem Befehl folgend, sich auf ihn stürzten . . . Bis jetzt hat an solchen Tagen, in solchen Stunden der Russe noch immer hart herhalten müssen; denn dann ist es vorbei mit ihrer Gemütlichkeit. Sie werden sich klar über die Ursache, über den Zweck ihres elenden Lebens in Polen, sie fahren dem Feinde an den Hals, kennen nur ein Vorwärts und ein Siegen!

Neunzehntes Kapitel.

In den Infanteriestellungen hinter Joachimów und Mogily.

Andere Bilder: hinüber in die Schützengräben, wo die Truppen dicht vor dem Feinde lagen.

Im Eise erstarrt breitete sich die sonst unwegsame, sumpfige Flußniederung aus. Schmale Wege waren in den Schneegrund eingetreten; sie führten zu den Kriegsbrücken, die unsere Pioniere über die Rawka schlugen. Hier und da lagen Bretterstege im Gelände, so daß auch bei vorübergehendem Tauwetter die schmalen Pfade benutzt werden konnten, die unsern hin und her verkehrenden Soldaten den weiten Umweg über Bolimów ersparten.

Eines Morgens überschritt ich den Fluß an dieser Stelle. Artillerie lag vor mir, zusammen mit Infanterie auf dem steilen Hügelhang eingebaut, der das östliche Ufer der Rawka bildet. Im Laufe unseres Vordringens hat diese gegen den Fluß hin abgebrochene Wand einer sanften, von Westen nach Osten ansteigenden Höhe keine unbedeutende Rolle gespielt. Die Rawka selbst mit ihrer sumpfigen Niederung bildete das erste Hindernis. Die stufig dahinterstehende Wand war das zweite Hemmnis, zumal der Höhenrand von den Russen in geschickter Weise zu einer erstklassigen Verteidigungsstellung ausgebaut worden war. Bis zu 20 Meter überhöht der steile Uferkamm hinter einem kleinen, zwischen 5 und 30 Meter Breite schwankenden Vorgelände stellenweise den Fluß. Oben, auf der Höhe, liegen zwei Gehöftgruppen, die viel genannt worden sind, da sich unsere Truppen dort in heißen Kämpfen neue Lorbeeren verdienten. Es sind Joachimów und der Meierhof von Mogily.

Die Erinnerung an diese beiden Namen wird nicht schwinden; dort war es, wo am 4. Januar 1915 unsere vorgehende Infanterie fast zu gleicher Zeit den Übergang über die Rawka erzwang, als man östlich Bolimów die Brückenköpfe in der Richtung auf Wies-Bolimowska den Russen in hartem Ringen abtrotzte.

Ganz besonders werden die Sturmtage von Mogily nicht vergessen werden. Über die unwegsamen Moorflächen stießen, nachdem die Artillerie gewirkt hatte, unsere Truppen gegen die Rawka vor. Man staunte, wenn man die russischen Stellungen kennen lernte, und begriff es nicht, wie es den Unsern möglich geworden ist, den Feind auf der von ihm hinter dem Fluß besetzten Höhe zu fassen und zu vertreiben. Der Frost hatte Sumpf- und Moorland gerade so fest werden lassen, daß der voraneilende Fuß nicht mehr sofort darin versank. Vorwärts sollte es gehen, und vorwärts ging es. Überall wurde hinter schnell aufgeworfenen dürftigen Schußhügeln Deckung gesucht. Bis an den Rawkarand ging es heran.

„Freiwillige vor!" Die Eiswasser der Rawka, die pfeifenden Kugeln der Feinde schreckten nicht. Die Freiwilligen traten heraus und gingen in den Fluß, auf dem glitzernde Schollen trieben. „Vorsicht!" hieß es; denn die Wasser spritzten auf von der Fülle der niedergehenden Gewehrkugeln. Zwei, drei, vier Mann sanken zusammen. Nur mühsam konnten sie sich, schwerverwundet, zurückschleppen. Neue Leute gingen todesmutig vor. Einen davon faßte es schwimmend mitten im Wasser. Kopfschuß! Er warf die Arme hoch — dann trug ihn die Rawka abwärts. Aber es war nur einer, und die andern, die neuen, kamen vorwärts. Es gelang einzelnen Leuten trotz des unaufhaltsam niedergehenden russischen Feuers, über den Fluß zu kommen. Schnell gruben sie sich mit den kurzen Spaten zwischen Baum und Strauch am jenseitigen Uferrand ein, und mit ihrem Feuer sicherten sie nun den Übergang der ihnen bald in dichten Scharen folgenden Kameraden.

Die Rawka hat schnellströmende Wasser. Den Vorstoß, den unsere Truppen kompagnieweise ausgeschwärmt machten, konnten sie aber doch nicht aufhalten. Viele Opfer hat es freilich gekostet; denn die Unsern mußten das russische Schußfeld so gut wie ohne Deckung passieren. Sie drängten gegen den Flußrand vor, sie nahmen den Fluß, und schließlich hatten sie sich nicht nur am jenseitigen Uferrand eingenistet, sondern es ging unter Hurra mit Bajonett und geschwungenem Kolben den Hügel hinauf und in die russischen Gräben hinein! Vorwärts! Vorwärts! Was sich nicht ergab, wurde niedergemacht, und



Russischer, von den Deutschen genommener und umgebauter Schützengraben vor der Höhe 103 östlich von Mogily.
Über dem Graben vollständig zerschossenes Waldstück.



Deutsche Sappe, die südöstlich von Mogily der feindlichen Stellung entgegengetrieben wurde.
(Vgl. Seite 121.)

Gelände, und es verlangte einen ausgeprägten Orientierungssinn, wenn man sich darin nicht verlaufen wollte. Vorn in südöstlicher Richtung, westlich der Rawka, dehnten sich die fürstlich Radziwillschen Waldungen aus, die im Anschluß an das östliche Vorgelände einen grünen Wall bildeten; denn hier, jenseits des Flusses, stoßen sie mit den berühmten Jagdrevieren des Zaren zusammen, die von Skierniewice an der Rawka entlang heraufreichen und sich unsern Truppen als stark befestigte russische Hinderniszone in den Weg stellten.

Rückwärts, von unsern Gräben in westlicher Richtung gesehen, liegt auf dieser Höhe die Meierei Mogily. Viel ist freilich nicht mehr davon übriggeblieben; denn da die Russen aus den Gehöften der Siedlung einen starken Stützpunkt gemacht hatten, legte unsere Artillerie die Meierei in Trümmer. Schutt und Asche, geborstenes Gemäuer, wild durcheinandergestürzte Ziegel, mehr war davon nicht mehr zu sehen. Alles das umgeben von einem Laufgrabengewirr sondergleichen und, wenn der Wind von Osten herüberwehte, überstrichen von dem schauerlichen, entsetzlichen Geruch des sich vor unsern Stellungen ausbreitenden russischen Leichenfeldes.

Was diese Schützengräben aber auch sonst noch für unsere Truppen besonders fürchterlich machte, war, daß wir gezwungen wurden, auch hier an die russischen Gräben in schwerer und harter Sappenarbeit heranzurücken. Durch das Kampffeld östlich vor Mogily und Joachimów mußten wir unsere Sappen vortreiben. Das ganze Gebiet, das es anderthalb Meter tief zu durchschneiden galt, war bedeckt mit russischen Gefallenen, die bis dahin noch nicht bestattet werden konnten. Als der Feind floh, folgten ihm unsere Geschosse — zu Hunderten lagen die Leichen vor unserer Front und zwischen unsern Gräben.

Ungeheuer war der Eindruck des Schlachtfeldes hinter Joachimów, besonders aber östlich von Mogily. Mit unsern Leuten bin ich Tag und Nacht hindurch dort draußen dicht vor dem Feinde, stellenweise 15 Meter vor dem ersten Russengraben, gewesen. Durch nichts zu erschüttern versahen sie den schweren, Aufopferung verlangenden Dienst; auch nicht einer wankte in Weichheit. In jedem Manne war nur die

eine Überzeugung lebendig — aus vielen Gesprächen am Feuer, wenn im Kochgeschirr über der spärlichen Flamme die Konservenkost zubereitet wurde, habe ich es erfahren —: den unserm Vaterlande aufgezwungenen Krieg, komme es wie es wolle, in Ehren bis zu einem siegreichen Ende durchzukämpfen. Als Helden standen auch dort viele Männer draußen, von deren Taten, von deren treuem Ausharren in mancher bitteren, schweren Stunde niemals gesprochen werden wird. Die Geschichte kann ja nicht jeden einzelnen, der ein Verdienst erwarb, über das Ganze hinausheben. Und so soll hier wenigstens mit einem Wort für all die vielen Zeugnis abgelegt werden, die, ob Offizier oder Mann, in Pflichterfüllung und Unerschütterlichkeit, im wunderbaren Begreifen unseres nationalen Kampfes gegen eine Welt von Feinden wie eine Mauer aus Erz und Stein standen.

Wie sie in den Gräben liegen! Wie sie in den Gräben leben! Zusammengekauert im Erdloche schlafend, gebückt an der Schießscharte stehend, bereit in jedem Augenblick, ob schlafend, ob wachend, Krieger durch Tag und Nacht, das ist ihr Leben! Wochenlang nichts anderes zu kennen, als fortwährend im Gefecht stehen, umbraust zu werden vom schweren Schall feindlicher Geschütze, vom todbringenden Getrommel der einschlagenden Granaten, umpfiffen vom leisen, zischend aufklingenden „Mieß! Mieß!" der russischen Gewehrkugeln und nicht erschüttert zu werden, das ist ihr Los, ihre große Aufgabe. Man staunt immer wieder über die wunderbare Nervenkraft, die sie besitzen. Nur wer selber mit und unter ihnen draußen gestanden hat, wer mit ihnen am schwelenden Feuer vor dem Kochloch saß und ihnen in das Gesicht sah, wenn sie mit wachen Blicken, Infanterist oder Scharfschütze, hinter dem leicht zurückgeneigten Deckungsschild durch den schmalen Schlitz angespannt Ausschau hielten, wenn sie mit ruhiger Hand das Gewehr führten, mit sicheren, leicht zugekniffenen Augen zielten und schließlich mit unerbittlichem Fingerdruck den Hahn auslösten, der weiß, was ein jeder von ihnen schon leistete und noch leisten wird!

Zwanzigstes Kapitel.

Der Sturm auf Humin.

Nachdem die Russen über die Rawka und das sie umsäumende breite, sumpfige Tal zurückgedrängt worden waren, richteten sie sich in Erdstellungen ein, die, seit langem vorbereitet, unsern Truppen auch in Russisch-Polen den Kampf in fester Linie auferlegten. Nachdem so lange ein Bewegungskrieg geführt wurde, lag es aber nicht im Sinne des Oberkommandierenden der Ostarmeen, Generalfeldmarschalls von Hindenburg, sich auf Stellungskämpfe länger einzulassen, als es die Umstände notwendigerweise erforderten. Und ebenso wie der oberste Führer, so dachten auch seine Armee-, Korps- und Divisionskommandeure. Sie wollten sich nicht mitsamt ihren Truppen wie Maulwürfe zum Winterschlaf in die Erde eingraben, und darum war langsam, aber doch stetig an den Vorbereitungen zu einem neuen Vorstoß gearbeitet worden, der den uns aufgezwungenen Stillstand brechen und wieder Bewegung in die feindlichen Massen bringen sollte. Tag und Nacht hindurch hatten sich Infanterielinien immer weiter an den Feind herangegraben. Von den Schützengräben trieben sie, Spatenstich um Spatenstich, neue Laufgräben vorwärts, die sich den feindlichen Linien, um gegen Flankenfeuer geschützt zu sein, im Zickzack entgegenschoben. Schmale Gänge entstanden, die das Gelände kreuz und quer durchschnitten.

Und immer mehr wühlten unsere Soldaten auch hier wieder die Erde Polens auf. Östlich von Bolimów, wo wir nach harten Kämpfen um die Stadt und das Rawkatal zuerst über den Fluß vordringen konnten, gruben sie sich unaufhaltsam dem Feinde entgegen. Schon einmal waren wir ihm dort hart an den Leib gerückt; so hart, daß, wie es in den Stellungen hinter Mogily der Fall war, die Gegner sich in den Schützengräben sprechen hörten. Damals, es war in denselben Tagen, die die erfolgreichen Angriffe auf die von den Russen bei der Ortschaft Borzymów errichteten schweren Erdwerke brachten, drangen unsere Truppen auf Humin vor, und es gelang ihnen, den vorderen Teil dieses Dorfes zu nehmen, das durch die dort

errichteten russischen Stellungen die Straße nach Warschau sperrte. Damals fiel Quer-Humin in unsere Hand, und die deutsche Infanterie setzte sich in den russischen Gräben fest. Diese Kämpfe aber waren nur ein Auftakt.

Die Russen hatten in genauer Kenntnis der Bedeutung der Ortschaft auch hier schon seit langem hinter ihrer Front an Erdwerken gearbeitet. Durch Fliegeraufklärung war uns bekannt, daß ein stark ausgebauter Schützengraben, der im Zusammenhang mit den russischen Stellungen östlich des Dorfes Dolowatka stand und in anderer Richtung Anschluß an die Befestigungen vor den kaiserlichen Forsten von Skierniewice und der Ortschaft Wola-Szydlowiecka fand, die Stirnseite von Humin in südwestlicher Richtung schützte. Aber hinter diesem ersten Graben der neuen russischen Verteidigungsstellung lagen rechts und links des Dorfes noch drei weitere Hauptgräben, die meisterhaft untereinander verbunden und ausgebaut waren. Außerdem aber wurde diese Seite des Dorfes, die einen voraussichtlichen deutschen Ansturm auszuhalten hatte, noch durch besonders feste, zu Hauptgräben ausgebaute Flankierungslinien geschützt, so daß der ganze Dorfeingang einem Festungswerk gleich zu achten war. Es galt nun, für die deutschen Unternehmungen eine Erweiterung des gewonnenen Geländes zwischen Wies-Bolimowska und Humin herbeizuführen und damit die russischen Kernstellungen in der über 3 Kilometer langen Ortschaft zu erschüttern. In neuen Kämpfen wurde ein erfolgreicher Vorstoß unternommen, der uns in den Besitz der russischen Stellungen brachte.

Es war am Morgen des 31. Januars 1915, als ich von Wólka-Lasiecka durch die winterliche Frühe nach dem Städtchen Bolimów fuhr. Quer über das sonst unwegsame Moorgelände, dessen sumpfige Stellen jetzt durch eine Eisdecke passierbar geworden waren, ruckelte wieder einmal das elende Bauernwägelchen, trotz doppelter Bespannung, in schwerfälliger, langsamer Fahrt vorwärts.

Um 6 Uhr verließ ich das Quartier. Alle Mitbewohner, Offiziere eines Reserve-Feldartillerie-Regimentsstabes, waren schon in der fünften Stunde auf und stiegen früh zu Pferde, um an ihre Beobachtungsstellen zu gelangen. Was für eine Nacht hatten wir hinter uns! ... Spät abends, in der zwölften Stunde, kamen wir ins Stroh. Um

1 Uhr wurde ein Divisionsbefehl überbracht, und es stellte sich heraus, daß eine Besprechung mit den Batterieführern dringend notwendig war. Befehlsempfänger wurden gerufen; sie kamen und gingen. Anderthalb Stunden später trappelten Pferde vor der Tür, und bald darauf traten, schneeüberschüttet, die befohlenen Offiziere in unsere Stube. Sie brachten die Winternacht mit; denn vom jenseitigen Ufer der Rawka waren sie von den Batterien herübergekommen. Und nun scharten sie sich mit den Herren des Stabes zu eifriger Besprechung um den mit Plänen und Befehlsblättern belegten Tisch. Zwischen 4 und 4½ Uhr ging dann noch einmal für kurze Zeit das Licht aus, und es gab eine sogenannte „ungestörte“ Nachtruhe; ganz einwandfrei konnte man auch in dieser halben Stunde nicht schlafen, da inzwischen die Flohscharen unseres gemeinsamen Strohlagers auch ihrerseits alles auf einen heftigen Nachtangriff angelegt zu haben schienen.

In den verhängten Morgen hinein ...

Bolimów mit seiner Kirche und deren kleinem, zusammengeducktem Turm stand als graue Silhouette gegen den wattigen Schneehimmel gerückt. Tief hingen die Wolken zur Erde herab. Als ich die Stadt nach recht bewegter Fahrt erreichte, fand ich sie schon in vollstem Leben. Auf dem Marktplatz standen Infanteriereserven zum Abmarsch bereit, ebenso in den benachbarten Straßen vor dem Städtchen. Die Truppen zogen mit gedämpftem Gesang davon, nachdem ihnen die Orte genau bezeichnet worden waren, an denen sie sich zur Verfügung ihrer Kommandanten bereithalten sollten.

Vor dem Hause des Richters von Bolimów hing schon die große weiße Flagge mit dem roten Genfer Kreuz. Sanitätswagen waren dort aufgefahren, und Mannschaften schlugen gerade ein zweites gelbes Schutzzelt auf, das, wie das erste, zur Unterbringung Leichtverwundeter bestimmt war. Über beiden Zeltdächern wehten schwarz-weiß-rote Fähnchen, und während ich den Vorbereitungen des Roten Kreuzes noch zusah, polterte eine Lastwagenkolonne von der Nieborówer Straße her über den Marktplatz. Fünfundzwanzig Wagen des wohlvorbereiteten Sanitätsdienstes wurden dem Oberstabsarzt der Division zur Verfügung gestellt. Etwas abseits fuhr die Kolonne auf. Kavallerie sprengte auf den Markt. Einzelne Meldereiter folgten; dann wieder

marschfeste Infanterie. Geschlossene Bataillone rückten über die Rawka hinüber. Ein eigenes, ganz in sich abgeschlossenes Bild entwickelte sich vor der etwas seitlich am Markt stehenden Stadtkirche. Generale standen davor; Stabsoffiziere traten hinzu; sie trugen alle die graue Feldmütze, steckten in schweren Schafpelzmänteln, und an ihnen vorüber schleppte Sanitätspersonal das in der Kirche aufgestapelte Stroh nach den an verschiedenen Stellen des Ortes eingerichteten Verbandplätzen und Krankenstuben.

Es wurde 7 Uhr. Und pünktlich nach dem am Abend vorher ausgegebenen Divisionsbefehl krachte um diese Stunde aus einer der rückwärts aufgestellten Batterien der erste Schuß in die graue Schneeluft hinein. Wie ein Weckruf brauste er dahin, und fünfzehn Minuten später — genau zu der im Befehl festgelegten Minute! —, begann mit einem ungeheuern Getöse der Schlachtentag des 31. Januars. Jeder Mann wußte, um was es ging: die schweren russischen Stellungen in und bei Humin sollten genommen werden! Es galt auf der Straße nach Warschau gegen den Sucha-Abschnitt vorzudrücken und durch die Erstürmung der Ortschaft Bewegung in die feindlichen Massen zu bringen. Gelang es, das befestigte Dorf zu nehmen, so wurde damit in die russischen Stellungen zwischen Rawka und Sucha ein Keil hineingetrieben, der, sofort oder später, von Bedeutung werden mußte.

Mit einem wahren Höllenlärm setzte das Schlachtenkonzert ein. Eine große Zahl Batterien war aufgefahren und sandte den Russen ihren eisernen „Segen" hinüber. Feldkanonen, Haubitzen, Flachbahngeschütze, dazu Mörser und, um den Gabenreichtum voll zu machen, auch die bundesbrüderlichen Mörser jauchzten in den Morgengesang der Artillerie hinein. Ein dumpfes Getöse brandete rund um Bolimów; denn hinter, vor, rechts und links seitwärts der Stadt standen die Geschütze in Batteriegruppen, und durch die Luft zog ein schrillendes Pfeifen, ein helles Heulen, wenn Salve auf Salve rollend dem Feinde entgegenfuhr. Wie wilde Sturmvögel schossen die Granaten aus den dunkeln Rohren hinaus, und nachdem das Auge sich auf die Erscheinungen eingestellt hatte, konnte es sie scharenweise in hohem Bogen davonziehen sehen. Vor den Geschützmündungen flammten unablässig grelle Feuerscheine auf. Die Rohre von Kanonen, Haubitzen und

Flachbahngeschützen bockten in den Lafetten; die Geschütze hoben sich, sprangen, duckten sich, sie stießen dampfend und stampfend die langen, spornbewehrten Schwänze in die Erde; doch dann standen sie wieder, nachdem sie sich aufgerichtet hatten, als wäre nichts geschehen. Jedes einzelne dieser Kriegsinstrumente glich einem edeln Tier, einem Renner, der aufbäumt in Wildheit und entschlossener Kraft. Ungeheuer war das Getöse; denn in jedem Augenblick wurde wohl aus 500 bis 600 Rohren das entsetzlichste Feuer auf die feindlichen Stellungen von Humin hinübergeschickt. Dumpf grollend schlugen die Mörserschüsse dazwischen, die alle der Ortschaft selbst galten; denn Humin mußte vom Erdboden verschwinden, die Schlupflöcher der Russen darin mußten zusammenstürzen.

Die österreichischen Mörser nahmen in diesem Schlachtenkonzert eine besondere Stellung ein. Peinlich genau nach der Uhr befohlen und beobachtet, schossen sie. Ein ungeheures Sausen, ein Ächzen und Jammern durchfuhr die Luft. Nicht der Knall, nicht der furchtbare Donner im Augenblick des Abfeuerns machte den höllenmäßigen Spektakel, sondern das unheimliche, gewaltig erregende Aufheulen des fast steil durch die Luft davonjagenden Riesengeschosses erschütterte und ließ den Körper zusammenfahren. Es war jedesmal, als ob ein aus der Erdtiefe emporgestiegener Gigant aufschluchzte. Wie eine wilde Jagd zügellos entfesselter Elemente stieg die Gewalt des Geschosses aus dem Geschützrohr in die Höhe. Ein Aufschrei entsetzlichster Art, ein Zittern und Beben entstand in der wild durchrissenen Luft, ein langanhaltendes, stoßendes, zischendes Wirbeln schoß orkanartig zur Höhe hinauf, klang durch Sekunden fort und entschwand in der Ferne wie etwas Rätselhaftes, Ungeheuerliches ...

Von einem Flammenschein umgeben, grell umbrandet von blendendem Licht, von einer Feuergarbe hochauf umloht, zuckte das gedrungene Rohr des Geschützes im Augenblick des Abfeuerns zurück. Staubwolken wirbelten auf; sie mischten sich grau in grau und braun mit dem aufsteigenden, das ganze Geschütz für einige Augenblicke vollkommen verhüllenden Pulverdampf, und aus der Luft nieder fielen noch minutenlang die Stücke des in Hunderte von Fetzen zerrissenen Deckels der Kartuschladung. Wie mußten sich nach jedem Schuß die

schweren Haubitzen und selbst die Mörser, die sonst im Schlachtenkonzert das große Wort sprechen, zusammennehmen, um wieder gehört zu werden! Eine ganze Batterie kam nicht gegen einen der österreichischen Mörserschüsse an; sie bellte heiser und dünn gegenüber der Stimme dieses Riesenmordinstrumentes.

Ein Schlachtengesang, wie ich ihn nie zuvor gehört hatte, drang an diesem Morgen an mein Ohr. Merkwürdig, aus dem wilden Kriegsgetümmel heraus, aus dem Gedröhne der Mörser, aus dem Gestampfe der Haubitzen, aus dem Singen und Pfeifen der Feldgeschütze, suchte ich nach Beispielen, nach Vergleichen. Und was stand vor mir? . . . Goethes gigantische Geisteskraft, Beethovens Genie, seine himmelanjagende, sturmschwere, oft mit Urgewalt gesättigte Musik! . . .

Bei aller Furchtbarkeit des Geschehens: Musik, Sturmgesang, wunderbarste Kraftäußerung war der ungeheure Geschützdonner, war das Getöse, das die Luft erbeben ließ, ehe es sie mit Stimmen erfüllte, als seien alle Geister der Hölle im Kampf gegen die Heerscharen des Himmels aufgeboten worden. Inmitten all des Sturmes fiel mir Meister Liliencron ein, der Held und Schlachtensänger: „Wo steht der Feind?“ ...

Ist das ein Strauß, ist das ein Streiten:
Der Wolf kam rings von Berg und Tal,
Kaum kann ich meinen Atem weiten,
Kaum lüft ich meinen Helm einmal.
Gelingt der Sieg, wird eine Hand,
Wird abends eine kleine Hand
Die heiße Stirn mir kühlen . . .

Einmal über das andere Mal haben wir in den Stunden dieses wild und heftig tobenden Artilleriekampfes im stillen Gott gedankt, daß nicht den Unsern der Granatensegen über die Köpfe geschüttet wurde; denn bei dieser Fülle konnte die Wirkung nicht ausbleiben.

Im Lauf des Morgens hellte das Wetter auf, und so gewannen die Artilleriebeobachter, die, eng nebeneinandergedrückt, oben in den beiden Kirchtürmen von Bolimów saßen, eine gute Sicht: sie konnten das Feuer zweckentsprechend leiten. Das Telephon übermittelte die Befehle, das Scherenfernrohr kontrollierte die Schußwirkungen; man



Österreichisch-ungarische 30,5-cm-Mörser in Feuerstellung vor Bolimów.



Österreichisch-ungarische Mörserbedienungsmannschaft beim Mittagsmahl in Bolimów.



Zerschossene Häuser am Marktplatz von Bolimów, die als Pferdeställe dienten.



Russische Gefangene werden am Abend des ersten Kampftages um Humin nach Bolimów eingebracht.

sah deutlich, wie in der Entfernung von einigen Kilometern der Geschoßhagel auf die feindlichen Gräben niederstürzte. Hochauf sprangen bei den Einschlägen die Erdfontänen. Über den russischen Schützengräben lag eine langgestreckte, weiße Pulverwolke, die, in sich auf und ab brodelnd, eine große wogende Wand bildete. Und dahinter, gegen Humin, richteten die Mörserbatterien, die deutschen wie die österreichischen, ihr verheerendes Feuer. Das pfiff und heulte, das schrie, klagte, brauste wie Meeresbranden, wie grollendes Ungewitter, dröhnte mit hundertfältigem, scharfem Echo. Dazwischen brachen mit dumpfem Knall die gegnerischen Granaten nieder; denn der Russe antwortete, er schickte unsern Linien Schrapnells entgegen, suchte unsere Geschütze in der Rawkaniederung und streute nach seiner Kampfart das ganze Gelände mit „schwarzen Säuen" ab. In den Rawkagrund, die breite, sumpfige Flußniederung, brachen die Granaten ein; sie durchschlugen die Eisdecke, die mit ungeheuerm Getöse barst, während aus der aufgewühlten Tiefe die Moorwasserfontänen dunkel in die Höhe spritzten. Drei oder vier Schüsse bohrten sich in den Rawkagrund, nahe des Dammfußes der Straße ein, alle ohne Schaden anzurichten. Vor und hinter den Batterien lagen die Sprengpunkte, die russischen Einschläge; dunkle Löcher kennzeichneten sie, die hartgefrorene Erde war in dicken, schlackigen, zentnerschweren Stücken aufgebrochen, und über die weiße Schneedecke, weithin geweht, lag dunkelbraun der Staub der tief aufgerissenen und hochgeworfenen Erde.

Über den Marktplatz von Bolimów pfiffen die Granaten. Sie sangen, sie zwitscherten, sie stiegen hinauf in das Schneegewölk, und zwischendurch kamen die nicht minder freundlich gemeinten Grüße des — wie die Artillerie zu sagen pflegt — „verehrten Herrn Gegenpaukanten". Einmal übrigens hatte der Russe zu unserm Leidwesen Glück. Er streute wieder einmal das Gelände ab, und dabei fiel eine seiner schweren Granaten in einen nahe bei den Geschützen errichteten Artillerieunterstand. Keiner von den zehn Mann, die darin waren, blieb am Leben. Doch was ist der einzelne Mann in einem solchen Riesenkampfe? Nicht mehr als ein Glied in der Kette, die hinübergetragen wird zu einem neuen Ziel; zu einem Ziel, das befohlen worden ist und erreicht werden muß. Mann für Mann steht

unter diesem einen Gedanken, der ihn, als wäre er kugelfest, unerschütterlich beim Geschütz stehen läßt, der den Infanteristen, wenn es zum Sturm kommt, nachdem die Artillerie gesprochen hat, voranleitet und in Erfüllung seiner soldatischen Pflicht entweder zum Leben und Sieg oder zum ehrenvollen Tode führt.

Der kleine Flecken Bolimów an der Warschauer Landstraße, eine echt polnische Handelsstadt, hat an diesem Tage gesehen und gehört, was bisher kein Ort der Welt sah und hörte: einen Artilleriekampf von so ungeheurer Gewalt, ein Feuer aus Hunderten von todspeienden Schlünden, eine Donnersprache, wie sie zuvor nie geführt worden ist. Die Häuser der Stadt zitterten, die Erde unter ihnen bebte von den rundherum stampfenden Geschützen; die Scheiben klirrten in den Fensterrahmen, bis sie platzten und in Scherben herausfielen; ganze Hauswände bekamen breite, klaffende Sprünge.

Mittags, während des Essens im Divisionsquartier, dessen Gefechtsstand im Hause eines biederen Schneiderleins errichtet worden war, fiel uns der Kalk der springenden, bröckelnden Decke in die kräftige Bohnensuppe mit Rindfleisch, die aus der Feldküche bezogen worden war.

Dabei gab es aber noch eine besondere Tafelmusik; denn etwa 150 Meter hinter dem Gefechtsstande der Division war eine Batterie Geschütze aufgefahren und eingebaut, die aus ihren langgezogenen Flachbahnrohren mit Granaten schoß. In kurzen Abständen von wenigen Minuten brausten Salven und Rollsalven über das armselige Haus dahin, dem Feinde entgegen. Jeder Schuß mit seinem kurzen, harten Knall tat in den Ohren weh. Das Haus zitterte, ein unangenehmes Gefühl zuckte von der Erde durch die Füße in den Leib hinauf. Die Scheiben erregten unser Staunen durch ihre Elastizität; schon gesprungen, saßen sie doch noch in den Rahmen fest. Auf dem Dachfirst schien aber außerdem ein ergrimmter Grobschmied zu sitzen, der bei jedem Schuß einen gewaltigen Hammerschlag auf das Haus niedersausen ließ: die Wirkung des ungeheuer großen Luftdrucks, den die ausreisenden Geschosse verursachten, wenn sie zischend, hell aufheulend über das Dach hinwegfuhren.

Seitlich vom engen Turmeingang der Kirche, hinter einer niederen Holztür, öffnet sich ein dunkler Schacht, an dessen Ende nach einigen

Schritten die schmale Wendeltreppe beginnt, über die man zur Sakristei, zur Glockenstube und zum Glockenstuhl des Kirchturms hinaufstieg. 80 Zentimeter im Gesamtdurchmesser schraubte sich die Treppe empor. Kurz waren die Windungen, und es war eine halsbrecherische Arbeit, auf ihr vorwärtszukommen. Zur Hälfte waren die elenden Steinstufen ausgebrochen. Man tastete sich hinauf, man kroch auf allen Vieren, man suchte sich mühselig herunter; stak jemand in diesem Schacht, so konnte kein zweiter Mensch die Treppe betreten. Außerdem wand sich längs ihrer Achse wohl ein halbes Hundert Telephonkabel empor, die zur Zentralstelle des Beobachterpostens der Artillerie hinaufgelegt waren.

Durch diese drangvolle Enge ging es an jenem Januartag ohne Unterbrechung von unten nach oben, von oben nach unten. Offiziere, die Meldungen brachten und forttrugen, Batteriechefs, die persönlich zu dem auf dem Turme vor dem Scherenfernrohr stehenden Artilleriekommandeur befohlen wurden, mühten sich, glatt und ohne Sturz an den Drähten vorüberzukommen. In der Sakristei arbeiteten Offiziere vor den Karten. Das Telephon trompetete. Und darüber in der Glockenstube saßen Mannschaften ebenfalls vor den Fernsprechapparaten. Im Glockenstuhl waren die ehernen Rufer ausgehängt worden, um Platz zu schaffen. Bretter, eine schwanke Unterlage, bildeten den Standort des Kommandierenden Artilleriegenerals, um den sich Stabsoffiziere drängten. Ein schmales, schlitzförmiges Loch war in das Zinkdach der Turmkuppel eingeschnitten, durch das die Scherenfernrohre ihre scharfen, das Gefechtsfeld absuchenden Augen hinausstreckten.

Die gewaltige Kanonade, die entbrannt war, wurde zum großen Teil von hier aus geleitet. Jedes Geschütz empfing vom Beobachtungsstand dieses Turmes seine Hauptbefehle, die über die Gefechtsstände der Batterien zu diesen kamen. Das ganze Schlachtfeld war bis zu den Linien von Quer-Humin mit Drähten überzogen; denn wie die Artillerie hatten auch die Infanterieverbände, die Regiments-, Brigade- und Divisionsgefechtsstände miteinander telephonische Verbindung. Auf dem Turme stand man umbraust, umsummt vom wild tobenden Donnergetöse unserer Geschütze. Hoch, in gewaltigen Bogen darüber hin, sausten die Granaten, und zwischendurch kamen die Russengrüße herüber.

Wie oft wohl an diesem Tag der Kirchturm den schweren russischen Batterien Zielpunkt gewesen sein mag? Oft folgten die Granateinschläge einander in Abständen von wenigen Minuten, aber kein einziges der schweren Geschosse traf. Mit einem Pfeifen, mit langgezogenem Zischen kamen sie herangefahren — man meinte oft sie zu sehen, doch es ist eine alte Erfahrung, daß das Geschoß, wenn man es singen hört, schon längst vorbei ist. Und was hätte man auch in dem engen, mit Menschen vollgestopften Raume der Kirchturmspitze tun können. Im freien Felde glaubt man ausweichen zu können, wenn das böse Ding todsingend vorüberfährt. Und so standen denn alle ohne ein Wimpernzucken auf dem Turm; das einzige, was man gelegentlich eines Wortes für wert erachtete, war die Angabe, wieviel Meter von der Kirche „mehr“ oder „weniger“ sich die „schwarzen Säue“ bis „zum Bersten in die Erde verliebt“ hatten. Mit eiserner Ruhe gingen die Befehle durch den Draht davon.

Und ebenso wie auf dem Turm der großen Marktkirche, war es auf dem des kleinen Gotteshauses, das jenseits von Markt und Hauptstraße am Saum der Rawkaniederung steht. Dort hatten sich die Beobachter der Mörserbatterien eingenistet. Auch dorthin langten die Russen vergeblich. Vor einem Reißbrett saß der Kommandeur der österreichisch-ungarischen Batterie. Jeder Schuß, befohlen abgefeuert, wurde peinlich genau registriert. Von dort aus sah ich die ungeheure Wirkung, die die Mörser ausübten, wenn ihre Granaten mit gewaltigem Sausen durch die Luft fuhren und in Humin einschlugen. Im Scherenfernrohr stand das Dorf fast greifbar nahe vor meinen Augen. Der Schuß fiel. 40 bis 42 Sekunden mußte man in Gespanntheit warten, dann aber, noch ehe der Schall der Explosion zu hören war, stieg plötzlich in der Dorfmitte eine gewaltig spritzende Erdfontäne himmelan. 80 und mehr Meter wurden Steinblöcke in die Höhe geschleudert; sie spritzten auseinander, und wie dem Kometen der Schweif, so folgte jedem Trümmerstück eine Staubrute, die nach einer Sekunde aber schon von der in riesenhafter Schwere gewaltig sich emporhebenden, über den Trümmern wolkig aufsteigenden Erd- und Schuttmasse verschluckt wurde. Fast jeder Schuß war ein guter Treffer und verrichtete unerbittlich sein Zerstörungswerk. Und nebenher sausten die

Granaten noch anderer Mörser nach Humin hinüber, so daß dort die Hölle auf der Erde gewesen sein muß.

Von einem der vorgeschobenen Gefechtsstände gelang es mir, den Sturmangriff unserer Infanterie zu beobachten. Zur bestimmten Stunde schwieg plötzlich der Geschützlärm. Das Feuer brach ab, und wenige Minuten danach erhoben sich die bereitgestellten Infanteriemassen. Aus ihren Gräben stiegen sie auf, kletterten über die Wälle der eigenen Schützenstellungen, suchten Deckung im Gelände, da die russische Infanterie sie mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfing.

Doch das war nur ein Augenblick, dann ging es im Sprung voran; die angreifende Linie wurde dünn, sie schwärmte auseinander und suchte immer wieder unter kurzer Deckung vorwärtszukommen. Wenige Minuten — und schon war der erste russische Graben erreicht. Mit Bajonett und Kolben heran und hinein! Mann gegen Mann entspann sich der Kampf. Wie ein Sturm brausten die nachfolgenden deutschen Linien schon über den ersten Graben hinweg und dem zweiten entgegen.

Aber es wollte doch nicht so gehen, wie man es sich gedacht hatte. Frische Truppen, sibirische Regimenter, hatte der Feind in seine vordersten Gräben gestellt. Dem deutschen Sturm wurde ein russischer Gegenstoß bereitet, aber der einmal gewonnene Boden und der erste russische Graben blieben in den Händen unserer Truppen.

Das war in der elften Morgenstunde. Erneut setzte darauf der Artilleriekampf ein. Die Schwächen des Feindes, aber auch seine Stützpunkte, waren erkannt; sie wurden dementsprechend unter Feuer genommen. Am Nachmittag erfolgte ein neuer Infanteriesturm gegen den Dorfkopf von Humin und die ersten seitlich davorgelegten russischen Flankierungsgräben. Sie hatten unsern Leuten während des Sturmes am schwersten zu schaffen gemacht. Aus ihnen brandete Gewehr- und Maschinengewehrfeuer auf die stürmenden Reihen, die, fast manövermäßig, zwischen dem Auf und Nieder und wieder Auf schossen und vorgingen, daß es eine helle Freude war.

Aber gegen die russischen Erdstellungen, die in dem halbzerschossenen Dorf immer noch eine starke Rückendeckung besaßen, konnten die Unsern nicht an. Wieder mußte die Artillerie eingreifen. Von neuem begann

der Höllenspektakel der feuernden Geschütze. Einige Feldartilleriebatterien sandten unsern Infanterielinien Feuerverstärkung, indem sie einzelne Geschütze, trotz des gegnerischen Feuers, direkt bis in die Kampfstellungen brachten, wo sie sofort eingebaut wurden.

Es war nachmittags gegen 5 Uhr, und das Artilleriegefecht tobte noch immer über die weiße Ebene dahin. Hier und da lagen einzelne tief eingeschneite Gehöfte. Wälder standen in der Ferne als dunkle Silhouetten gegen den Himmel gerückt, an dem niedrig das dicke, schwerhängende Schneegewölk dahinzog. Zwischendurch aber klaffende Tiefen darin, höhere Wolkenvorhänge dazwischen, die, von der untergehenden Sonne bestrahlt, im satten Purpurlicht glühten. Wie ein zartes Schleiergewebe, duftig und köstlich frisch, spielte auf manche der vorüberziehenden Wolkenwände der Sonnenglanz hinüber und färbte die grauweißblauen Gebilde noch mit einem zartroten Schimmer. Eine wundervolle Majestät besaß in dieser Stunde der Himmel.

Unten aber auf der Erde, über die weiße Ebene, schoben sich noch immer unsere kämpfenden Truppen an den Feind heran. Das Infanteriefeuer kam von neuem in Gang, und je näher die Dämmerung rückte, je stärker die Abendschatten die Nacht vorbereiteten, um so lebhafter knatterten die Schüsse. Es war nichts von der Größe des ungeheuren Artilleriegefechtes darin. Man spürte allein schon aus dem kurzen, unruhigen Geknalle, das heftiger und heftiger wurde, daß sich die Gegner hart gegenüberlagen. Die Unsern hielten den ersten russischen Graben fest, den sie am Vormittag genommen hatten. Während ein Teil der Mannschaften am Gewehr stand, bauten die andern mit Hilfe der Pioniere den Graben um. Die sofort nachgeführten Maschinengewehre bekamen neue Stellungen.

Man richtete sich auf einen russischen Gegenstoß ein, der als selbstverständlich in der Nacht zu erwarten war. Und der Angriff erfolgte. Jedoch nicht so heftig, wie man gedacht hatte — das erste Zeichen der bevorstehenden Erschütterung des Feindes. Am Gewehr stehend, verbrachten die Leute, die den Sturm vollführt hatten, feuernd die Nacht. Überall auf der ganzen Front flammten schnell eingebaute Scheinwerfer auf, die mit langem Strahl durch das Dunkel griffen. Ununterbrochen das Geknatter und Geratter der Gewehre.

Zwischendurch, alle paar Minuten, aufsteigende Raketen; die russischen fielen in der Höhe zu einem leuchtenden Schwarm auseinander, die deutschen entwickelten sich zu einem großen, ruhig flammenden Ball. Taghell wurde es dann zwischen den gegnerischen Linien, und von hinten her, durch das Nachtdunkel glühend, erschreckend grell bei jedem Schuß aufleuchtend, drang das in ruhigen Abständen gleichmäßig fortlaufende Getöse des Haubitzenfeuers.

Am 1. Februar. Der zweite Schlachttag brach mit diesigem Wetter an. Die Artillerie setzte mit ihrer Beschießung erneut ein. Humin, das Nest des Feindes, mußte fallen, und so begann das gewaltige Artilleriekonzert zum drittenmal. Im Lauf des Vormittags, genau nach den Gefechtszeiten des ersten Tages, griff wiederum die Infanterie an. Reserven wurden mit in das Feuer geschickt. In drei dichten Wellen sah man sie ruhig über den weißen Schneegrund vorgehen; doch dann, mit einemmal, waren sie wie vom Erdboden verschwunden, hatten sie Deckung gesucht, und aus dieser heraus entwickelten sich nun die neuen, dünn ausschwärmenden Linien. Noch einmal zum Sturm vor!

In Bolimów auf dem Markt war das Sanitätspersonal in vollste Tätigkeit getreten. Es hatte leider viel Arbeit gegeben, doch zum Glück mehr leichte Verwundungen als schwere. Die Automobile und die mit Pferden bespannten Krankenwagen hatten mit dem Abtransport zu tun; denn alles, was nicht unbedingt Ruhe forderte, wurde sofort und möglichst weit hinter die Front abgeschoben. Über die Straße nach Nieborów gingen die Transporte; denn bis in die Nähe der Radziwillschen Besitzungen hatte man auf der Bahnlinie von Lowicz her Sanitätszüge zurechtgestellt. Mittelschwer Verwundete wurden auf gut gefederten Wagen dorthin gebracht, wo sie sorgsame Pflege und Ruhe fanden. Leichtverwundete, die nicht laufen konnten, kamen nach Lowicz, und zwischendurch gingen, in kleinen Trupps gesammelt, jene Mannschaften zurück, die sich, nachdem sie verbunden und verpflegt worden waren, ohne Hilfe zur Sammelstelle begeben konnten. Am Abend des ersten Gefechtstages häufte sich die Arbeit auf den Verbandplätzen; denn im Schutz der Dämmerung und des Nachtdunkels begann man, nun weniger gefährdet, mit der Bergung der Verwundeten.

Aber auch eine andere Arbeit gab es noch, eine traurige. Während draußen der Sturm weiter tobte, gruben Mannschaften ihren am Tage zuvor gefallenen Kameraden die letzten Ruhestätten. Hier Einzelgräber, die dicht im Schutz der Mauern des Gotteshauses ausgehoben wurden, dort Grabstätten, in denen die Gefallenen zusammen beigesetzt werden sollten. Eine solche Gruft entstand dicht neben der Kirchhofsmauer; man legte die Toten alle so, daß sie westwärts nach der Heimat sahen. Wundervolle Worte fand ein Feldgeistlicher, der am offenen Grabe die Ruhe der auf dem Felde der Ehre Gebliebenen einsegnete, der ihren Kameraden von Kampfesfreude und Kampfesnot sprach, während sie entblößten Hauptes von den Toten Abschied nahmen.

Die Geschütze donnerten; sie schwiegen und donnerten wieder. Es lag eine merkwürdige Spannung in der Luft: Es sollte gelingen! Es mußte gelingen! ... Doch wie und wann?

Gefangene kamen von der Front in kleinen Trupps; auch ein Maschinengewehr wurde gebracht. Doch was bedeutete das? Es war nichts, zumindest zuwenig. Nicht daß ein Mangel an Vertrauen dagewesen wäre, wohl aber eine gewisse Zurückhaltung; denn der Kampf, der ausgefochten wurde, sollte möglichst geringe Opfer kosten, und so fragte man sich, ob es gelingen würde. — Im Zwiespalt der Gefühle ging der Tag zu Ende, und so brach mit neuen Kämpfen der dritte Gefechtstag an.

Mittag war es. Wir saßen im Gefechtsstand der Division wieder bei der Feldküchenkost, als das Telephon ungestüm zu trompeten anfing. Mit einem Satz war Hauptmann L......, der Generalstabsoffizier, am Apparat. Fragen und Antworten begannen sich zu jagen, und dann trat ein Leuchten auf sein Gesicht, und freudige Worte sprangen ihm über die Lippen:

„Herr General, sie kommen! ...“

„Wer?“ Mit unerschütterlicher Ruhe kam die Gegenfrage aus einer Zimmerecke, in der der Divisionskommandeur, General F....., es sich schon nach beendetem Mahl für eine Viertelstunde auf einem Bunde Stroh bequem gemacht hatte. Eingezwängt zwischen der Zimmerwand und einem dem Schneiderlein in das Haus requirierten Flügel — der, wie der General zu sagen pflegte, die Aufgabe hatte,

die Ruheecke bombensicher zu machen —, war der Kommandeur im nächsten Augenblick schon auf den Füßen.

„Die Russen kommen, Herr General! Sie kommen in hellen Haufen," sagte der Generalstabshauptmann, „sie kommen auf der ganzen Linie und laufen über!"

„Das heißt, unsere Jungen sind durch?" fragte der General; er reckte sich und gab die Befehle aus, die darin gipfelten, daß man den ins Wanken geratenen Russen mit dem schweren Feuer der Maschinengewehre hart auf den Hacken bleiben sollte.

Im Nu sprach sich draußen die frohe Kunde herum, die auch die unter dem Befehl von General H....... kämpfenden Nachbardivisionen schon erhalten hatten. Der Widerstand des zähen Gegners war gebrochen.

Mit allem zur Verfügung stehenden Nachdruck setzte der Kampf noch einmal ein. Neue Infanteriereserven wurden nach vorn befohlen. Bald sah man sie auf dem jenseitigen Rawka-Ufer herannahen. Mit Gesang zogen sie über die nördlich über den Fluß geschlagene Kriegsbrücke, und nun ereignete sich ein wundervolles Zusammentreffen, fast möchte ich sagen, ein Schauspiel, ungeheuer geschickt inszeniert und doch in dieser Stunde aus dem Zufall geboren.

Das diesige Wetter des Vormittags, das unserer Artilleriebeobachtung große Schwierigkeiten bereitet hatte, klärte sich etwas auf. Geschützdonner setzte von neuem ein; Mörser und Haubitzen, namentlich die letzteren, die schon in neuen vorgeschobenen Stellungen standen, feuerten jetzt über Humin hinaus. Das Ziel war kein geringeres als die rückwärtige Verbindungsstraße der Russen und die auf diesem Wege liegende Suchabrücke. Die Russen bekamen also Front- und Rückenfeuer, und unter diesem Eindruck gingen sie mit erhobenen Händen zu uns über.

Jenseits der letzten Rawkabrücke war es, vor dem Dorfe Wies-Bolimowska, wo General F..... mich wieder im Gefechtsunterstand des Brigadekommandeurs, General G......, traf.

„Jetzt kommen sie wirklich", sagte er lachend bei seinem Eintreten in den kellerlochartigen Raum, der viel Ähnlichkeit mit einem Schweinekoben hatte, und zu dem von der Straße her zwei einen Meter tief gegrabene Laufwege führten.

Zusammen gingen wir hinaus. Und da kamen sie wirklich. Eine braungraue Schlange schob sich vielgliedrig über die Straße heran. Bajonette blitzten seitwärts davon auf, und in demselben Augenblick, als die Spitze des über tausend Köpfe zählenden ersten Gefangenentransportes an der Rawkabrücke anlangte, rückten von Bolimów her in zwei breiten Zügen auch schon diesseits des Flusses unsere singenden, winkenden Reserven in das Gefecht vor.

Auf einen Wink des Divisionskommandeurs staute sich der Gefangenenzug; denn zuerst mußten natürlich unsere Soldaten vorüber, denen die Generale und Offiziere freundliche Grüße und Wünsche mit auf den Weg gaben.

Eine mattgoldene Wintersonne beleuchtete das bewegte Bild. Und als dann später die Masse der Gefangenen, die von Stunde zu Stunde anwuchs, auf dem Marktplatz von Bolimów stand, als die Russen ihre eigenen Maschinengewehre vor dem Gefechtsstand der Division auffahren mußten und dort aus der Masse der Transportierten ein Major, fünf Hauptleute, im ganzen zwanzig Offiziere, zusammengeführt wurden, gab es in dem Städtchen eine wohl begreifliche Freude.

So endete der dritte Gefechtstag um Humin damit, daß die schweren russischen Stellungen genommen, daß das Dorf vom Westeingang bis zum letzten Hause des Ostausganges von den deutschen Truppen im Sturm erobert worden war. Harte Kämpfe hatten sich freilich abgespielt, ehe die Unsern aus dem ersten Graben heraus in den zweiten und dritten der Russen gelangten, vor allen Dingen aber, ehe sie der Flankierungsgräben Herr werden konnten. Dann aber schob sich der Keil vor. Gestützt auf das am Vorabend gestürmte Gut Wola-Szydlowiecka und eine danebenstehende Brennerei konnte unsere Front mit Erfolg ausgebogen werden. Wohl gelang es den Russen, sich auf wie immer rückwärtig vorbereitete Linien und Gräben zurückzuziehen, jedoch waren ihre in der folgenden Nacht unternommenen Gegenangriffe ohne jeden Erfolg.

Die Unsern hatten sich sofort eingegraben, Maschinengewehre und Sturmabwehrgeschütze wurden nach vorn gebracht, und als nach stundenlangen Plänkeleien in den ersten Morgenstunden von Nordosten her über die Suchastraße, von Norden aus dem Walde hinter Dolowatka

und von Osten aus der Richtung von Budy-Babskie und Jozefów die Russen zu einem gleichzeitigen Sturm auf die neuen deutschen Stellungen vorgingen, waren diese schon so gesichert, daß die Abwehr nicht nur glänzend gelang, sondern ein furchtbares Blutbad anrichtete.

In dicken Massen brachen die Russen von drei Seiten, vor allem aber aus den genannten Waldgebieten hervor. Sie gedachten wohl, die deutschen Stellungen einfach zu überfluten, die Spitze unseres vorgetriebenen Keils im Ostausgang der Ruinen von Humin zu erdrücken. Doch das gelang ihnen nicht. Zähe, mit eiserner Ruhe, lagen unsere Infanteristen in den Gräben, standen unsere Artilleristen hinter ihren Geschützen. Vielleicht glaubten die Russen leicht gewonnenes Spiel zu haben. Aber als sie schon nahe an unsern Stellungen waren, prasselte ihnen plötzlich der Hagel der deutschen Geschosse entgegen: Gewehrsalven ertönten, die Maschinengewehre hämmerten, Artillerie funkte mitten hinein. Hingemäht wurden ihre Reihen. Einzelnen Leuten gelang es, bis auf 6 Meter an unsere Gräben heranzukommen, dann aber war auch ihrem Vordrängen durch die sicher treffende Kugel Halt geboten.

Als der helle Morgen kam, bot der Kampfplatz einen grausigen Anblick; zu Tausenden lagen die Russen, oft in Haufen übereinander, tot auf dem zerstampften Schneefeld.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaisertag von Nieborów.

Winterfrische! Die Straßen von Lodz machten den Eindruck, als wären sie glatt rasiert, als hätte ein besonderer Besen Sauberkeit geschaffen. Die Petrikauer Straße, auf der es sonst vom frühen Morgen bis zur abendlichen Polizeistunde bunt durcheinander kribbelt und krabbelt, auf der sich die Menschen drängen und schieben, seitdem unter dem Einfluß des Bürgerruhe gewährenden deutschen Regiments das geschäftliche Leben neu aufblühte, war leer; denn Landwehrpostenketten hielten die Bevölkerung zurück. Nur wer dringend über die Lodzer Hauptstraße mußte, durfte sie passieren. Vor dem Grand

Hôtel waren viele Automobile aufgefahren und ebenso vor dem Warschauer Bahnhof: die Ankunft Seiner Majestät des Kaisers stand bevor. Der Oberste Kriegsherr wollte zu seinen vor Warschau kämpfenden Truppen an die Front.

Kurz nach 8 1/2 Uhr lief der Zug auf dem Lodzer Bahnhof ein, und der Monarch wurde, im Verlauf dieses Krieges zum erstenmal, von Exzellenz von Mackensen und seinem Stabe auf dem Boden Polens empfangen.

Durch die Bahnstraße setzte sich der stattliche Automobilzug — wohl 30 Wagen — in Bewegung. An einzelnen Gebäuden der Petrikauer Straße, in denen die deutsche Verwaltung arbeitete, oder die für Armeezwecke in Anspruch genommen worden waren, wehten die schwarz-weiß-roten Fahnen. Man hatte sich in Lodz im Lauf der letzten Wochen schon an ihren Anblick gewöhnt; an diesem Tag aber gewährten sie uns Deutschen doch eine ganz besondere Freude. Sie winkten so frisch und frei, so fröhlich und freudig im Morgenwind, als wäre auch ihnen die Bedeutung dieses 7. Februars bekannt.

Über den neuen Ring eilte der Wagenzug der Altstadt entgegen, vorüber an den vielen kleinen, gebrechlichen Holzhäusern, die dort stehen und dem Stadtteil sein besonderes Gepräge geben. Still die Straßen auch hier. Vor den gelben, blauen, grünen Fassaden, vor den Häuschen mit den armseligen Giebeln, die, windschief, fast alle den Eindruck machen, als könnte sie ein kräftiger Windstoß mitten hinunter auf die Gasse fegen, standen abwechselnd Kavalleriepatrouillen und Landwehrposten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Kriegsmäßig war der Anblick: stille, leere Straßen, ängstlich geduckte Häuschen zwischen solchen, die Schlachtwunden trugen, denen Granaten die Wände zerbissen, die Dächer zerrissen hatten. Hier und da neugierig ängstliche Augen, fragende, suchende Blicke hinter den Fensterscheiben der niedrigen Baracken, die in diesem Stadtteil mehr von Juden als von Polen bewohnt werden. Draußen, auf der Straße, flog ein Stück Zeitgeschichte vorüber: der Deutsche Kaiser in Lodz! Wilhelm II. in Polen, auf der Fahrt zu seinen Truppen! — Wer die Gefühle gerade der jüdischen Bevölkerung kennen zu lernen genügend Gelegenheit hatte, erfuhr es längst, in welchem Maße manches bedrückte Herz im Polen-

lande Deutschlands Kaiser im stillen warm entgegenschlägt. Hinter den Fenstern, hinter den vom Kriege zertrümmerten Türen standen sie, und sicher lebte in dieser Stunde manche Hoffnung stärker auf, über die laut zu sprechen keiner von ihnen bisher gewagt hatte.

Zgierz, die sonst so regsame Fabrikstadt, die aufblühende Schwestergemeinde von Lodz, wurde berührt. Auch hier lustig wehende, winkende Fahnen vor einigen Hausfronten. Zusammen mit den Rote-Kreuz-Flaggen zeigten sie sich; denn in Zgierz waren viele Hospitäler. Vor den Türen standen Ärzte und Sanitätspersonal, deutsche Frauen und deutsche Männer, die in Feindesland pflichttreu arbeiteten, um allen denen ihrer Brüder schmerzlindernd beizustehen, die aus der Schlachtfront zurückgeschickt werden müssen.

Dann aber kam Polens feldweite Einsamkeit, das wintereingedeckte weiße Land, dessen Stille so zauberhaft sein kann, zumal darunter all seine Armut und Kriegsnot schlafen ging. Scharf blies der schneidende Ostwind ins Gesicht. Seitlich der durch deutsche Arbeit gut regulierten Straße lag hier und da aber doch noch eine Spur des Krieges: Radreste, zertrümmerte Wagengestelle und, so zahlreich wie die hohen Kreuze mit den angenagelten dürftigen Christusbildern, Grabstätten unserer Krieger, sanft zugedeckt vom weichen Pelzkleide des Winters. Schlichte, niedere Kreuze, die Aufschriften, von Kameradenhand mit Bleistift darauf gesetzt, vielfach schon verwaschen, verwittert und unleserlich, und doch sprachen sie eine reiche Sprache; sie hoben sich ab von der winterlichen Erde als ernste Wegmale, die von der Schwere der Zeit mit eigenem Sinn zu berichten wissen. Kämpfertod, Heldentod! . . . Dunkle Wälder, schneeeingedeckt, die sich mit grauen Wipfellinien vor den Winterhimmel stellten. Und dann neue Kriegsbilder: die Kirche der Stadt Stryków! Ist sie dem Kaiser aufgefallen? Sicherlich; denn zwei deutsche Granaten suchten sie als Ziel in den Tagen, da unsere Truppen hier im Vormarsch standen. Zwei Stahlgeschosse, herrliche Treffer, verbissen sich in den Turm, rissen ihm große Wunden, und die Löcher im Mauerwerk klafften weit auf — eines davon gerade unter der barocken Turmspitze, wo der russische Beobachter sich eingenistet hatte. Ein Meisterschuß!

Über Glówno ging die Fahrt weiter, vorüber an den niedern Häusern der kleinen Stadt, vorüber an den traurigen, brändschwarzen Ruinen, die bei einer Wegbiegung an der Straße standen. Hochauf ragten die spärlichen Mauerreste: Schornsteine, zerschossene Öfen, im Brand geplatzte Herde — doch man sah das schon oft, und was zuerst mit kaltem Schreck an das Herz griff, war längst ein gewohnheitsmäßiger Anblick geworden.

An kleinen Dörfern vorbei, durch verschneite, vereiste Sumpfstrecken, über schmale Wasserrinnen ging es auf Lowicz zu und dem Rawka-Abschnitt entgegen. Es war Sonntag. Überall in den Dörfern waren Bauern und Bäuerinnen auf dem Wege zur Kirche: im braun gebeizten, rohen Fellrock mit zottigem, schwarzem Kragen und ebensolchem Randbesatz, mit dem runden Lowiczer Hütchen oder der hohen, schwarzen Pelzmütze auf dem Kopf, gingen die Männer im Kreise der Frauen und Mädchen mitten auf der Landstraße dahin. Die Autohupen mit ihrem Vierklang schreckten sie auf; sie sprangen zur Seite; die Frauen glichen dabei großen, plumpen, fliehenden Vögeln. Die Buntheit ihres Nationalkostüms ließ sie wie Papageien erscheinen. Breit geschnittene Röcke flogen, über den Kopf gehängte Mäntel wehten; leuchtende Farbenflecke auf weißem Grunde, hüpften sie schwerfällig zu Dutzenden gegen den Straßenrand und standen, halb staunend, halb schüchtern verlegen, vor der vorübersausenden Wagenkette.

Bis hierher war das Land still. Der Krieg sprach mit seinen Zeichen wie von etwas schon lange Vergangenem. Nicht einmal die rechts und links des Weges liegenden Reste der Pferdekadaver hatten etwas Furchtbares. Von hungrigen, wildernden Hunden, vom kleinen Raubzeug der polnischen Ebene abgenagt, bleichten die Knochen der gefallenen Tiere. Frost hatte sie weiß gemacht. Hier und da war der Elendhaufen noch größer; am Rückgrat hing noch der Schädel über den zurückgebogenen Halsknochen, so daß es aussah, als ob das Tier im wilden Sturmlauf sein Ende fand. Kriegsbilder! Sie schonen kein Auge. Auch das eines Kaisers nicht.

In Lowicz, der alten Stadt des ehemaligen Fürstentums, herrschte helles Leben. Man kam der Front näher. Soldaten säumten in dicken Haufen die Straße. Hinter den Landwehrposten machten sie

Front. Der Stadtkommandant stand unter Offizieren an der Einfahrt zum „Hindenburgplatz“. Und dort, wo die Hauptstraße mit scharfem Knick in den Markt einmündet, drängte sich deutsches Militär, Lowiczer Bauernpublikum und jüdische Stadtbevölkerung; denn jeder wollte den Deutschen Kaiser mit eigenen Augen sehen. Ob es ihnen gelang? Der Kaiser fuhr in einem geschlossenen Wagen, und in allen Automobilen gab es winterlich eingemummte Gestalten, Helmspitzen und Schnurrbärte. Es liegt also die Möglichkeit nahe, daß man sich an diesem Tage auch in Lowicz um des Kaisers Bart gestritten hat.

Auf dem Hauptplatz mit der Stiftskirche mußte sich der kaiserliche Wagenzug durch Sanitäts- und Munitionskolonnen, durch Fuhrwerk aller Art, durch Soldatenreihen, die den Fahrweg säumten, förmlich hindurchwinden. „Kaiser-Wilhelm-Platz“ getauft, bekam der Name an diesem Tage erst seine volle Bedeutung. Auch hier in Lowicz wehten Deutschlands Farben mehrfach von den Giebeln der Häuser.

Hinter Lowicz fuhr der Troß nach Kompina hinauf, zu den Truppen, die der Kaiser, von seinen Generalen begleitet, mit ernsten, aber herzlichen Worten begrüßte. Und dann auf einem Umweg dem Radziwillschen Fürstenschlosse zu: nach Nieborów.

In einem schönen, alten Park liegt es still und atmet etwas vom Geiste der friderizianischen Zeit. Hohe Räume, prunkvolle Gemächer mit seidenen Tapeten findet man, wenn man durch die waffengeschmückte, ritterliche Diele geht und die mit Kacheln ausgelegte Treppenhalle emporsteigt. Kunstsinn ist in dem weiten Hause lebendig gewesen. Hier im Park war in der Mitte einer breiten Allee, die von hohen Taxushecken eingefaßt ist, ein schlichter Feldaltar errichtet worden, um den sich Truppenabordnungen in großer Zahl, mehrere tausend Mann, mit ihren Feldzeichen geschart hatten. Zwanzig Fahnen und Standarten, ein wunderschönes Bild, wehten entrollt im Winde. Viele Offiziere waren von der nicht allzu fernen Front gekommen, und als der Kaiser in langsamem, festem Schritt, mit Exzellenz von Mackensen, den Kommandierenden Generalen, Divisionskommandeuren, den Herren der Stäbe und seinem persönlichen Gefolge in den gottesdienstlich-festlichen Kreis seiner Soldaten trat, empfing ihn eine von zwei Regimentern zusammengesetzte Kapelle mit der Kaiserhymne.

Mit aufgepflanztem Bajonett standen die Mannschaften vor dem Gewehr. Kurz und kraftvoll war der Gruß des Kaisers, kurz und kraftvoll der Gruß der Mannschaften an den Obersten Kriegsherrn, der musternd die Fronten abschritt. In den Kreis der Fahnen, vor den schwarzgedeckten Feldaltar trat dann Pastor Willigmann. Mitten vor dem Altar stand der Kaiser und hinter ihm seine Heerführer, seine Generale und der große Kreis der Offiziere. „Rosse werden zum Streittage bereitet; aber der Sieg kommt vom Herrn" (Sprüche 21, Vers 31), so lautete das ausgewählte Predigtwort, über das der Geistliche sprach, nachdem zum Eingang gemeinsam das alte Kirchenlied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" gesungen worden war.

Der Kaiser stand unbeweglich fest auf seinem Platz und sang wie jeder Mann. Und während der Predigt hing sein Auge an den Lippen des Feldgeistlichen, der aus dem Leben heraus, aus den Geschehnissen der Kriegszeit sein Predigtwort zu erläutern versuchte. Was er sagte, war ein Lob der Mannestreue, der Soldatentreue gegen Kaiser und Reich. Warm aus dem Herzen heraus drangen seine Worte. Gemeinsames Gebet und ein Segen, der über alle gesprochen wurde, die, während sich die Fahnen neigten, helmbar rund um den Altar standen, schlossen den Gottesdienst ab.

Bewegung kam in die Massen. Die Gewehre, die zusammengestellt worden waren, wurden von den Mannschaften wieder ergriffen, und sie pflanzten von neuem die Bajonette auf. Dann erschollen aber auch schon Kommandorufe; Stille trat ein: der Kaiser sprach. Dankworte waren es, die er an die Truppen richtete. Knapp, wie es von jeher seine Art gewesen ist, schwer im Rhythmus, abgebrochen oft mitten im Satz, doch das eine Gefühl unbedingt vermittelnd, daß das, was er sagte, in der Tiefe seines Herzens geboren wurde und aus der Stunde Lebendigkeit empfing. Von Deutschlands schwerer Zeit sprach der Kaiser. Er dankte seinen Soldaten, seinen Offizieren, seinen Generalen für das bisher im Osten Geleistete. Und dann ermahnte er, stets eingedenk zu sein des „großen Alliierten", von dessen Macht auch der Geistliche gesprochen habe, auf den sein Großvater und sein Vater gebaut, auf den auch er sein Werk stütze, und dessen Geist, nach seinem Willen, im Glauben



Der Sturm auf Humin.

Divisionsgeneral Freier und Brigadegeneral Gentner halten einen Zug russischer Gefangenen an um unsern ins Gefecht gehenden Reserven Platz zu schaffen. (Vgl. S. 137f.)

Berliner Autoomnibus als „Sanitätsdroschke"
während der Gefechtstage vor Bolimów.



Polnische Handlung in dem von Brand und Kanonade
verschonten Teil der Stadt Glowno.

lebendig sein solle in der deutschen Armee. Dem Feind aber fordere er ungeschwächt entgegenzutreten. Durchzuhalten, das allein sei unsere Aufgabe; denn es handele sich darum, daß das deutsche Volk der Welt von neuem seine Daseinsberechtigung erweise und deshalb: die Macht der Feinde muß gebrochen, „der Feind muß niedergeworfen werden!"

Exzellenz von Mackensen dankte dem Kaiser namens der ihm unterstellten Truppen. Kurze, kernige Worte, Treuworte, die das Gelöbnis, durchhalten zu wollen mit Gut und Blut bis zum letzten Atemzug, enthielten. Ein tausendstimmiges Kaiserhurra brauste durch den Park von Nieborów.

Und nun brachen die Truppen in Zügen ab; sie formierten sich am Ende der großen Allee zum Vorbeimarsch. Die Musik trat an. Der Kaiser, von den Generalen und dem Offizierkorps umgeben, nahm vor einer Heckennische Aufstellung, und dann klang es fröhlich durch den Park, so frisch, so herzerfreuend frisch, wie es an dieser Stelle vordem wohl noch niemals gehört worden war. Die Trommeln wirbelten. Pauken und Becken klangen auf, und die Trompeten schmetterten:

Friedericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr.
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt' sechzig Patronen.

Hei! Wie die Beine flogen! Wie die Fahnen licht im Winde wehten! Stolz wurden die Feldzeichen an dem Obersten Kriegsherrn vorbeigeführt. Die Offiziere salutierten, und in Reih' und Glied folgten dann die wohlausgerichteten Linien unserer feldgrauen Krieger. Eigentlich sahen sie gar nicht parademäßig aus. Es fehlte ihnen der Glanz, das Schmucke des deutschen Soldaten. Die überzogenen Helme, die Mäntel, alles war befleckt. Der Krieg hatte seine nicht immer sauberen Hände tastend darüber hingeführt. Man merkte einem jeden den Schützengraben an. Aber was tat das?

Und auch sonst sahen diese deutschen Männer anders aus, als wir es gewohnt sind, sie zu sehen. Aus zarten Jünglingen waren bärtige Krieger geworden. Manch einer glich auf ein Haar den wilden Wappenmännern, die, keulenbewehrt, sich auf den Schild stützen, der unter

unserm Reichssymbol, der Kaiserkrone, den flügelstarken Aar aufweist. Aber mochte auch die Schale rauh geworden sein, der Kern in ihnen war gut geblieben. Wahrlich: man sah ihnen den Stolz aus den Augen leuchten, auf Polens, auf Rußlands Erde an ihrem Kaiser vorbeimarschieren zu können. Stramm, straff, es reckten und streckten sich die Knochen, es gab keine Müdigkeit. Das Herz war dabei, als die Beine flogen, und die winterharte Erde klang unter dem festen Tritt, klapp, klapp:

Die Russen sind gefallen in Preußen ein,
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!

Mit ernstem Gesicht stand unser Kaiser vor und unter seinen Soldaten; kriegsmäßig, russisch winterlich. Er trug wie die Mannschaften den grauen Kopfschützer unter dem Helm. Der Ernst der Zeit hatte seinem Gesicht trotz der Frische, die darüber lag, einen herben Zug gegeben.

Auf der Rückfahrt Truppenspaliere. In den Dörfern, in den Städten, überall bewegtes Leben. Die Bevölkerung stand noch immer auf den Straßen.

Bläulichweiß, in seltsamer, glitzernder, perlmutterähnlicher Schönheit schimmernd, lagen die schneeüberdeckten Äcker, als ich wieder nach Lodz zurückfuhr. Es war eine Fahrt, die still machte, die Gedanken wach werden ließ. Aller Ernst des Krieges trat klar vor die Seele. Alle oft genährten Hoffnungen wurden von neuem lebendig; Hoffnungen, die sich an eine freie, schöne, reiche Zukunft unseres Vaterlandes knüpften. Wie es kam, ich weiß es nicht; doch plötzlich war es da, ein Wort Ernst von Wildenbruchs, das mir zu diesem Kaisertag in Polen recht zu passen schien — es war da und ließ sich nicht mehr verwischen:

Hier das Erbteil, das ich dir lasse,
Das ich mit glaubender Seele umfasse:
Deutschland! Deutschland! Deutschland!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Skierniewice und die kaiserlichen Forsten an der Rawka.

Mit dem Namen der Stadt Skierniewice verknüpft sich ein historisches Ereignis, dessen man sich jetzt nur mit einem merkwürdigen Gefühl erinnern kann: In dem kleinen Jagdschlosse dort fand im Jahre 1884, in den Tagen vom 15. bis 17. September, die Dreikaiserzusammenkunft statt. Die Regenten dreier mächtigen Nachbarreiche saßen in friedlichen Gesprächen beieinander: der Kaiser von Rußland, der Deutsche Kaiser und der Träger der Krone Österreich-Ungarns. Und noch vor nicht langer Zeit waren in Skierniewice Vorbereitungen zum Empfang eines hohen Gastes im Gange: man erwartete dort den Besuch des jagdliebenden Deutschen Kaisers. Jetzt aber war es anderer Besuch, den der Gastgeber Zar Nikolaus II. in seinem hellen Hause aufnehmen mußte: die Vertreter unserer feldgrauen, in Skierniewice ungeladen erschienenen Armee.

Die Jagdresidenz des Zaren! Ein kaiserliches Schloß inmitten alter Waldungen, das der Herrscher aller Reußen besonders liebte und alljährlich zur Herbstzeit aufzusuchen pflegte! Gewisse Vorstellungen verbanden sich mir mit der deutschen, so idyllischen Residenzstadt Potsdam. Ich sah stets etwas Ähnliches vor mir wie dieses kleine Schmuckkästchen einer harmonievollen, gehegten und gepflegten, durch Geschichte und Gegenwart lebendig wirkenden Stätte. Ich glaubte endlich auch in Polen eine Ortschaft zu finden und kennen zu lernen, die mir irgendwie Achtung abnötigen werde. Aber das Skierniewice, das sich durch solche Gedanken und Hoffnungen aus der Menge der polnischen Städte heraushob, wurde mir eine bittere Enttäuschung. Nichts vom Abglanz altrussischer Kultur; der Stadt fehlte auch der leiseste Hauch von Schönheit. Ich fand mich in einer Landschaft wieder, wie ich viele in Polen kennen gelernt hatte; alles machte einen mehr als bescheidenen Eindruck. Die große Repräsentation des Moskowitertums, wie man sie in den Hauptstädten des russischen Reiches kennen lernen kann, hatte für das arme Skierniewice nicht

einmal so viel übrig, daß man sagen könnte, es seien einige magere Brosamen von des Herrn vollem Tische gefallen. Winklig, verbaut, arm und schmutzig, wie war es überhaupt menschenmöglich, jahraus, jahrein, ein ganzes Leben lang darin zuzubringen! Straßendämme von unregelmäßig nebeneinanderliegenden Kopfsteinen jeder Größe; zwischendurch klaffen tief ausgefahrene Löcher, in denen sich der Straßenkot sammelt, und auf den Bürgersteigen, soweit sie überhaupt vorhanden sind, läuft man nicht minder Gefahr, sich bei jedem Schritt die Füße zu brechen. Nur in der engeren Umgebung des Zarenschlosses ändern sich diese trostlosen Zustände ein wenig.

Vom unruhevollen Rädergerassel begleitet, umklungen von schrillen, warnenden Hupenrufen der vorbeihastenden, laut ratternden Automobile, schritt ich durch das Herz der Stadt. Juden auf allen Gassen: Händler, Lastträger und zwischendurch kleine, armselige Fuhrwerke, auf denen vermummte, zerlumpte Gestalten hockten, und dann wieder schreiende, kreischende Kinderschwärme, die wie aufgejagtes Geflügel über die Gassen stürzten. Vor den kleinen, in den festeren Häusern gewölbeartig gebauten Läden drängte sich unser Militär bunt durcheinander; alle Waffengattungen waren darunter, und der Kleinhandel, den die in der Stadt gebliebene jüdische Bevölkerung mit den bar bezahlenden Truppen trieb, war ein recht lebhafter. Scherzend, hier und da auch einmal scheltend, standen unsere Leute in Gruppen vor den Verkaufsständen und bevölkerten die Läden. Am meisten aber drängten sie sich vor einem der kleinen Geschäfte zusammen, die rundherum am Marktplatz liegen, in dem ein deutscher Händler einen deutschen Buchhandel und Zeitungsverkauf errichtet hatte. Fußmannschaften, Kavalleristen, Offiziere zu Pferde belagerten das Haus, und ich erfuhr, daß von dort an jedem Tage etwa fünfzehntausend Berliner Zeitungen, die durch einen besonders eingerichteten Automobildienst herangeschafft wurden, über das von den deutschen Truppen besetzte Skierniewicer Kriegsgebiet Verbreitung fanden. Ich habe später die Tatsache bestätigt gefunden, daß man in den Waldgebieten an der Rawka, östlich von Skierniewice, überall mit dem „Neuesten" ausgiebig versorgt gewesen ist.

Schroff ist der Gegensatz, den die Stadt Skierniewice, das kleine, armselige jüdische Händler- und polnische Tuchweberneſt, zu seinen Kirchen macht; noch größer aber ist der zum Jagdschloß des Zaren. Inmitten eines Parks, etwas abseits von der Straße, liegt das Schlößchen. Man sieht es dem zweiflügeligen Bau nicht an, welche historische Bedeutung er durch die Dreikaiserzusammenkunft des Jahres 1884 besitzt. Er ist nicht prunkvoller, nicht großartiger, nicht weiträumiger angelegt, als viele Schlösser in Polen; er bleibt sogar hinter manchem der fürstlichen Häuser zurück, die machtgebietend an abseitigen Straßen stehen.

Bei den langanhaltenden Stellungskämpfen um den Bzura-Rawka-Abschnitt spielte Skierniewice lange Zeit eine Rolle. Als unsere Truppen vor Lodz siegreich waren und weiter nach dem Osten vorstießen, begannen auf der Linie Sochaczew—Skierniewice—Rawa die Gefechte. Besonders um Skierniewice schlugen sich die Russen hartnäckig; denn sie wußten sehr gut, was dieser Eisenbahnpunkt im Rücken etwaiger neuer deutscher Stellungen zu bedeuten haben würde. Und so war der Kampf um die Stadt hin und her gegangen, bis es schließlich den Unsern gelang, den Gegner zum Rückzug zu zwingen und sich selber in den Besitz der Ortschaft zu setzen. Die feindlichen Truppen zogen sich auf die östlich von Skierniewice liegenden Waldreviere zurück, in denen sie gute Verteidigungsstellungen vorbereitet hatten.

6 Kilometer östlich der Stadt fließt die Rawka in nordwestlicher Richtung der Bzura entgegen. Sie teilt die Skierniewicer Forsten in zwei ziemlich gleiche Hälften. Als die Russen sich auch in den nahe der Stadt gelegenen Wäldern trotz ungeheuer fester Stellungen nicht mehr zu halten vermochten, überschritten sie die Rawka und setzten sich auf den jenseitigen östlichen Rändern des Flußeinschnittes von neuem fest. Im Rücken dieser russischen Stellungen lagen Eisenbahnstationen, über die für alle Nachschübe ein direkter Verkehr mit Warschau unterhalten werden konnte. Denn die Festung lag in ganz gerader Bahnführung nur 48 Kilometer entfernt. Mit den Ortschaften Budy-Bolimowska und Budy-Grabina, die durch die Wälder gesichert waren, besaßen sie vorzügliche Stützpunkte für ihre

Heeresmacht. Die Waldgebiete selbst glichen einem einzigen großen Festungswerk, das nicht ohne weiteres zu überwinden war, da Erdhöhlen darin, in denen die Truppen monatelang hausten, auch gegen schweres Artilleriefeuer den denkbar größten Schutz gewährten. Unsere Soldaten, die sich auf dem Westrand der Rawkasenkung eingenistet hatten, legten ihre Schützengräben ebenfalls nach und nach so an, daß sich ein langes Ausharren darin ermöglichte.

Als ich diese Stellungen besuchte, lagen unsere Regimenter genau drei Monate darin fest. Sie hatten dort einen echten polnischen Winter durchlebt, der mit seinen Härten und oft schnell eintretenden Temperaturschwankungen an jeden Mann die größten Anforderungen stellte.

Der mildere Atem des Frühlings wehte, aber die Sonne vermochte noch nicht durch die hohen Wipfeldächer bis zu den schneeverwehten Moosgründen herunterzudringen, in denen die Laufgräben ihren Anfang nahmen, die zu den Schützenstellungen vorn am Rawkahange führten. Von da aus bot sich den Augen ein weiter Blick über die Flußsenkung. Der Wald hatte seine Schönheit verloren; denn durch das an keinem Tage ruhende Gefecht war er furchtbar zusammengeschossen worden. Hochgereckt, wie hilfeheischende, erstarrte Arme standen die kahlen Kiefernstämme. Infanterie- und Artilleriefeuer hatte sie ihres Astwerkes beraubt; zu Hunderttausenden brachen die Geschosse über die Flußniederung hinweg in die Waldteile ein und zersplitterten die Stämme, die überall schützend vor unsern, wie auch vor den feindlichen Linien standen. Das wogende Wipfeldach wurde heruntergeschlagen. Hier und da blinkten in der Sonne neu angelegte Drahthindernisse vor den russischen Stellungen auf, und über „spanischen Reitern“ häufte sich das niedergestürzte knorrige Geäst zu grünen Bergen. Hinter ihnen schimmerten dann auf der fernen Osthöhe vor dem eigentlichen jenseitigen Waldgebiet die schmalen, gelben Sandwälle auf, durch die sich deutlich die über den Hang kriechenden Linien der feindlichen Schützengräben erkennen ließen.

In diesem Kampfabschnitt an der Rawka lagen unsere Leute in einem Abstand zwischen 500 und 800 Metern vor den feindlichen Gräben. Tag und Nacht pfiff es zu ihnen herüber; denn der Russe war unermüdlich tätig. Ab und an gab es wohl mal einen stilleren

Tag. Dann aber folgten wiederum Nächte, in denen der Feind fortwährend energievolle Vorstöße gegen unsere Linien unternahm. Dann hob ein Schwirren und Pfeifen der Kugeln an, ein Knistern und Knattern der wild einschlagenden Geschosse, die mit hellem, kurzem Knacksen gegen die Baumstämme fuhren, daß von den Kiefern die losgerissenen Borkenstücke aufspritzten und Äste und Zweige splitternd niederfielen. Ich erlebte einen solchen über den Wald niedergehenden Kugelregen — Maschinengewehrfeuer; es hämmerte stoßweise, minutenlang in der Ferne —, und der Eindruck war merkwürdig: man fühlte sich vollkommen machtlos, wurde gleichgültig und ließ den Geschoßhagel über sich ergehen. Strich vielleicht durch die Wipfel des alten Hochwaldes mit schwerem Rauschen der Wind?

Wenn dann das Feuer schwieg, hatte der alte Forst wieder so gar nichts vom Kriege. Wie ein Traum lag es über ihm; mit wundervoller Stille angefüllt, war er lautere Schönheit. Schneeverweht lagen die Wege, und es schien mit jedem Schritt ein süßer Friede leise zu atmen. Doch alles das war nur eine holde Täuschung; denn der Krieg, der vorn an der Rawka tobte, der mit List und Hartnäckigkeit, mit Nervenkraft geführt wurde, um Überlegenheiten und Siege zu erkämpfen, trat plötzlich wie mahnend an einem der schönen Wege aus dem Walddämmer heraus.

Zwischen rotbraunen, feuchtschimmernden Stämmen zog sich ein schmaler Weg vorwärts. Er mündete schließlich an einer sich öffnenden lichteren Waldstelle, und dort erhoben sich die breit aufgebauten, schwergefügten Unterstände unserer Truppen. Mit spitzen Dächern, mit giebelartigen Seitenfronten lagen sie da. Wie alte Forsthäuser sahen sie aus, die groß und massig gebaut, jedoch moosüberkrochen, bis zur Dachtraufe in der Erde versunken sind. Vor dem Unterstand des Regimentskommandeurs war sogar ein hallenartiger Vorbau errichtet worden, eine Art offene Diele, von der aus vier Türen in das Innere des Baues führten. Das Ganze machte den Eindruck eines alten indianischen Blockhauses oder einer jener einsam und romantisch im norwegischen Hochgebirge errichteten Ansiedlungen. Ungefüge schwere Balken stützten das Dach, das aus doppelt quer übereinandergelegten Stämmen gebildet war. Darunter waren vier

Räume eingebaut: der Wohn- und Arbeitsraum des Kommandeurs, daneben eine geräumige Schreibstube, das Regimentsbureau, in dem etwa zwanzig Menschen tätig waren, denn dort war auch eine Hauptfernsprechstelle eingerichtet; weiter ein Küchenraum und schließlich noch eine an Geschirr und Lebensmitteln erstaunlich reich ausgestattete Vorratskammer. In der Stube des Kommandeurs stand ein breites Bett, eine Waschemrichtung, ein paar bequeme Stühle vor einem massigen Tisch. An einer der Zwischenwände war ein Wandschrank, eine Uhr tickte gemütlich, überall gab es Kleiderhaken, und schließlich auch noch elektrische Klingel und Haustelephon. Nicht jede Großstadtwohnung kann sich rühmen, so gediegen versorgt zu sein, und im Skierniewicer Waldrevier erweckte dieser „Luxus" um so mehr Erstaunen. Aber im Grunde genommen war die Vollkommenheit dieses Unterstandes doch nur um der Zweckdienlichkeit willen geschaffen worden; denn der Fernsprecher reichte vorwärts bis in die letzten Gefechtsstände und Winkel der Schützengräben, zu den Beobachtungsposten der Artillerie und rückwärts zum Generalkommando.

In der Nähe des Hauptunterstandes und ebenso idyllisch vom Grün des Waldes umhegt, lagen die Hütten einzelner Stäbe. Auch ein Feldlazarett hatte sich auf diese Weise in die Erde eingebaut, und nicht minder vorteilhaft, geräumig und luftig waren die Unterstände der in Bereitschaft liegenden Reservetruppen. Eine ganz neue Bauform fand ich aber noch in diesen Rawkawäldern. Es war der Typ eines doppelt bombensicher eingedeckten Erdquartiers. Schon die andern Dächer boten einen guten Schutz gegen feindliche Granaten, nun aber war über das gewöhnliche spitze Dach noch ein zweites horizontal darübergelegtes errichtet worden. Auf dicken Stämmen gestützt ruhte ein Rahmen, und über diesem, wiederum doppelt und quer zueinandergelegt, fügten sich schwere Kiefernstämme, die obendrauf noch mit einer Schicht dunkler Walderde gegen Fliegersicht bedeckt waren. Nach menschlichem Ermessen war es unmöglich, daß Granaten aus russischen Feldgeschützen diese schweren, doppelten, beinahe einen halben Meter dicken Decken durchschlugen.

Wundervoll war der Blick, den man aus diesen Unterständen gewann. Große Fenster, die viel Licht einließen, standen vor weiß-



Von deutschen Granaten und Gewehrkugeln zerschossener Wald östlich Skierniewice.



General Grünert,
Stabschef der Armee des Prinzen Leopold von Bayern, auf dem deutschen Friedhof im Park des kaiserlichen Jagdschlosses Skierniewice.



Infanteristen beim Bau eines Unterstandes vor Golki im Pilicagebiet.



Von Kürassieren besetzter Schützengraben bei Golki
im mittleren Pilicagebiet.

gelben, mählich ansteigenden Sandschächten, und dahinter, darüber reckten sich die alten Waldbäume auf, hochstämmige, knorrige Riesen. Wahrlich, wüßte man nicht, daß allein der Krieg unsere Leute als Baumeister in diese Waldeinsamkeiten des Rawkagebietes geführt, man hätte annehmen können, ein praktischer Naturheilkundiger habe die Hütten als Waldsanatorium für nervöse Großstädter errichten lassen. Alle diese Blockhäuser waren heizbar und besaßen, wenn auch oft recht merkwürdige, so doch hinreichende Beleuchtungsmöglichkeiten. Die Erfahrungen des Stellungskrieges hat unsere Truppen diese Art des Blockhausbaues gelehrt. Aus der Praxis kam der Fortschritt und zum Schluß — die Kunst.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Bei den österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern an der Czarna.

Als die zweite Offensive der deutschen Ostarmee eröffnet wurde, setzten sich auch Heeresteile der k. und k. Armee über Schlesien in Bewegung. In festem Zusammenschluß arbeiteten beide Heere, so daß die Angriffsfront auch von Süden her, aus der galizisch-oberschlesischen Ecke nach Norden vorgetrieben wurde. Im Zusammenhang mit den neuen Unternehmungen der Armee Mackensen marschierten österreichisch-ungarische Heereskräfte auf die Pilica zu. Im Dezember 1914 stand der Nordflügel dieser Truppen vor Petrikau, und nach der Einnahme der Stadt gelang es ihnen, zusammen mit den deutschen Kräften, auch noch weiter vorzustoßen. Der Russe mußte in der Gegend von Tomaszów und Petrikau bis hinter die Pilica zurückgehen. Das Kampffeld wurde damit jenseits der Pilica schon bis in das Gouvernement Radom ausgedehnt. Während deutsche Truppen das südlich der Weichsel gelegene, bis hinter Tomaszów reichende Gebiet Nordwestpolens jetzt besetzt hielten, hatten die österreichisch-ungarischen Heeresteile das nach Südpolen hin anschließende Gebiet besetzt.

Schon etwas nördlich von Petrikau begann die österreichisch-ungarische Einflußsphäre. Dort berührten sich die beiden Flügel der

in Bundesgemeinschaft kämpfenden Armeen. Über der bisherigen russischen Gouvernementsstadt Petrikau wehte die schwarz-gelbe Fahne, sie leuchtete von allen öffentlichen Gebäuden, die militärisch besetzt waren. An allen Straßenkreuzungen hatte man schon Tafeln mit deutschen und ungarischen Aufschriften angebracht: Straßennamen, Etappennachweisungen, Wegweiser für Lazarette. „Man fühlt sich wie in einem Staatsgebiet der österreichisch-ungarischen Krone", hörte ich eines Tages berichten, und so wurde in mir der Wunsch lebendig, die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Durch scharfen Wind und Schneegestöber ging es im März 1915 eines frühen Morgens auf die Fahrt. Nach einigen Vorfrühlingstagen, die allerlei Hoffnungen geweckt hatten, war es wieder Winter geworden. Die Windstöße schlugen wie Rutenhiebe scharf ins Gesicht, und als ich auch noch mit einer Autopanne auf der Straße liegenblieb, sank die Stimmung merklich herab. Aber schließlich dauert eine Wagenreparatur doch nur eine gewisse Zeit, und mit ihrer Fertigstellung kam die Erlösung aus einer polnischen froststarren Feldeinsamkeit.

Vorwärts ging es wieder an verlassenen Gehöften vorbei, an zerschossenen Mühlen und ausgebrannten Häusern, die von der Trostlosigkeit des durch den Krieg heimgesuchten Landes immer wieder zu sprechen wußten. Jede Ortschaft trug die Spuren, zeigte die Wunden, die die vorüberbrausenden Kämpfe geschlagen hatten. Zwischen Ruinen standen Häuser, die, nur notdürftig ausgebessert, den Bauern eine schlechte Unterkunft gewährten. Ich fuhr durch ein Gebiet, das, wie so manches andere, zweimal umkämpft worden war. Durch ein paar kleine Städtchen ging die Fahrt: Rzgów flog vorüber, dann kam Tuszyn. Überall eng aneinandergedrückte niedrige Häuser und Hütten in winkligen Straßen. An einzelnen Ecken der Ortschaften hielten Landsturmmänner, bis über die Ohren, bis an die Nase vermummt, die Wacht, einsame Posten, deren gleichförmiger Dienst keineswegs leicht und angenehm zu nennen war.

Dann kam Petrikau. Schon mit dem Beginn des Stadtgebietes tauchten die ersten Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee auf.

An der Straße standen große Wagenparks galizischer Kolonnen. Es waren die kleinen leichten Wägelchen, die so gut für die polnischen Sandwege geeignet sind, denen sie sich durch ihre schmale Radspur anzupassen vermögen. Zigeunerhaft wild sahen sie aus; zerfetzte Zeltbahnen deckten sie ein und flatterten im Winde; denn im Wesen der galizischen Fuhrleute, die sie führten, liegt wenig Ordnungssinn.

Gleich bei der Meldung auf dem Armeegruppenkommando offenbarte sich die österreichisch-ungarische Liebenswürdigkeit. Ein Begleitoffizier wurde mir zur Verfügung gestellt; denn es sollte direkt weitergehen an die Front, in den jenseits der Pilica gelegenen Kampfabschnitt.

Der Weg führte über Przyglów auf Sulejów zu. Eine einförmige, hügelige Landschaft; zwischen brachliegenden Äckern standen ungepflegte Forsten, die sich häufig bis dicht an die Straße herandrängten.

Nach einigen Kilometern glatter Fahrt überquerten wir auf breiter Brücke die Pilica. Mit seinen sumpfigen Vorländern hatte der Fluß vor dem Feldzug die Aufgabe, eine Gouvernementsgrenze zu sein; denn an seinen Ufern stoßen die Verwaltungsgebiete von Petrikau und Radom aneinander. Der Sand gewann hier ganz die Oberhand, und die Landschaft erinnerte stark an Südpolen: dünenartige, breite Hügel, dichte, aber magere Kiefernwälder, die dem Flugsand den Halt geben. Viel Knickholz steht zwischen grünem Wacholdergebüsch, das über die heideähnlichen, brachliegenden Flächen den Wäldern entgegen und in sie hineinkriecht.

Es sind unwegsame und undurchsichtige Gebiete, die den österreichisch-ungarischen Truppen viel Schwierigkeiten bereitet haben. Rechts und links sah ich denn auch die Stellungen und Gräben, die von den harten Kämpfen Zeugnis ablegten, durch die um und hinter Sulejów der Übergang über die Pilica erzwungen wurde.

Hinter einer ärmlichen Ortschaft schwenkte die Straße in der Richtung auf Dombrowa ab. Dorf und Gut, die diesen Namen tragen, liegen an der Czarna, einem Nebenfluß der Pilica. Eine hohe Kirche bildet den Kernpunkt der Ansiedlung. Das Dorf ist arm, aber das Gotteshaus mehr als üppig in Stein gebaut. Gegenüber

der Kirche lag ein größeres Gehöft, das Schulhaus, in dem der Divisionsstab Quartier bezogen hatte. Feldmarschalleutnant Exzellenz von Sch......., der Divisionär, trat mir dort entgegen. Er hatte bereits einen Wagen zurechtstellen lassen; denn auf den „polnischen" Sandwegen, die wir einschlagen mußten, wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewe en, mit Automobilen weiterzukommen.

Es ging nun mit dem Lauf der Czarna vorwärts. Immer tiefer sanken die Räder der Wagen ein, man merkte nun erst den Unterschied Weges; denn die durch das Sandland angelegte Fahrstraße, über deren tadellosen Zustand man in Erstaunen geriet, war ein von den Österreichern gebauter Knüppeldamm, eine „Prügelstraße", wie sie zu sagen pflegen. Zum Teil war der Weg gegen die immer nachstürzenden, dem Winddruck nicht standhaltenden Sandmassen durch umfangreiche Faschinenbauten gesichert. Doch nun hörte die gute Fahrstraße auf, und es begann einer jener typischen Wege, deren Breite unbegrenzt ist, da jeder Wagen eine andere Spur zieht. Auch hier wieder ab und an Waldstücke, dicht mit Unterholz durchsetzt, und überall die Anzeichen, daß man sich auf einem Schlachtfelde befand: Schützengräben, Baumverhaue und Drahtsperren, die beim Vorrücken der Truppen stehengeblieben waren.

Hinter einer kleinen Ortschaft ging es zu Fuß weiter, nachdem die Czarna nochmals überschritten worden war. In einem vielfach verzweigten, flachen, sandigen Bett läuft sie dahin und überschwemmt das Zwischenland, kleine Waldstücke mit spärlichem Baumbestand, zwischen dessen Wurzeln Schützengräben angelegt waren. Für die Mannschaften, die während des Vordrängens über den Fluß darin gelegen hatten, muß diese nasse Stellung furchtbar gewesen sein: die Leute standen buchstäblich bis zum Leib im Grundwasser.

Längs des Czarna-Ufers lagen gut maskierte Schützengräben; dann folgten, inmitten des grünen Waldbomes, die Unterstandsbauten der Truppen: Erdbauten, Quartiere, die lebhaft an das erinnerten, was ich in den Zarenforsten hinter Skierniewice gesehen hatte. Hier aber gab es eine der Kriegsbesonderheiten, die durch alles, was dazu gehört, auffiel: das „Hindenburgdorf", eine Waldansiedlung, die die von den Taten unseres trefflichen Generalfeldmarschalls begeisterten Bundes-

brüder nach dem obersten Führer der Ostarmee benannt hatten. Über einen schmalen Holzsteg, eine echte und rechte Knüppelbrücke, betrat man „Hindenburgdorf", das einen Major zum Ortskommandanten hatte. Der „Herr Oberbürgermeister" führte herum, und die Unterstände, die ich zu sehen bekam, waren außerordentlich geschickt angelegt. In jeder der kleinen Behausungen duftete es nach Harz und Kiefernadeln, so voll und würzig, so gesund und rein, daß das Atmen eine Freude war. In zwei Staffeln über- und hintereinander lagen die schmucken Waldhäuschen, deren große, reich mit Grün umkleidete Fenster einen überaus freundlichen Eindruck machten. Mehrere Straßenzüge zweigten vom Hauptweg ab, und über der ganzen Siedlung rauschte der Hochwald sein wundervolles Lied.

Noch weiter nach vorn gab es in „Hindenburgdorf" sogar wohlgepflegte Gartenanlagen, und da die Bewohner der „Ortschaft" zum größten Teil aus Ungarn und Rumänen zusammengesetzt waren, so nahm es nicht wunder, daß man plötzlich an einer Niederung des Weges vor einer aus Moosstückchen gebildeten Rabatte stand, die das Wappen Ungarns mit der Stephanskrone zeigte. Viel Sinn für Schönheit sprach aus diesen Schmuckanlagen, und was für ihre Entstehung und zur Beurteilung der Truppen, die sie schufen, vor allem bemerkenswert ist: sie lagen mitten im Feuerbereich der gegnerischen Waffen!

Auf einem schmalen Saumweg gingen wir den vordersten Linien entgegen. Eine Talsenkung, die der Czarna, mußte gesichert werden; das geschah durch eine riesige Sandsackbarrikade, einen mächtigen Wall, der sich, mehrere Meter dick, quer über der Talsohle erhob. Überall hinter dieser kriegsmäßig aufgeführten Mauer waren Beobachtungsstände; jeder trug ein Wetterdach aus Kieferngeäst und grünen Zweigen zum Schutz vor Regen, Schnee und Sonne.

Die Stellung machte auf den ersten Blick einen absolut theatermäßigen Eindruck. Man hatte nicht im geringsten das sonst so schnell und stark auftretende Gefühl, nahe vor dem Feinde zu liegen, und doch war das der Fall. Man brauchte nur durch die Schußlöcher zu blicken, in denen überall die Gewehre feuerbereit lagen. In der Entfernung von nur einigen hundert Schritt zogen sich vor der

österreichisch-ungarischen Stellung die gegnerischen Positionen durch das Gelände hin. Der erste Graben der Russen war deutlich als hellgelber Erdstrich zu sehen. Drahtverhaue, Hindernisse aller Art, natürlich auch wieder die „spanischen Reiter" sicherten hüben und drüben das Vorland der Schützengräben. Zwischen den Bäumen des Waldrandes, durch den und an dem sich der österreichische Graben dahinzog, war überall Stacheldraht gespannt. Man sah das alles durch die Schießscharten, durch die Schußlöcher der schräg darin angebrachten Panzerschilde, hinter denen die vor den Gewehren stehenden Mannschaften Sicherung empfingen. Und beim Feinde fand das Auge hinter den Drahthindernissen in der Grabenwand, im gelben Sand, die Schießscharten als klar erkennbare Zielpunkte.

So theaterhaft wie die quer über das Tal gelegte Sperrmauer, wirkte aber auch ein schmaler Eingangssteig, ein Laufgraben, der zu einer noch weiter vorgeschobenen Schützenlinie führte. Es war eine Sappe, die von einem durch den Vorbau der Stellung überholten Hauptgraben abzweigte. Mit Treppen und Windungen versehen, stieg der Graben einige Meter einen Sandhügel hinan. Auf der Hanghöhe bildete er sich zu dem neuen Parallelgraben aus, der sich immer näher an die feindliche Stellung heranschob. In seinem Gebiet war freilich Schweigsamkeit das erste Gebot. Jeder Eindruck, jede Beobachtung durfte nur im Flüsterton weitergegeben werden. Durch das laute Wort wäre der Feind zu erhöhter Wachsamkeit und vielleicht auch Tätigkeit aufgefordert worden.

In mächtigen Wällen türmten sich die Erdmassen vor dem Graben auf. Gespaltene Holzstämme waren als Schießschartenwandungen in die breiten Sandberge eingebaut. In einigen vorgeschobenen Ecken wurden zur besseren Abwehr feindlicher Angriffe Maschinengewehre bereitgehalten. Hinter Schutzschilden, feldgrau gestrichenen Panzerplatten, standen die scharf nach dem Feinde hinüberlugenden Wachtposten. Sie lagen gegen die Grabenwände gedrückt wie große leblose Puppen; selbst bei der Anrede verloren ihre Augen die Richtung nach dem Feinde nicht. Abschnittweise waren in dem Graben in etwas vorgeschobenen Unterständen Scheinwerfer eingebaut.

Neben dem Schützenstand lief etwas vertieft noch ein geräumiger Gang vorüber. Auch in dieser Stellung lagen, wie bei unsern Schützengräben, rückwärts die Mannschaftsunterstände. Schmale Laufgräben führten zu ihnen. In Erdlöchern hauste man, die mit Strohschüttungen wohnlicher gemacht worden waren. Einzelne Unterstände jedoch wiesen Ansätze zu einem gewissen Kriegsluxus auf; es waren darin aus Baumstämmen regelrecht abgesteckte Lagerstätten und Bänke, die, aus dünnen Ästen gefertigt, sogar eine entfernte Ähnlichkeit mit gut gefederten Polstermöbeln besaßen. Zeltbahnen schlossen die Erdhütten ab, so daß die Mannschaften, die in den Erdlöchern liegen mußten, vor Wind und Wetter geschützt waren. Freilich, nicht ganz so gut wohnten sie hier wie in ihrem „Hindenburgdorf"; denn dort fehlte es ihnen eigentlich an nichts. Und wie mir einige Siebenbürger Sachsen aus eigenem Antrieb erzählten, führten sie in diesen an der Czarna gelegenen polnischen Wäldern ein rechtes Sommerfrischlerleben.

Der Sandboden, durch den man die Sappen vorwärtsgetrieben hatte, bildete den schanzenden Truppen kein starkes Hemmnis. Man hatte leichte Arbeit; als es aber an den Bau und Ausbau des neuen Parallelgrabens ging, wurde die Aufgabe schwieriger. Da wurde der leicht wieder abrutschende Sand ein Hindernis; denn oft sanken ganze Grabenstücke wieder in sich zusammen.

Um vorwärtszukommen und, vor allen Dingen, um der geleisteten Arbeit Bestand zu schaffen, mußte auch hier mit dem Bau von Faschinen begonnen werden. Ganze Wände sind in dem Graben wie mit Holzpaneelen belegt worden. Übermannshoch trugen die Sandwälle eine Bekleidung aus Kiefernstämmen, die rückwärtig geschlagen worden waren. Natürlich machte der Schützengraben dadurch einen eigenartigen Eindruck. Es ist nicht mehr die Erdstellung, die schnell und vorübergehend vor dem Feind errichtet wurde, sondern es sind wohlausgebaute Werke, deren sauberer Zustand ebenso die lange Arbeitsaufwendung klar in die Erscheinung treten läßt, wie die Durchbildung von hundert Einzelheiten, die überall wahrzunehmen waren. Vom vertieften Laufgraben hinter dem eigentlichen Schützenstand, von der festeingebauten Schießscharte bis zum selbständigen Minenwerfergraben hinter dem Hauptgraben, überall sah man die gründliche Arbeit;

Einzelheiten machten sogar einen liebhabermäßigen Eindruck; es war das der Schützengraben als Passion. Das strenge, rein sachlich Militärische wurde dadurch, wenn auch nicht geschwächt, so doch verwischt. Vielleicht liegt das an der Volksart des österreichisch-ungarischen Soldaten, die weniger nüchtern als die des deutschen Mannes ist. In Gesprächen wurde mir von Offizieren der österreichisch-ungarischen Armee oftmals bestätigt, daß ihre Leute anders geartet sind als die unsrigen, daß sie mehr Weichheit besitzen. Leider konnte ich mit den vor dem Feinde liegenden Soldaten selbst nicht sprechen; denn nur ein kleiner Prozentsatz der Mannschaft war der deutschen Sprache mächtig. In der Hauptsache taten dort Ungarn und Rumänen den Dienst. Sie machten einen vortrefflichen Eindruck; mittelgroße Menschen, aber auch kernige Gestalten darunter, dunkelhäutige Männer mit lebendigen Augen, deren militärisches Benehmen auf gute Disziplin schließen ließ.

Noch eine Eigenart dieser österreichisch-ungarischen Stellungen muß ich verzeichnen. Kreuz und quer schoben sich die Abschnitte des Schützengrabens dem vorderen feindlichen Stützpunkte entgegen. Der Ausbau in schräger Linie war vorgenommen worden, um immer etwas flankierend feuern zu können. Stellenweise machte der Graben aber den Eindruck eines wundervollen Laubenganges; denn überall dort, wo Wachtposten zu dauernder Beobachtung vor dem Gewehr standen, waren Überdachungen errichtet worden. Balkenüberlagen, die sich zu beiden Seiten auf die Grabenwände stützten und die obendrauf mit Kiefernästen und grünen Zweigen maskierend belegt waren, erweckten den Eindruck, als gehe man nicht durch eine Schützenstellung, sondern weile in einem friedlichen Waldrevier. Der Sonnentag spielte mit duftigen Lichtern durch die grünen Nadeldächer, und die Täuschung dieser Laubengänge, die sich fortgesetzt aneinanderreihten, wurde nur dadurch aufgehoben, daß gelegentlich darunter die messingblitzenden Griffe eines Maschinengewehrs oder die weißbläulich leuchtenden Stahlläufe der Gewehre aufblinkten. Die ganze Stellung war in ihrer Wirkung so eigenartig, daß ich den Stolz und die Freude begreifen konnte, die ihr Besitz bei der Besatzung erweckte. Zur Eigenart, zum meisterlich vollendeten Ausbau gesellte sich die Schönheit. Man



„Hindenburgdorf",
eine von österreichisch-ungarischen Truppen gebaute Waldhüttenanlage im Czarnagebiet.
(Vgl. Seite 157 f.)



Schützengraben in den Sanddünen der Pilica bei dem Dorfe Leng.
(Vgl. Seite 159.)



Mein Quartierhaus in Rzeczyca.

(Vgl. Seite 162.)



Überläufer eines kaukasischen Regiments am Ostersonntag in Rzeczyca.

(Vgl. Seite 167.)

könnte von einer Kriegsästhetik sprechen. Der Brigadier, Generalmajor Goldbach, hatte es sich denn auch nicht nehmen lassen, mich persönlich durch die Gräben zu führen und überall die notwendigen Erläuterungen zu geben. Stellenweise rückten die österreichischen Linien bis auf 180, einmal auf 120 Schritte an den ersten russischen Graben heran. Und gerade dort stand man inmitten eines so herrlichen Waldgebietes, unter einem so groß ausgebauten Beobachtungsstande, daß man zur gegnerischen Linie mit der denkbar größten Ruhe hinübersehen konnte.

Kriegsästhetik. — Ich hatte neben dem heroischen, neben dem volksmäßig urkräftigen, neben dem prächtigsten Humor und dem so stark ausgeprägten und unerschütterlichen Tatwillen unserer Armeen schon manches Schöne gesehen. Diese von österreichisch-ungarischen Truppen ausgebauten Stellungen gehörten aber ganz entschieden zu dem gleichzeitig Schönsten und Meisterlichsten, was ich an Kriegshandwerkskunst kennen lernte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Osterfrieden im Felde.

Die Ostertage des Kriegsjahres 1915 werden mir eine schöne, zugleich aber auch merkwürdige Erinnerung unter den Erlebnissen dieses Feldzuges bleiben. Schön wegen ihrer Harmonie, merkwürdig wegen des tiefen Friedens, den sie inmitten eines gewaltigen Völkerkrieges ausstrahlen konnten.

Wir lagen in einem Abschnitt der Pilica, an einer gegen die russische Front ziemlich weit vorgeschobenen Ausbuchtung der deutschen Stellungen, und unser Quartierort, Rzeczyca, war alles andere, nur nicht gerade würdig. Weit ausgedehnt gruppierten sich seine Häuser um ein kleines, von schmutzigem Sumpfland umgebenes Fließ. Eine lange Straße durchzog das Dorf; ihr Zustand war so russisch-polnisch wie nur irgend denkbar: sie war unwegsam vor tiefem Sand, der sich zu Bergen türmte und in tiefe Schmutzpfützen auflöste. Die elenden Hütten und selbst die ausgewählten Häuser, in denen neben der

Division noch einige Brigade- und Regimentsstäbe untergebracht werden mußten, waren von der traurigsten Beschaffenheit. Im Pfarrhause, wie gewöhnlich dem besten Unterkunftsgebäude, wohnte mit dem Divisionskommandeur, General D..........., zusammen ein Teil des Stabes. Einzelne Herren mußten sich dort mit einer engen Dachkammer begnügen, während andere in dem noch neuen, aber trotzdem schon löcherigen, einer Windpfeife ähnlichen Hause des Apothekers und eine weitere Zahl in schönen „Panje-Villen“ untergebracht worden waren. Man lebte nirgends mit Überfluß an Raum; zu fünfen und zu sechsen waren die mäßig großen Stuben belegt, so daß sich diese Offiziersquartiere nicht viel von denen der Mannschaften unterschieden, denen sie mit zerzausten Strohdächern und gerümpelübervollen Dielen auch äußerlich auf das genaueste glichen. Der Eingang zu jedem Hause lag, wie gewöhnlich in polnischen Dörfern, nicht frei an der Straße — er ging über Misthaufen, Dunggruben und alle möglichen hochaufgespeicherten Berge von Hausabfällen.

War das ein Entsetzen der polnischen Dorfbewohner, als unsere Leute hier Ordnung zu schaffen begannen! Überall wurde geschaufelt, gekarrt und geharkt. Die Straße bekam ein anderes Angesicht. Von Morgen zu Morgen wuchs das Staunen der Polen über das unbegreifbare Geschehen, über die, wie es ihnen schien, verschwenderische Kraftaufwendung der deutschen Soldaten, die bei alledem noch froher Laune waren, die hell in den Tag hinein sangen und pfiffen. Es war doch so lange gegangen, wie es war, und nun sollte es mit einemmal anders werden! Warum nur?

Aber die Erregung der Einwohnerschaft wuchs noch mehr; denn nachdem Reisigbesen die Häuser abgefegt hatten, wurden sie auch noch getüncht, und vor den Fenstern begann ein eifriges Graben. Dunkle Erde wurde herangebracht, zu Beeten aufgeschaufelt und schließlich, um das Entsetzen übergroß zu machen, sogar noch weißer Sand auf den neu entstandenen Wegen angefahren und ausgebreitet.

Verschüchtert, ganz ratlos standen die Panjes mit ihren bunt angezogenen, wie mit alten Flicklappen dick behängten Ehehälften und den großen, schmutzstarrenden Kinderscharen eng zusammengedrängt in den Haustüren: nun war es um ihre Freiheit geschehen, nun wollte man

ihnen nicht mehr erlauben, die Häuser zu verlassen! Unter vielem Mützenziehen und endlosen Kratzfüßen fragten die Bauern endlich, ob sie denn auch über die Wege gehen dürften oder ob sie nur „dla panow Soldatow", für die Herren Soldaten, angelegt seien?

Von Palmarum an stieg die Geschäftigkeit unserer Leute aufs höchste; denn das Dorf sollte schon zum herannahenden Bismarckgedenktag sein deutsches Kleid tragen. In Ernst und Freude wollte man den hundertsten Geburtstag Otto von Bismarcks feiern; denn gerade die gewaltiges Erleben bringenden und für viele aus der Masse unseres Volkes so schicksalsschweren Monate, die vergangen waren, hoben die Gestalt des willenskräftigen Reichsschmiedes, des Gründers unserer Reichseinheit, wie seit lange nicht wieder mit hinein in den Mittelpunkt all der uns mit Gewalt umbrausenden Geschehnisse. Auch sein Verdienst ist es, wenn heute die deutschen Armeen als ein großes, gewaltiges, unbesiegbares Heer überall weit vor unsern Grenzen in Feindesland im Felde stehen, wenn sie, durch die zielbewußte Arbeit der mit dem Blut ihrer Väter vor fast einem halben Jahrhundert erstrittenen Friedensjahre, hart und kraftvoll, wie ein gut geschlagenes Schwert nicht nur dem Ansturm trotzen, sondern siegreich sind. Wie würde das Herz des Mannes hoch schlagen, der Deutschland zu der Größe verhalf, die ihm heute durch geeinte Kraft eigen ist! Wie könnte er voll Stolz aufblicken, wenn er diese neue Zeit voll Schicksalsschwere, Sturm und Drang, voll heldischer Aufopferung und Treue, voll heiliger Pflichterfüllung jedes einzelnen Mannes miterlebte! . . . Sein Herz wäre gewiß glühender geworden als irgendein anderes, es hätte im höchsten Sturmtakte geschlagen; denn die Erfüllung all seiner rastlosen Lebensarbeit, die auf ein großes, einiges, kraftvolles Deutschland hingelenkt war, stünde jetzt vor ihm.

Gründonnerstag, der Bismarckfesttag, brach mit schönstem Frühjahrssonnenwetter an. Auf den Wiesen rundherum stiegen trillernd die Lerchen auf; in den Obstgärten stimmten schon die Finken und Meisen ihr Lied an, und unten am Bach, der durch das Dorf fließt, standen unsere Leute halbnackt bei der gründlichsten Feiertagswäsche.

Kleine Fähnchen flatterten im Winde, als die Mannschaften zur befohlenen Zeit, um 10 Uhr 30 Minuten, hinter dem Divisionshause

zur Feier antraten, zu der auch die Musikkapellen von zwei Infanterieregimentern erschienen waren. Ein großes Viereck war gebildet worden, dessen eine Front nach dem Pfarrgarten hin offen blieb, und von dorther trat der General in die Mitte der Mannschaften. Der Präsentiermarsch erklang. Der General grüßte und rief den Leuten ein freundliches „Guten Morgen, Kameraden!" entgegen, und wie aus einem Munde klang es frei durch die Morgenfrische zurück: „Guten Morgen, Herr General!"

Die Kapellen intonierten „Deutschland, Deutschland über alles", und von kräftigen Männerstimmen gesungen, schallte das Lied weit hin über den Dorfanger, so daß die Bevölkerung verdutzt zusammenlief. Und dann folgte die Festrede auf den Schöpfer unserer Reichseinheit. Sie war eigentlich weit mehr; denn sie wirkte als vertraute Aussprache von Mann zu Mann, und gerade darin traf der General meisterlich den rechten, volkstümlich-soldatischen Klang. Jedes Wort lebte auf und konnte ungehemmt hinüberschwingen in die Herzen der Mannschaften. Und so erstand durch diese schlichte Rede die reckenhafte Gestalt Otto von Bismarcks. Der Mensch wurde wieder lebendig, dem wir so vieles zu danken haben, und der die großen Worte vom Selbstbewußtsein und der Furchtlosigkeit der Deutschen geprägt hat, der empfahl, den Deutschen in den Sattel zu setzen, reiten werde er schon können! Vom Göttinger Studenten zum Soldaten, zum Kanzler des Reiches und schließlich zu jener fast schon mythischen, vorbildlichen Größe gestaltete sich das Bild aus, so daß es ganz selbstverständlich war, im Andenken an ihn, den großen Mann, auch in dieser weiheatmenden Stunde ein neues Gelöbnis der Treue abzulegen für Kaiser und Reich.

Einen besonderen Wert erhielt die Feier auch noch dadurch, daß im Zusammenhange mit ihr drei tapfere, vor dem Feinde erprobte Soldaten zu Rittern des Eisernen Kreuzes erster Klasse gemacht wurden. Ein Hauptmann, ein Unteroffizier — ein biederer thüringischer Dachdeckermeister — und ein Gefreiter waren nach dem Divisionsstabsquartier befohlen worden. Sie nahmen an der Feier teil, ohne zu wissen, welche glückliche Stunde sie ihnen werden sollte; denn darüber empfingen sie erst einen Aufschluß, als sich der General plötzlich mit

Worten des Lobes „vor den versammelten Kameraden" an sie wandte. Entlegene Gefechtstage der Division wurden lebendig, als er jedem einzelnen der drei Männer seine besondere Tat vor dem Feinde ins Gedächtnis rief, sie den Kameraden erzählte und dann die Mannschaften aufforderte, ihnen in Pflichterfüllung und Treue für das Vaterland nachzueifern. Eigenhändig heftete der General ihnen das schlichte und doch so ehrenvolle Kreuz erster Klasse auf die Brust, er steckte es jedem der drei selber auf den frontmäßig mitgenommenen Waffenrock und drückte ihnen dann warm die Hände. Mit einem dreifachen Kaiserhoch und der Nationalhymne schloß die kurze, in ihrem Eindruck wuchtige Feier, und die Russen verstärkten unsere Infanteriemusik durch ein paar Granatschüsse, auf die die deutschen Batterien sofort antworteten.

Um 12 Uhr mittags wurde der zweite Teil des Festprogramms durch einen Dorfrundgang eröffnet; denn die schönsten Gärtchen und die am besten geschmückten Häuser sollten mit Preisen belohnt werden. Der General schritt voran, und hinter ihm folgte die nicht kleine Schar der Offiziere des Divisionsstabes, wobei die „hohe Geistlichkeit" als Anreger der Preisverteilung mit an der Spitze schritt. Von Panje-Villa zu Panje-Villa, von Scheune zu Scheune, von Hof zu Hof ging es, und schließlich kroch der General auch noch in jeden Erdunterstand. Er besuchte die „Tropfsteinhöhle" und die Erdklause einiger Jäger; kein Loch war ihm zu klein, war ihm zu eng; er wußte sich durch jede noch so niedrige und schmale Tür unter Lachen und freundlichen Worten hindurchzuwinden, und die Leute strahlten in Feststimmung. Am „Hindenburgplatz" — der ja natürlich nicht fehlen durfte —, einem vorher berühmten Schmutzwinkel des Ortes, wurde ihm von den Mannschaften in einer ganz von Kiefern, hohen Tannen und dunklem Wacholdergrün umhegten Laube ein Ehrentrunk geboten.

Viel Schönes gab es bei diesem Rundgang zu sehen. So hatte ein Rheinländer aus kleinen Steinen die „Burg Brandenstein" — so genannt nach dem Generalstäbler der Division — erstehen lassen, in der es an nichts mangelte; denn an dem Wege, der neben dem Ziehbrunnen im Burghofe zum Luginsland hinaufführte, fehlte auch nicht eine der üblichen vielen deutschen Verordnungstafeln, die ja jedem

Naturfreunde und Wandervogel zur Genüge bekannt sind. Da gab es Vorschriften, Verbote und — Strafandrohungen und dann in mehreren Exemplaren, an jedem der kleinen Wege, den für die Sauberkeit der Grasanlagen und des Burghofes mitsorgenden Papierkorb. Es sprach nicht nur eine gute Beobachtung aus dieser Arbeit, sondern auch ein wundervoller echt rheinischer Humor. Ein Kind seiner Heimat, hatte sich der Soldat, während er daran schaffte, gewiß mit ganzer Inbrunst in das Mutterland zurückversetzt gefühlt.

Gegenüber dieser Burg war ein eigenartiges Bismarckdenkmal erstanden. Über Findlingssteinen stand eine Kanone, die aus den Resten eines Bauernwagens, zwei Rädern und einem als Rohr dienenden Kiefernstamm gebildet war. Ein deutscher Helm lag davor, und aus Moosstückchen war auf dem Platze, der das Denkmal umgab, ein ornamentaler Schmuck geschaffen worden. Anlagen dieser Art wiederholten sich zu Dutzenden. Unstreitig zu dem Schönsten, was es im ganzen Dorfe zu sehen gab, gehörte aber die Ausschmückung, die die Jäger ihrem Hause hatten zuteil werden lassen. Zwischen sauberen Gartenanlagen prangte dort künstlerisch in einem Mosaik von kleinen Steinen und Glasstücken ausgeführt „des Jägers Ehrenschild“: die Geweihkrone mit dem klaren Kreuz des Hubertushirsches und darum ein schön geschlungenes Spruchband.

Ganz auf den Tag eingestimmt, den es zu feiern galt, war die Umwandlung, die sich das Apothekerhäuschen hatte gefallen lassen müssen. Frisch gestrichen stand es inmitten der neugeschaffenen Gartenanlagen, in denen ein riesiger Stein errichtet worden war, um den sich Schlingmoos rankte. Groß stand der Name des Alt-Reichskanzlers darauf. Ohne jede Verzierung wirkte er ernst und feierlich allein durch das, was er zu sagen hatte. Und auf dem Firmenschilde des Apothekers leuchteten dazu an der Stelle der alten Aufschriften und nicht minder einfach und deutlich die Worte: „Haus Bismarck“.

Vor dem Hause der Division gab es während des Rundganges, dessen Ergebnis der Beschluß einer gleichmäßigen Verteilung der Preise an alle wetteifernden Mannschaften war, ein großes „Promenadenkonzert“. Dort spielten die beiden Regimentskapellen fröhliche Weisen. Es gab deutsche Opernmelodien und unsere schönen kraftvollen Armee-

märsche zu hören. Am Dieffenbachplatz konzertierte außerdem noch die Divisionsmusik. Gärtnerisch breit angelegt, bot dieser neu entstandene Platz, der an jenem Tage zugleich seine Einweihung erlebte, so viel Raum, daß man dort auch am Tage vorher eingebrachte russische Gefangene, Überläufer, mit aufstellen konnte. Unter deutschem Kommando hatten die Russen, stramme Kerle aus dem Kaukasus und einige Tataren, schon in der Morgenfrühe das Grüßen und Strammstehen nach preußischer Art gelernt. Sie mußten denn auch ihre Künste zeigen, als der General erschien und die Divisionsmusik mit besonderer Forsche „Friedericus Rex" spielte.

Es war ein gar lustiges Bild, und die Russen, die am Nachmittage an ihre Regimentskameraden Briefe schreiben durften, die dann am nächsten Morgen von unsern vorgeschobenen Horchposten in die russische Stellung hinübergeworfen wurden, erzählten Wunderdinge von ihrer Begegnung mit den deutschen Soldaten und dem deutschen General. Allem Anschein nach hatten sie sich mit ihrem Schicksale nicht nur abgefunden, sondern waren damit ganz zufrieden, zumal sie vor der Scheune, in der sie untergebracht worden waren, mit großen, lebhaften Freudenkundgebungen auch eine „polewaja kuchnia", eine russische Feldküche, gefunden hatten, über deren Schornstein dicke Rauchwolken schwebten. In den Briefen, die die Russen an ihre Kameraden und für die Heimat schrieben, haben sie denn auch über alles das in ausgiebigstem Maße berichtet. Sie erzählten, wie ich durch unsern Dolmetscher erfuhr, der diese Feldpost vor ihrer Absendung als „Schleuderpaket" in das feindliche Lager durchsah, daß die Deutschen überall Bäume gepflanzt, Birkenzäune um die Häuser gezogen und weißen Sand auf die Wege gestreut hätten. Sogar eine ihrer Feldküchen sei da. Es wäre überhaupt sehr nett bei den Deutschen, die gerade mit Musik und Gesang ein großes Fest feierten, nämlich den hundertsten Geburtstag eines berühmten D i c h t e r s . . .

Seitdem unsere Soldaten mit der ganzen Ortschaft das große Reinemachen vorgenommen hatten, fühlte man sich darin ganz behaglich. Am Dorfeingang, wo der Schmutz am größten gewesen war, so daß die Wagen in der aufgefahrenen Erde steckenblieben, wo die Reittiere, wenn das Wetter feucht wurde, stellenweise fast

bis zu den Knien im Schlamm versanken, wurde an einem Knüppeldamm gearbeitet.

Unweit der Kirche, wo die Grenze für den Bezirk der unter dem Befehl von Exzellenz von M..... stehenden, zu dieser Nachbardivision gehörenden Brigade Z..... festgelegt worden war, stand eine verkommene Behelfsstallung, ein Rest glücklich überwundener Wintertage. Krumm und schief drückte sich der Bau in eine Hausecke hinein, in der er mit viel Verständnis für die Ausnutzung schon vorhandener Wände zum Schutz gegen Wind und Winterkälte errichtet worden war. Zerzaust vom stürmischen Wetter der letzten Monate, halb schon zerrissen, weil er als Heizmaterial lockte, hing das Dach der Stallung schon klappernd über dem wackeligen stützenden Gestänge. Am Abend des Gründonnerstags stand das traurige Bauwerk noch an seinem Platz; am nächsten Morgen aber war es verschwunden; an seiner Stelle füllte den Raum ein entzückend hergerichtetes Gartenstück aus! Ein niedriger Birkenzaun wurde gerade noch aufgestellt, als ich in der Morgenfrühe vorüberging. Ungefähr dreißig Mann sprangen geschäftig wie spielende Kinder durcheinander, und es war wirklich eine Freude zu sehen, was sie in zwei bis drei Morgenstunden fertig gebracht hatten. Weiß gekalkte Steine faßten die Wege zwischen den dunkeln Erdbeeten ein, hell schimmerte schon der weiße Sand dazwischen, und auch hier bildete wieder ein großer Steinblock, der zwischen kleineren aufgestellt war, vor dunkelm Tannengrün den Mittelpunkt der Anlage. Auf dem großen Block standen die Worte: „Wir halten durch!" Die Gartenkünstler waren Mannschaften eines schlesischen Infanterieregiments.

Über was ich mich bei solchen Kundgebungen der deutschen Seele mehr gefreut habe, über das Bedürfnis nach Sauberkeit und Kultur oder über den lebendig zum Ausdruck kommenden Gedanken der kraftvollen Beharrlichkeit und unerschütterlichen Kriegs- und Siegeszuversicht, wie er auch in den drei Worten wieder einmal zur Geltung kam, das vermag ich nicht ohne weiteres zu sagen. Das eine steht jedoch fest, daß ich es immer wieder als ein großes Glück empfand, Zeuge dieser deutschen Art sein zu können, die sich auch in Feindesland zu behaupten wußte, die inmitten schauerlichster Unkultur die prachtvollsten

Blüten trieb, und die sich nach meiner festen Überzeugung nie unterdrücken lassen wird.

Die Gelegenheit, vom Geist der deutschen Armee zu sprechen, habe ich schon oft benutzt, von jenem Geist unseres Heeres, der ganz gewiß überlegener Art ist, und der sich mosaikartig aus hunderttausend Kleinigkeiten zusammensetzte, bis er sich die eine Form seines großen, seines überwältigenden Ausdruckes geschaffen hatte. Jeder, der bemüht war, ihn zu erfassen, hat staunend vor ihm gestanden wie vor einer Offenbarung. — Ich bin einmal gefragt worden, ob man auch ohne eine „national eingefärbte Brille“ das gleiche sehe, und ich konnte darauf als sicher beweiskräftige Antwort erwidern, daß die Berichte sozialistischer, demokratischer und konservativer Parteigänger im Felde immer wieder und in gleichem Maße das starke Bewußtsein der Armee, den einmütigen Willen des Heeres betonten. Das deutsche Heer ist eben ein Volksheer im besten Sinne. Jeder Mann weiß, für was er kämpft, warum er Leib, Blut und Leben dem Feinde stellt. Heimat und Vaterland, aus dämmeriger Schemenhaftigkeit erlöst, stehen als neu gewertete Begriffe. Sie sind klar und stark; sie sind Lebensmark geworden, sind Wille und Kraft des einzelnen, sind die überwältigende Größe des ganzen Heeres, das die Heimat — Haus, Herd, Weib und Kind — schützt und dem Vaterlande dient.

Ein Gang durch das erzpolnische Quartiernest Rzeczyca, und hundert Beispiele heben sich wieder aus der Masse der Dinge und Geschehnisse heraus, geben den Stoff zu neuer Bestätigung des Gesagten. Und in den Tagen des Osterfestes bin ich damals oft als ein stiller Beobachter zwischen den Häusern, den Gehöften und Scheunen hindurchgegangen, und ich habe gesehen, was unsere Leute trieben, und wie sie bemüht waren, sich ihre Kriegsostern festlich zu machen. In den engen, verwohnten Stuben aber mit den niederen, schmutzigen Gebälkdecken, hinter den offenen Fenstern, deren Scheiben unsere Soldaten erst wieder etwas Glanz gegeben hatten, standen auf den Tischen die Palmkätzchen in allen möglichen Gefäßen. Mit Tannengrün und Wacholderzweigen waren sie zu Sträußen zusammengebunden, und manches Bild stand darunter von Eltern und Frauen, Mädchen und Kindern. Und wie viele unserer Feldgrauen vor diesen Bildern schreibend gesessen

haben ... Aus all dem sprach jener nachdenkliche, wehmutvolle, fast möchte ich sagen lyrische Zug, der selbst hinter der rauhesten Schale noch im hartesten Seelenkern des deutschen Mannes wohnt.

Zu diesem Innenleben des einzelnen Mannes, das sich hier draußen im Felde ganz frei, ganz ungehemmt offenbarte, gehört aber auch die Außenseite seiner Lebensführung. Vor den dürftigen Panjebuden, inmitten der überall geschaffenen Anlagen grüßten den Vorübergehenden Worte der Kraft. Das alte deutsche Soldatenleitwort: „Mit Gott für König und Vaterland!" gesellte sich zu andern Devisen, zu Kernworten, die aus dem Geiste der Zeit ebenso eine Neuwertung erfahren haben, wie so manches der alten Volks-, Soldaten- und Turnerlieder. So las ich bei den Schillschen Husaren auf einem massigen Felsblock die Worte: „Furchtlos und treu!" Und Infanteristen, die in einem Nachbarhause Quartier bezogen hatten, riefen durch ein Spruchband, über dem der Reichsadler, ein Werk wirklich kunstvoller Steinmosaikarbeit, angebracht war, den Vorbeigehenden die ernste Melodie und die Worte eines unserer prachtvollsten kernigen Marschlieder entgegen: „O Deutschland, hoch in Ehren!" Wirklich, die Stimmung der Leute lag wie ein starker, urgesunder Walbduft über allem und jedem; sie schwebte in der Luft und ließ die Herzen frei atmen, und wenn man dann die Soldaten in kameradschaftlichen Gruppen plaudernd beieinandersitzen sah, so verwischte sich fast das Gefühl, gegen das Millionenheer Rußlands im Kriege zu sein.

Am Palmsonntag waren die polnischen Bäuerinnen mit den Osterkätzchen in der Hand zur Morgenmesse gegangen, um sie weihen zu lassen; in ihren Kleidern glichen sie auch hier wieder farbengrellen, ungeschickten Vögeln. Mit ihren riesigen Stiefeln, plumpen Männerstiefeln, die es mit dem größten Schmutz aufzunehmen vermögen, stolperten sie im Gänsemarsch hintereinander, und so, wie es an dem Morgen geschehen, war es nun auch am hochheiligen Karfreitag. In Scharen, in langen, bunten Ketten, die Familienältesten voran, dann die Frauen, oft mit Säuglingen auf den Armen, die Mädchen, die Kinder, und hinterdrein mit schweren, lastenden Schritten, mit krummen, steifen Knien, die Männer und Burschen in braunen polnischen Pelzmänteln oder in weißen, vielfach verschnürten Röcken, den weitgeschnittenen,

faltig nach unten auseinanderfallenden „Sukmany". Grotesk waren diese Züge der von allen Seiten zur Kirche strömenden Bauern, und doch ging von ihnen eine unsagbar starke Stimmung aus. Mit gesenkten Köpfen, die Hände fest vor dem Leib gefaltet — die Kleinen ein genauer Abklatsch der Großen —, so schritten sie unter Beten und Singen dahin. „Niech bedzie pochwalony Jezus Chrystus!" klang es von ihren Lippen: „Gelobt sei Jesus Christus!" . . . Sie riefen es laut; denn es war ja der Sterbetag, der Leidenstag des Herrn, der Tag der Kreuzigung, und murmelnd, wie die Gegenstrophe in alten psalmischen Liedern, klang es dumpf wie eine mystische Formel: „Matka Bożka modl sie za nas!" — die Hände schlugen dabei das Kreuz über der Brust —: „Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!". . .

Dicht, immer dichter drängten die Scharen dem Gotteshause zu, dessen enge Tore sie einließen. Die dämmerige Tiefe des Kirchenschiffes nahm sie auf; in ihr sonderten sich die Männer von den Frauen, die sich vor den Altären betend niederwarfen. Schrille Stimmen, fast wie im Schmerz kreischend, aufschreiend, durchschwirrten den Raum: eintönige Kirchenlieder wurden gesungen. Und unterdessen füllte sich das Haus, die große, weit gebaute, im Lauf des Krieges schmucklos gewordene Halle auch mit deutschen Soldaten, die zur Morgenmesse herbeiströmten. Ein wundervolles, reiches Bild.

Auch an den Morgen der beiden Osterfesttage war das Gotteshaus schon früh überfüllt, es konnte die hereindrängende Menge der deutschen Krieger nicht fassen. So standen denn die Kirchentüren weit offen, Gesang und Predigtworte schallten auf die Dorfstraße hinaus, wo Hunderte unserer Leute mit entblößten Köpfen in stiller Andacht verharrten. Kompagnieweise waren sie anmarschiert. Durch Stunden standen an den Vormittagen die Gewehrpyramiden und das Gepäck der Kompagnien auf einem freien Platz seitwärts der Kirche, und die Mannschaften umdrängten schweigend, betend und singend das hohe Haus, obwohl sie nicht mehr als abgerissene Predigtworte, einzelne Teile des Gesanges und der Liturgie vernahmen. Von der Division aus wurde aber auch noch ein besonders festlicher protestantischer Gottesdienst abgehalten, zu dem die beiden Infanterie-Regimentskapellen hinzugezogen waren. Hell aufbrausend durchklangen die Posaunen das Gotteshaus, und

feierlich schwang sich der Gesang der Choräle empor. Das war am ersten Osterfeiertag, während am Karfreitag eine Andacht, still erhebend und naturnahe, auf dem Dorfanger unter freiem Himmel stattgefunden hatte.

Aber auch eine freundliche, weltliche Note sollte das Osterfest unserer Soldaten haben, und so gab es denn in der Mittagsstunde neben dem Divisionsstabsquartier wiederum ein großartiges Promenadenkonzert. Von allen Seiten strömten die Mannschaften herbei; vor dem Apothekerhause, wo der neueste „Norddeich“, der Funkspruch, angeschlagen war, der gerade an diesem Tage von einer guten Arbeit der deutschen Unterseeboote zu berichten hatte, stauten sich die Massen, und inmitten all dieser frohgelaunten, feldgrauen Krieger bewegte sich der Stab der Division aufs ungezwungenste. Das war ein richtiges, vergnügtes Garnisonleben. Deutsche Märsche, deutsche Lieder sorgten für die Unterhaltung, und von Mann zu Mann ging ein Leuchten aus hellen Augen. Mittags, während des österlichen Mahles, war dann wiederum große Tafelmusik hinter dem Hause der Division. Die Kapelle stand auf einer Veranda, wie im Musiktempel eines sommerlichen Vergnügungsgartens, und unten drängten sich die Mannschaften. Der ganze Pfarrgarten wimmelte von feldgrauen Waffenröcken aller Art, und überall wurde geschwatzt und gelacht. Es war ein freudeatmendes Frühlingsfest, wie man es sich nicht schöner denken kann.

Am zweiten Osterfeiertage, in der Morgenfrühe, haben wir dann einen Spaziergang unternommen. Gleichgestimmte Menschen zogen hinaus über die moorigen Wiesen, die frühlingsfeucht waren, die schon einen smaragdgrünen Glanz bekamen, auf denen die Erde der neu aufgewühlten Maulwurfshaufen dunkelbraun schimmerte und so würzig duftete, daß einem von der Frische des Landes das Herz noch weiter aufging. Wie „deutsch“ war das alles! Vor uns lag der grüne, hohe Wald, ein Ausläufer des prachtvollen Spalaer Kaiserforstes. Die Stimmung war so stark, die Welt so friedevoll, und was Wunder, wenn plötzlich die Worte fielen:

> Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten, weit, in der Türkei,
> Die Völker aufeinanderschlagen. .

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Osterstimmung! Der Krieg lag so weit fort; denn zwischen den beiden Fronten der deutschen und russischen Streitkräfte herrschte die tiefste Ruhe. Nicht ein Schuß störte den Frieden der Tage, da ja auch die Russen zu gleicher Zeit ihre Ostern feierten. Im Dorfe wimmelte denn auch alles sorglos durcheinander. Von den polnischen Bäuerinnen, den Frauen und Mädchen, die ihre Festtagskleider aus den Truhen geholt und angelegt hatten, konnte man, da sie nach der Art des Lowiczer Landes gekleidet waren, gut sagen, sie gingen: „mit bunter Jacke, Band und Kranz", und von manchem jungen Burschen durfte es ebenso nach dem „Faust" heißen: „Schmuck war er angezogen." Alles drängte sich auf der Dorfstraße durcheinander, wo unsern Soldaten vor dem Apothekerhäuschen noch zur besonderen Freude eine Art Bismarckausstellung in der Gestalt von Zeitschriftenblättern geboten wurde, die dort am Norddeich-Nachrichtenbrett und an der Hauswand entstanden war.

Mit weicher Luft und fast unverständlicher Stille sanken an diesen an innerer Schönheit reichgesegneten Ostertagen die Abende nieder. Sehr lange stiegen die Lerchen über den Feldern auf und trillerten, jubilierten in der Höhe, im blauen Frühlingsäther. Auf dem Divisionshause pfiff schon eine Amsel, und mit wohlgefälligem breiten Quarren musizierten, soweit noch ein Sonnenstrahl auf das mit leichtem Plätschern durch die feuchten Wiesen und die moorigen Wasserpfützen springende Fließ schien, darin die dicken, braunen Frösche, daß es nur so seine Art hatte. Als dann die Abenddämmerung ihre grauen Schleier sachtsam über das Dorf legte, saßen unsere braven Wehrleute plaudernd vor den Häusern. Sie streckten behäbig die Beine aus, in den rauchumschwebten Pfeifenköpfen leuchtete die rote Glut, und hier und da klang ein altes deutsches Volkslied auf ... ganz still ... und mitunter war es auch ein Chor ... ganz leise und versonnen.

Dritter Teil: Durch Galizien.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auferstehungszeit.

Vor unsern Ostgrenzen, im Norden und Süden, tobte wieder der Kampf. Von neuem waren die deutschen Heereskräfte dem Russen auf den zottigen Pelz gerückt, und überall wurden mit begreiflichem Jubel die Nachrichten empfangen, die Siegeskunde über Siegeskunde brachten.

Nach Kurland hinein und in Galizien vorwärts! Im Süden sind es deutsche Truppen gewesen, die in entscheidender Weise ihre Macht und ihre Kraft entfalteten, die sich den gegen österreichisches Landgebiet andrängenden russischen Massen mit entgegenwarfen und die Gewalt der zahlenmäßigen Überlegenheit zersplitterten. „Vorwärts geht es in Kurland!" „Vorwärts geht es in Galizien!" Das waren die Volksstimmen in großen Tagen. Und von Galizien kam dann weiter die frohe Kunde, daß sich auf der Anschlußlinie in Südpolen der Feind ebenfalls zurückziehen mußte, weil seine Stellungen bedroht erschienen.

Die Natur feierte ihre Auferstehungszeit, und mit ihr zusammen, so schien es, hatte sich auch die Kraft unserer im Osten stehenden Heeresmassen gesammelt neu erhoben. Sieg war ihre Blüte. Und kein Lügensturm feindlicher Machenschaften konnte sie mit rauhem Anprall zerstören; es sollte sich eine Frucht daraus entwickeln, auf die das Vaterland mit Stolz blicken kann.

Kriegsereignisse besonderer und ausschlaggebender Art hatten sich in aller Stille vorbereitet. Wieder einmal hatte der „Schleier", der sich dicht über die kommenden Geschehnisse legte, eine Bedeutung gefunden. Genau so wie damals war es, als unsere Ostarmeen nach

dem ersten Anmarsch gegen Warschau und Iwangorod aus strategischen Gründen sich vor den hinter der Weichsel in Ruhe gesammelten, überlegenen russischen Kräften zurückzogen, um dann plötzlich mit gewaltigem Ansturm von neuem gegen den Feind anzubranden. Damals lag der Schleier über der Warthelinie. Er bedeckte den Weichselbogen bis hinauf nach Krakau. Doch dieses Mal zog er sich ganz im Süden zusammen, er schloß sich noch dichter, und was sich hinter ihm entwickelte, in Stille, gewissermaßen im Schatten der alten galizischen Festung, zu einem gewaltigen Ansturm aufstellte, kam dem Feinde genau so überraschend wie das, was Ende September des Vorjahres urplötzlich in Nordwestpolen gegen seine Stellungen vorbrach.

Sieg!... Sieg in Galizien!... Welch einen berauschenden Klang hatte das Wort. Das Herz bebte, zuckte, wollte schier zerspringen vor glückhafter Freude. Es war ebenso wie in den Tagen des Novembers und Dezembers, als unsere Armeen unter heftigen Kämpfen, opferbringend, sich zur Ehre des Vaterlandes dem herandrängenden russischen Millionenheere erfolgreich entgegenwarfen.

Auferstehungszeit! Noch war das neue Leben, die neue Bewegung nicht auf der ganzen Front im Osten bemerkbar. Doch wenn die Anzeichen nicht trogen, wenn die Kugel, die im Süden, im Karpathenlande, ins Rollen kam, nicht unvorhergesehen wieder ins Stocken geriet, so mußte die russische Heereslinie, die sich von Galizien gegen die Weichsel hin entwickelt hatte, ins Wanken kommen; sie mußte zerbrechen, wie es dort unten im Gebirgslande schon der Fall gewesen war, und wie sie in Südpolen zur Sicherung der russischen Armeen zurückgenommen wurde. Und dann konnte auch für jene Teile unserer Osttruppen wieder die Zeit des Angriffs, die Zeit des Lebens, der Kraftentfaltung kommen, die gezwungenermaßen in dem wälder- und flüssereichen Gebiet vor Warschau in langwierigen Stellungskämpfen wie festgebannt dem Feinde gegenüberlagen. Dann würden auch sie die Auferstehung ihrer gebundenen Kräfte fühlen. Doch noch war es dort nicht so weit. Ja, man mußte sich vielleicht auch ferner in Geduld fassen und tat gut, langgehegte, oft ausgesprochene Erwartungen nicht zu überspannen. Warschaus Kampfzone war ja nicht nur durch die Beschaffenheit des Landes außerordentlich

schwierig, sondern sie war es auch in erhöhtem Maße durch die in diesem Tieflandgebiet Polens von den Russen in der langen Zeit des Stellungskrieges ausgebauten Erdwerke geworden. Wälder, Sümpfe, Flüsse haben sich miteinander verbunden; festgeschlossene Gräben, starke Schützenstellungen kamen dazu und durchzogen das Zwischenland, und die Eindeckungen der aufgeführten Erdwerke waren meisterlich. Es bedurfte also ganz besonders günstiger Umstände, um die Russen zur Aufgabe dieser Stellungen zu zwingen.

Aber auch dieses Kriegsgebiet in Polen feierte den Frühling, feierte die Auferstehungszeit, wenngleich auf andere Weise.

Im Norden und Süden flammten die Kriegsfackeln als glührote Fanfaren, schlugen die Flammenbündel leuchtend gegen den Himmel; pechschwarze Rauchfahnen winkten Not und Gloria zugleich — Not denen, die unter dem schweren Schritt des eisengepanzerten Gottes ihre Heimstätten verloren, und Gloria für die, die im Ansturm den Feind bezwingend zurückwarfen! In der Kampfzone vor Warschau, hinter unsern Stellungen, hob aber der Frieden des weiten Landes seine Schwingen. Dort war es, als ob ein freundlicher Geist über das heimgesuchte Land schritt, der segnend die Arme hob, der den zertretenen Äckern ein neues Leben, vielleicht sogar ein besseres Leben verhieß als das bis jetzt ihnen beschieden gewesene. Die heimische Bevölkerung hatte im Hinterlande die lang einschneidenden Grabenreihen der alten Kampfstellungen zuwerfen müssen, und deutlich zogen sich die hellen Sandstriche im Zickzackkurs über das weite, meist eintönig flache Gelände fort. Es waren die Kampfnarben der Erde, die sich nun bald wieder schmücken sollte, wenn grün aufschimmernd die Saat sprossend sich dem Licht entgegenreckte. Neue Kultur!

Der Pflug zerbrach die hartgestampfte Scholle, über die das Kriegsgetümmel hinweggebrandet war. Wo hinter hohen Sandwellen Batterien neben Batterien standen, die mit grausigem Donner flammenspeiend ihren Kriegsgesang dem Feinde entgegengeschickt hatten, atmete nun wieder Feldfrieden, Landstille, und in den zerschossenen Dörfern saßen gemütvolle deutsche Landsturmleute im Quartier, denen im rückwärtigen Gebiet der Besatzungsdienst zugefallen war.

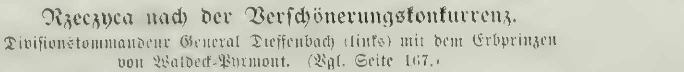


Osterſonntag in Rzeczyca.

Promenadenkonzert am Osterſonntag vormittag vor dem Diviſionsſtabsquartier in Rzeczyca. (Vgl. Seite 172.)

Rzeczyca nach der Verschönerungskonkurrenz.
Divisionskommandeur General Dieffenbach (links) mit dem Erbprinzen von Waldeck-Pyrmont. (Vgl. Seite 167.)





Von ungarischen Truppen erbaute Schützengräben im Czarnagebiet.

Auch diese Dörfchen hatten nun, da die Natur und das Land um sie herum eine friedensselige Auferstehungszeit feierten, wieder einen traulicheren Blick bekommen. Ihre Trostlosigkeit, ihre Armut erschreckte nicht mehr so wie in den vergangenen trüben Herbsttagen, wie in den dunkeln, wolkenverhangenen Zeiten der Wintermonate, wie noch zum Jahresbeginn, als sich die weiten Ebenen unter dem winterlichen Leichenkleid in starrer Einsamkeit verbargen. Wohl trugen auch sie ihre Narben und glichen damit den Kriegern, die um ihren Besitz gekämpft hatten. Zerschossene Häuser standen an den Wegen, Brandruinen ragten dunkel, rauchumschwärzt auf. Und doch, es lag ein freundlich heller, grüner Schein, ein lieblicher Schimmer um all diese Traurigkeit gebreitet; denn Junggrün küßte, sich sanft anschmiegend an das traurige Gemäuer, die Stätten. Es war, als ob trostreiche Worte still durch die Luft schwirrten, flimmernd wie die Sonnenstrahlen, die mit hellem Licht all die Traurigkeit des Krieges zu verklären suchten.

Für Polen ist dieses Auferstehen des niedergeschlagenen Landes gewiß von Bedeutung gewesen. Grünende Felder in Feindesland wurden Sinnbilder unserer Arbeit, und ihr helles Leuchten erschien als der schöne, ruhegesättigte Ausdruck der deutschen Kraft. Planmäßig wurden zwischen den Städten und Dörfern die Wege gebessert. Durch abgelegene Waldgebiete zogen sich Knüppeldammstraßen, die das Sandland fahrbar machten und dem Verkehr erschlossen, und die Eisenbahnen rollten über feste Gleise und hohe eiserne Brücken. So fügte sich alles schon zu einem großen Ring zusammen, durch dessen Seele ein zielbewußter Wille lebendig kreiste.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Auf galizischer Erde.

Ein ungeheuer gewaltiges Kriegsereignis zwang uns in seinen Bann: die großangelegte Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnów und die sich daraus entwickelnden Verfolgungskämpfe, durch die es gelang, schon in überraschend kurzer Zeit einen Teil Galiziens vom Feinde

zu säubern. In Österreich-Ungarn und in Deutschland gab es hellen Jubel über die kraftvollen Taten der treu verbündeten Armeen; denn wieder einmal zeigte es sich, daß man dem Geist der Truppen mit vollem Recht Vertrauen entgegengebracht hatte. Aber noch einen zweiten und nicht minder guten Grund gab es zur Siegesfreude; wie nie zuvor in diesem Krieg hatten sich die Kräfte der beiden Armeen unter deutschem Oberbefehl zu einem großen und wuchtigen Schlag miteinander verbunden. Wohl standen die Heere in gemischten Gruppen schon seit Kriegsbeginn fest geeint vor dem Feind, aber noch in keiner Schlacht war ein Zusammenarbeiten so weitgehend und planmäßig vorbereitet worden und zur Ausführung gekommen wie in dieser, die zur Vernichtung ungeheuer großer feindlicher Kräfte führen sollte.

„Schulter an Schulter!" Ja, so standen sie diesmal nicht nur vor dem überraschten Feind — so griffen sie ihn auch an, und das in der denkbar gewaltigsten Offensive, wie sie die Kriegsgeschichte bisher noch nicht auf ihren Blättern verzeichnen konnte. Schulter an Schulter, so zwangen sie ihn durch eine ganze Reihe von Schlachten und herrlichen Siegen zur Herausgabe des schönen galizischen Kronlandes, in das er wie ein hungriges, beutegieriges Raubtier, Verheerung mit sich führend, eingebrochen war. Ungarn, das schon seinen Druck, wenn auch nur in kleinen Landgebieten, hatte spüren müssen, wurde frei, und in Galizien gelang es gleich mit den ersten wuchtigen Schlägen, dem Russen einen Bezirk des Kronlandes wieder abzujagen, der fast so groß war wie der ganze Besitz der Türkei in Europa.

Sucht man einen Überblick über die eingeleiteten Operationen der Armee, so weiß man nicht, was als der größte Erfolg bezeichnet werden darf: der Durchbruchssieg, der gewaltige Schlag der Schlacht von Gorlice und Tarnów, oder die sich daraus unter ungeheuren Strapazen für die Truppen inmitten eines schwer gangbaren Gebirgsgeländes entwickelnde Verfolgung des einmal erschütterten Gegners. Im Zusammenhang genommen, gehört die gewaltige Kampfhandlung zu den überragenden Ereignissen inmitten des entbrannten Völkerkrieges. Hindenburgs gigantische Tannenbergschlacht hat ein Gegenstück bekommen in dem Sieg des Generalobersten von Mackensen. Als Generalfeldmarschall ging er nach der Befreiung von Lemberg aus den

in Galizien ausgefochtenen Kämpfen hervor, in gerechter Anerkennung seiner um die Wiedergewinnung des österreichisch-ungarischen Kronlandes erworbenen Verdienste.

Es ist schwer, eine Schilderung der zerschmetternd über den Feind hereingebrochenen Geschehnisse zu geben. Allein die sich östlich des Dunajec entwickelnde Schlacht von Gorlice-Tarnów gleicht einem vielfarbigen Mosaik, so daß man sie ein Kunstwerk nennen kann; ein Kunstwerk verblüffend vielfältig eingesetzter Kriegskräfte. Und nun die an Großartigkeit und Erfolg einzig dastehende Verfolgung!

Über Krakau kam ich nach Galizien. Ich will versuchen, Umrisse, Abschnitte, einzelne Geschehnisse festzuhalten, um damit ein ungefähres Bild zu schaffen, aus dem etwas von der herrlichen Größe der durch die verbündeten Truppen auf galizischer Erde errungenen Siege herausleuchtet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnów.

Wieder einmal hatten sich unsere Truppentransporte meisterhaft vollzogen. Der Truppenaufmarsch in Westgalizien wurde durchgeführt, und die deutschen Eisenbahnen waren, wie schon so oft während dieses Feldzuges, von neuem ein Kriegsinstrument von hoher Bedeutung, das sich glänzend bewährte. Plötzlich, wie aus einem rätselvollen Nichts hervorstoßend, gelang es den unter dem Befehl des Generaloberſten von Mackensen stehenden Verbänden in Zusammenarbeit mit den benachbarten Armeen unseres Verbündeten, die russische, fest verschanzte Front zwischen Karpathendamm und mittlerem Dunajec zu durchbrechen und damit ihr Aufrollen nach Norden und Süden einzuleiten.

Es war ein herrliches Maiwetter, sonnenhelle Tage, die unsern Fliegern die notwendige und wichtige Aufklärungsarbeit sehr erleichterte; denn durch die unermüdliche Tätigkeit der Flugzeugführer und Beobachter gelang es, die russischen Stellungen in wenigen Tagen bis in alle Einzelheiten genau zu erkunden. Man gewann damit aber auch einen Überblick über die dem Feinde zur Verfügung stehenden

Reserven und Rückhaltstellungen. Auch die Artillerie konnte sich dadurch ruhig und rechtzeitig einschießen, nachdem sie die großen Schwierigkeiten des Anmarsches im Gebirgsland überwunden und die ihr zugewiesenen Stellungen eingenommen hatte. Ganz leicht war ihr das in vielen Fällen nicht geworden; denn abschnittweise mußten schon im Hinterland lange Knüppeldammstraßen gebaut werden, um die Geschütze der schweren Kaliber über den galizischen Sandboden vorwärtsbringen zu können. Es gab viel Arbeit, doch dann rumpelten eines Morgens Batterien und Munitionskolonnen darüber hin, dem Feinde entgegen. Im bewegteren Gebirgsland, im Beskiden- und Karpathengebiet, stellten sich aber wieder neue Schwierigkeiten ein, als einzelne Geschütze, Feldkanonen und Haubitzen, mühselig auf hoch gelegene, beherrschende Kammpunkte hinauf und in Deckung gebracht werden mußten. Stellenweise konnte nachher die Munition nur auf Tragtieren bis an die Gebirgsstellungen herangebracht werden. Aber alle Aufgaben dieser Art wurden schließlich durch die während des voraufgegangenen langen Winterfeldzuges im Karpathengelände gesammelten Erfahrungen überwunden.

Die Artillerie benutzte den Nachmittag des 1. Mais noch, um sich für den kommenden Angriff genau auf die feindlichen Stellungen einzuschießen; denn es galt, Positionen zu erschüttern, die, seit fünf Monaten vom Gegner in unermüdlicher Tätigkeit ausgebaut, wie Bergfesten auf waldigen Höhen lagen.

Nach allen Regeln russischer Schützengrabenbaukunst waren die Stellungen angelegt. Stockwerkartig bauten sie sich neben- und übereinander auf, und wo es dem Feinde notwendig erschienen war, hatte er sich in mehreren Reihen hintereinander eingegraben. In langen, hellgelben Linien über grünem Grund, manchmal auch durch Gras- und Reisigbelag völlig unerkennbar gemacht, krochen die Grabenwälle an den Hängen der Berge entlang; sie schoben sich in kühn geschwungenen Serpentinen bis auf die steilen, grünen Kuppen des Gebirges hinauf, beherrschten die Kämme, flankierten sich gegenseitig und boten so den verteidigenden Truppen das denkbar beste und günstigste Schußfeld. Überall sicherten zudem noch Hindernisse, schwere Stacheldrahtverhaue, gekappte Baumgruppen, ja sogar große in die Erde hineingelegte Minenfelder die feindlichen Grabenlinien.

In den letzten Nächten des Aprils war es den bis dahin die Stellungen haltenden österreichisch-ungarischen Truppen gelungen, sich durch dauerndes Vorschieben und fortgesetzte Sappenarbeit näher an den Feind heranzubringen. Kaum damit fertig, begann man sofort, diese neuen Sturmstellungen ihrem Zweck entsprechend auszubauen. In der letzten Aprilnacht rückten die für den Sturmangriff bestimmten deutschen Regimenter in die Stellungen ein, und in der darauffolgenden vom 1. zum 2. Mai eröffnete die deutsche und österreichisch-ungarische Artillerie ein langsames Feuer. Hin und wieder wurden Feuerpausen eingelegt; diese benutzten nun die forsch vorgehenden deutschen Pioniere zum ersten Vorstoß, zum Zerschneiden der feindlichen Drahthindernisse, die den Weg überall versperrten. Am 2. Mai 6 Uhr früh setzte dann auf der ganzen für den Durchbruch ausersehenen, viele Kilometer langen Linie ein Artilleriefeuer ein, dessen Wirkung ungeheuer war. Volle vier Stunden brandete auf die feindlichen Stellungen ein Geschoßhagel aller Kaliber nieder. Feldkanonen, Haubitzen, Mörser, bis zu den schwersten, griffen ein, sangen zusammen ihren einleitenden dröhnenden Schlachtengesang. Überwältigend klang es zwischen den Bergen auf, die jeden dumpfen, dahinbrausenden Donnerschlag mit hin und her flutendem Echo ins Unmeßbare verstärkten, während vor den Geschützmündungen, vor Hunderten von Rohren, in jeder Minute die glühende Lohe mit leuchtenden, grellen Flammenscheinen kurz aufzuckte. Feuerbündel vor den feindlichen Linien; in der Luft das Sausen, Heulen, Pfeifen der sie durchjagenden Geschosse, und rund um die Gräben der Russen das wilde Gekrach der niederstürzenden, in Erdwolken explodierenden Granaten. Brodelnd lagen die Pulverdämpfe und Sprenggase über den Stellungen. Hohe Erdfontänen stiegen in jedem Augenblick in die Höhe. Die Einschlagtrichter legten sich wie Geschwister nebeneinander auf die grünen, aufgerissenen Hänge, und manche Granate sprang direkt in die feindlichen Gräben und brachte sicheres Verderben.

Nervenerschütternd war der Geschützdonner. Das ganze Gebirgsland schien sich mit Sausen und Brausen öffnen zu wollen, bis dann, nach dem ruhelos durchgeführten Feuer, der Höllenlärm auch hier wieder wie auf ein geheim gegebenes Zeichen abbrach. Punkt 10 Uhr trat dieses unvorhergesehene, den Feind darum doppelt beängstigende

Schweigen ein. Aber die ungeheure Spannung, die Sekunden zu endlosen Minuten werden ließ, dauerte nicht lange; denn fast schon im Augenblick des letzten aufdröhnenden Schusses entwickelten sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Schwarmlinien vor unsern Gräben. Die Sturmkolonnen brachen gegen die russischen Linien vor und gingen mit schallendem Hurra zum Angriff über.

Durch das den Sturm vorbereitende schwere Artilleriefeuer der Verbündeten war der Gegner so stark erschüttert worden, daß seine in den Gräben jetzt zum Gewehr greifenden Truppen dem allgemeinen großen Infanterieangriff vielfach nicht mehr standzuhalten vermochten. Stundenlang hatten sie ohne Unterbrechung eine Kanonade ertragen müssen, die sie demoralisierte. An einzelnen Stellen der Front verließen die Russen ihre Gräben in wilder Auflösung, zum Teil in geradezu kopfloser Flucht; sie warfen ihre Waffen fort, Gewehre, Montierungsstücke aller Art, Kochgeschirre bedeckten die schon frühlingsgrünen Halden, und ungeheuer war die Fülle an Infanteriemunition, die in den Schützengräben erbeutet wurde.

Ging es so abschnittweise leicht beim Sturm vorwärts, gelang es nicht nur die ersten Linien glatt zu überrennen, sondern auch die nachfolgenden zweiten und dritten Stellungen, ja sogar russische Artilleriepositionen mit Feldkanonen und schweren Geschützen zu nehmen, so leistete der Gegner an andern Punkten wieder außerordentlichen Widerstand. Dort kämpfte er hartnäckig und ehrenvoll. Die Gräben lagen schon voll Leichen, und doch schlugen sich die noch übriggebliebenen Leute zusammen mit den herangezogenen Reserven in verzweifelter Gegenwehr.

Während dieses mit gewaltiger Stoßkraft großartig und einheitlich durchgeführten Frontalangriffs, der wie ein von geübter Hand ausgeteilter Schwertstreich sich mitten und tief in die feindliche Stellung hineinarbeitete, hielten sich die verbündeten Truppen die herrlichste Waffenbrüderschaft. Österreicher und Bayern stürmten zusammen den ihre eigene Sturmstellung beinahe um 300 Meter überragenden Zemsczkoberg. In festgeschlossener Nachbarschaft rannten sie gegen die Höhe an, die durch die darauf angelegten Erdwerke weit mehr einer Festung als einer Feldstellung glich. Im Kampf um die Berghöhen

von Sokól und Sękowa stürmten, links an die Bayern anschließend, schlesische Regimenter.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Aber sie wurden von den zähe vorwärtsdrängenden Truppen überwunden. Am stärksten drückte sich ihr ungestümer Siegeswille in den schweren Kämpfen aus, die sich um den Besitz der Stadt Gorlice, um die von den Russen mit staunenswerter Verteidigungskraft lange gehaltenen Stellungen im Walde von Kamienca, an der Landstraße zwischen Luzna und Zagórzany, sowie um die auf dem steil ansteigenden Pustkiberge entspannen. Deutsche Truppen standen dort überall im Kampf. Zur selben Zeit gelang es tapfern ungarischen Regimentern, die gleichfalls stark befestigten Wiatrowkahöhen zu nehmen. Auf dem Pustkiberge hatten die Russen zwei Stellungen übereinander ausgebaut; diese bildeten, ebenso wie die auf dem Friedhof von Gorlice angelegten Gräben, Schlüsselpunkte, die nur mit zähester, immer erneuter Angriffskraft in den Besitz der Verbündeten gebracht werden konnten.

Am schwersten hat auf dieser Linie der Kampf um die Kirchhofshöhe von Gorlice getobt. Während die umliegenden Höhenstellungen des Feindes, die um Gorlice das breite Ropatal im Halbkreis beherrschten, schon im Sturm genommen wurden, flutete dort der Kampf immer noch hin und her. Es handelte sich dabei nicht einmal um die Überwindung eines Bergmassivs; denn so hoch liegen Stadt und Friedhof nicht über der Talsohle. Allein durch die meisterhafte Ausnutzung der Höhe und ihres Vorgeländes mit quer und flankierend dazu angelegten Schützengräben war die zusammenhängende Grabenanlage zu einer Verteidigungsstellung ersten Ranges geworden. Wie ein vorgeschobenes Bollwerk lag sie da; sie glich einem schweren Sperrfort, das an der Stelle die Hauptstraße nach Biecz und Jaslo vollkommen beherrschte. Die Wichtigkeit der Stellung war schon vorher von unsern Fliegern erkannt und in unermüdlicher Flugarbeit im schwersten feindlichen Feuer genau erkundet worden. Dadurch gelang es dann auch der verbündeten Artillerie, noch während der Schlacht durch Flugzeuge und vom Fesselballon aus weiter dirigiert, die Stellungen unter ein zerstörendes Feuer zu nehmen. Das ganze Gelände, besonders aber die Hauptstellung auf dem Kirchhof, die sich direkt an

die Stadt Gorlice anlehnte, wurde mit einem wüsten Hagel großer Geschosse eingedeckt. Und trotz dieser schweren Feuervorbereitung kostete es immer wieder neue Infanteriesturmwellen, da der Feind, der gedeckt fortwährend neue Reservekräfte heranführen und einsetzen konnte, nicht weichen wollte.

Es wurde das der blutigste und auch schauerlichste Teil des Schlachtfeldes von Gorlice. Unsern verbündeten Truppen bot sich ein schrecklicher Anblick dar, als sie stürmend über die Gräben der Russen vordrangen. Gehäuft lagen in den vordern, ebenso wie in den zurückgelegenen Schützenstellungen die Toten. Zerrissene Menschenleiber bedeckten das Gelände; Blutpfützen standen überall auf dem Acker, und darin, dazwischen lagen zermalmte, durcheinandergeschleuderte Gliedmaßen. Es war, als ob die Erde, über die das unruhige Kampfgeschrei, vermischt mit dem prasselnden, knatternden, pfeifenden Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, stundenlang hinwegflutete, selber schweißig geworden sei und kampfwund wie viele der heldenhaften Stürmer und Verteidiger blutete! Und je näher das Kampffeld auf die Kirchhofshöhe zukam, um so furchtbarer wurde sein Anblick, um so stärker das Bild der allgemeinen Verwüstung; denn im Hintergrund stand nun auch noch die brennende, hell aufflammende Stadt! Trichter bei Trichter, so lagen die Granatlöcher vor, in und dicht hinter den feindlichen Gräben. Überall Tote, Tote, Leichenteile und immer wieder Tote. Zu Bergen übereinandergehäuft lagen in den Stellungen die gefallenen Russen.

Und dann der Friedhof selbst, der den Kern dieser festungartigen Bergstellung bildete. Vor seiner mannshohen Umfassungsmauer zieht sich ein Hohlweg, der zum Schützengraben geworden war, und darüber, etwa 3 Meter überhöht, diente die Mauer, ein breiter, festgefügter Steinwall, einem auch dahinter errichteten Schützengraben als Brustwehr. Aus den Grabsteinen des Kirchhofs hatten sich die Russen Schießstände und Kopfdeckungen gebaut, so daß es fast eine Unmöglichkeit zu sein schien, sich in den Besitz des Gottesackers zu setzen. Aber gerade diese schwere Stellung mußte genommen werden, und so durfte es für die Verbündeten keinerlei schonende Rücksichtnahme und Pietät geben. Der Artilleriekampf riß die Grabstätten auf,



Österreichisch-ungarische 30,5-cm-Motor-Mörserbatterie wird in Tarnów vormarschfertig gemacht.



Der von den deutschen Truppen in schwerem Kampf gestürmte Friedhof von Gorlice.



Die Reste der zerstörten, mit gespaltenem Turm über der Stadt stehenden Kirche von Gorlice.



Das Innere der Kirche von Gorlice nach der Durchbruchsschlacht.

die Granaten bohrten sich tief in die Erde ein, sprengten die Totenhäuser, warfen schlummernde, modernde Menschenreste aus den Grabstätten von neuem ans Licht. Und so lag auf der Kirchhofshöhe von Gorlice bei-, unter- und übereinander, was der Tod in friedlichen Zeiten mildtätig in seine Arme genommen und was ihm die langen Stunden einer unsagbar erbittert tobenden Schlacht an neuer, reicher Ernte eingebracht hatte.

In der Stunde, da sich hier der Sieg zu unsern Gunsten entschied, warfen aber auch östlich der Biala und des Biesninkabaches deutsche Regimenter den Feind aus seinen Höhenstellungen bei Staszkówka. Auch dort gab es schwere Kämpfe während des Sturmes, da die Russen in sieben hintereinander angelegten Schützengräben den denkbar hartnäckigsten Widerstand leisteten. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, als diese Entscheidungskämpfe der Durchbruchsschlacht des 2. Mais ausgefochten wurden.

Dann kam ein kühler, die Kämpfer erfrischender Abend. Über dem noch immer brennenden Gorlice ragte die in Trümmer geschossene Kirche hoch auf. Wie ein verwundeter Riesenarm langte der von unten bis oben mitten durchgespaltene, doch nur zur Hälfte niedergestürzte Turm des Gotteshauses in die flammenerfüllte Abendluft hinein. Und im Nordosten hinter der Stadt, bei Glinik Maryampolski, züngelte über einer der in dieser Landschaft reich gelegenen Naphthaquellen eine Feuersäule hoch. Ein Rauchturm, riesengroß, setzte sich darüber. Haushoch leuchtende Flammen bildeten den glühenden Kern, und Hunderte von Metern stieg das schwarze Brandzeichen himmelan. — Es war, als ob an diesem Tage alles ins Gewaltige, ins Riesenhafte gesteigert sein müßte: der Kampf und seine Zeichen, das zerstörende Werk der Schlacht und die Ernte, die der Tod gehalten hatte.

Ob der Brand der großen Gorlicer Petroleumquelle durch eine einschlagende Granate oder durch die Zerstörungswut der zurückgedrängten Russen entstanden ist, konnte nicht ermittelt werden, da die die Quelle umgebenden Gebäude der Raffinerie durch das Feuer vollständig zerstört wurden. Dem scheidenden Tag aber war der Brand ein Siegeszeichen; denn die feindliche Hauptstellung war niedergekämpft, war durchbrochen in ihrer ganzen Länge und Tiefe, in einer Aus-

dehnung von etwa 60 Kilometern. Wir hatten durchschnittlich über die ganze Front des Angriffsgeländes einen Gewinn von 4 Kilometern erreicht und dazu noch über 20000 Gefangene hinter unsere Front gebracht. Viele Geschütze und etwa 50 Maschinengewehre, sowie eine reiche Menge an Gewehren und Munition, an Kriegsmaterial aller Art bildeten die Siegesbeute.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach der Schlacht.

Eine schöne, frühlingsmilde Nacht folgte auf den ersten, heißpulsenden und lautwogenden Schlachttag von Gorlice; eine Nacht, wie man sie sich nur in einem mit lachendem Sonnengefunkel angebrochenen jungen Mai denken kann. Laue Lüfte wehten, in den Hecken sangen die Nachtigallen schmelzend und süß, und der Himmel, der sich weitgespannt zu einem blauen Zelt über der Erde wölbte, war ein herrliches Sternenfeld. Nur kurze Ruhe gab es jedoch in dieser Nacht für die kampfermüdeten Truppen. Nicht mehr empfingen sie von ihr, als daß die wohltuende Kühle sie nach dem heißen Kampfgewoge des Tages erfrischte. Bald ging es wieder vorwärts, von neuem zum Angriff; denn es galt, dem Feinde eng und fest auf den Fersen zu bleiben, um den errungenen Sieg auch voll ausnutzen zu können.

Schon mit dem ersten Morgengrauen, um 2 Uhr, kam wieder Bewegung in die Truppenmassen der verbündeten Armeen. Alles stieß vorwärts, und die grünen Hänge des Waldgebirges, die smaragden im Frühlicht aufleuchtenden Matten, sollten bald wieder das Gestampf unserer kampfesmutigen Truppen erleben.

Vorwärts!... Doch zwischendurch gingen auch einige Kolonnen in rückwärtiger Richtung ab; es waren die langen, lehmfarbigen Gefangenenzüge, die schweigsam durch die Nacht marschiert waren. In Gruppen von tausend bis viertausend Mann zogen sie schleichend, schwerfällig über die Straßen dahin. Manch russischer Soldat schleppte sich mühsam inmitten dieser Massen vorwärts. Es war das echte Bild eines geschlagenen Heereszuges: zwischen gesunden, hoch-

aufgerichteten Leuten gingen verwundete Mannschaften in zerrissenen Uniformen, in blutüberflossenen Hosen und den charakteristischen, grünlich schimmernden russischen Blusen. Hier und da leuchtete ein buntfarbiges Hemd auf; denn viele waren nur halb angezogen, während andern die zu Lumpen gewordenen Uniformstücke in schmierigen, schmutzstarrenden Fetzen am Leibe hingen. Und immer wieder leuchteten in diesen langen, schier endlos langen Menschenzügen die hellschimmernden weißen Verbände auf, die unsern Ärzten und Sanitätsmannschaften eine schwere, arbeitsreiche Nacht bereitet hatten, da alles, Freund sowohl wie Feind, hilfreiche Hände fand.

Natürlich wurden die Russen auch auf den Verbandstellen sofort von unsern Mannschaften abgesondert, und doch gab es in diesen kurzen Nachtstunden für den einen oder andern der Verwundeten eine Gelegenheit, von dem zu erzählen, was die letzten Stunden, der letzte schwere Tag dem Feinde gebracht und gekostet hatte. Es war eine Aufrechnung, die ganz zu unsern Gunsten ausfiel. Gewiß, auch den Verbündeten war manch braver Soldat aus den Reihen gerissen worden; denn ein Kampf, ein Sturmangriff über schußbeherrschtes Gelände kann eben nur durch Opfer zum Siege geführt werden. Und die verbündeten Armeen hatten ja nicht nur an einer Stelle mit Entschlossenheit und Zähigkeit gefochten. Im Vergleich zu unsern Verlusten wuchs aber die Zahl der Opfer, die die Russen nach diesen Kämpfen zu buchen hatten, ins Ungeheuerliche.

Was während Stunden des voraufgegangenen Tages in Feindschaft einander gegenübergelegen hatte, lag in dieser Morgenfrühe still beieinander. Nun waren Zorn, Grimm und Wut der Schlacht in ihnen eingeschlafen, und von Bahre zu Bahre flog wohl gelegentlich zwischen einem wehleidigen, schmerzvollen Laut ein Wort hinüber. Fremde Sprachen, und doch verstanden sich die fremden Männer, die sich als Soldaten unter dem Willen einer großen Macht befehdet hatten.

Aus einem Laut, einem Wort ist in diesen Stunden manche inhaltschwere Erzählung geworden. Mit polnischsprechenden Schlesiern, mit deutschsprachigen Ostseeprovinzlern und Polen wurden sie hin und her geführt. Da war ein Mann aus dem Gouvernementsbezirk der Weichselfestung Warschau, dem ein Schuß die rechte Schulter und ein

anderer gleichzeitig den linken Unterarm zerschmettert hatte. Mit blassem Gesicht lag er auf der Tragbahre, und ein kleiner Kreis der Unsern, mit verbundenen Armen, verbundenen Händen und Füßen sammelte sich um den Mann, der vom Feind nun zum Kameraden geworden war. Der Labetrunk eines Sanitätssoldaten hatte ihn frisch gemacht, und nun sprach er langsam und mit halblauter Stimme von der Furchtbarkeit des Sturmangriffs auf Gorlice. Seit dem Kriegsbeginn stand auch er im Felde. Und immer war er an der Front gewesen. Vorwärtsflutend, rückwärtsgedrängt und wieder vorwärts in neuen Märschen, von einem Schützengraben in den andern, so war es gegangen, und manch einer der Unsern nickte ihm dabei still zu; denn dasselbe Los war ja auch vielen unserer Leute in diesen Kampfmonaten schon beschieden worden. Das eine aber konnte der Russe nun nicht berichten, den Sieg, den die andern erfochten hatten. Dafür aber erzählte er von dem schrecklichen Gewühl der Schlacht und von dem furchtbaren Feuer der deutschen Artillerie. Als der ungeheure Eisenhagel begann, war von den zwei ersten russischen Stellungen bald nicht mehr viel zu sehen. Er stand bei einem Reservebataillon in der dritten Schützenlinie, die der Kirchhofshöhe von Gorlice vorgebaut war. Wirr durcheinandergeworfen lagen die aufgerissenen und wieder zusammengeschlagenen Erdmassen vor seinem Graben. Dazwischen, darüber lagen wohl noch abgebrannt die Deckungsbauten der Unterstände: Balken und Bretter; Stämme entwurzelter Bäume ragten auf, die davor oder dahinter gestanden hatten. Die Gräben waren bald zu großen Gräbern geworden; denn die Geschosse zerrissen alles, was nicht die Flucht ergriff, um in den rückwärtigen Stellungen vor dem deutschen Artilleriefeuer Schutz zu suchen.

Stätten des Grauens müssen diese Gräben gewesen sein. Doch dann, so erzählte er, wurde es auch in den hintern Stellungen nach kurzer Zeit nicht anders, da sich das deutsche Artilleriefeuer förmlich über das Gelände vorwärts fraß. Wie ein unerbittlich vordringender Brand, so griffen die Verheerungen um sich, die die einschlagenden Geschosse herbeiführten. Und von einer Stellung zur andern ging es so weiter — immer das gleiche furchtbare Bild.

Dann erzählte ein Balte, ein schlanker, blondhaariger Mann, wie ihnen dreimal der Befehl zu einem Gegensturm erteilt worden war, als die deutschen und österreichisch-ungarischen Infanterieangriffe einsetzten. Noch dröhnte ihnen das Getöse des Artilleriekampfes: der Donner der Geschütze, das heulende Heranfliegen der Granaten, das laute Krachen der einschlagenden und explodierenden schweren Geschosse in den Ohren, als nach einer kurzen Stille, die auf das Schweigen der Artillerie eintrat, das wilde, in seiner Gewalt schauerliche Hurra der deutschen Angreifer heranbrandete. Wie gelähmt standen sie da. Sie wußten kaum, was geschah; sie konnten es nicht fassen. Dann aber vernahmen sie auch schon ganz nahes Gewehrfeuer: es kam kurz und hämmernd von vorn und gleichzeitig auch von beiden Flanken; es brach über sie herein wie ein neues, schweres Ungewitter. So ungestüm war der Angriff, daß der russische Graben einfach überrannt wurde, trotzdem sich seine Besatzung zur Wehr setzte. Ein Teil der Mannschaften kam jedoch gar nicht mehr zum Schießen. Ein Offizier rief: „Ich ergebe mich!“ Er hob die Hände hoch, und dann folgte der noch lebende Rest seinem Beispiel. Als sie zur Besinnung des Geschehenen kamen, waren sie schon von nachstürmenden österreichischen Soldaten übernommen und sofort abgeführt. Die Angreifer schlugen sich schon vorn, weit vorn vor der vom Feind erbittert verteidigten und lange gehaltenen Kirchhofshöhe.

Viele solcher Geschichten gab es zu hören. Und immer wieder bildeten die Kämpfe um die Kirchhofshöhe von Gorlice und der Sturm auf die vor der Stadt gelegene Meierei den Kern. In allen lebte aber nur noch ein schwacher Hauch des ungeheuren Geschehens, das, von Dunajec und Biala hervorbrechend, in das Ropatal hineingestürzt war und mit einer beispiellosen Sturmgewalt die von den Russen seit Monaten ausgebauten Stellungen hinwegfegte.

Wer diese Erzählungen gehört, wer den Erzählern in die bleichen, noch immer schreckensbangen Gesichter blickte, mehr aber noch, wer die Kampfstätten von Gorlice mit eigenen Augen gesehen hat, und erschauernd vor all den blutigen Zeugnissen des Schlachttages stand, wird auch das traurige Bild nicht vergessen, das sich mitten auf dem Kirchhofe darbot. Dort stand eine kleine, schlichte Gruftkapelle, der

eine einschlagende Granate das Gemäuer zerbrach. Breit und dunkel, hilflos in der nun himmeloffen klaffenden Totenstube stand ein zerschlagener, ein zersprungener Sarg. Auf der geborstenen Giebelwand der Kapelle aber standen die blaßgoldig schimmernden Worte: „Pax mortuis“ . . .

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Über den Dunajec.

Am Abend des zweiten Maitages war es den Verbündeten aber nicht nur gelungen, die russische Kampffront zu durchbrechen, sondern ihrem überraschenden Ansturm war es auch geglückt, über den Dunajec hinüber zu kommen und an seinem Unterlauf das östliche Ufer zu besetzen. Schon tagelang vorher hatten österreichische Pioniertruppen diesen Übergang in nächtlicher Arbeit vorbereitet.

Wie überraschend der Übergang für die Russen gekommen sein mag, erhellt die Tatsache, daß es gelang, nicht nur die ersten Posten am Uferrand sofort zu umschließen und niederzumachen, sondern auch über die weiteren sichernden Postenketten — die in tiefstem Schlaf lagen! — vorzustoßen und in einem nahe beim Fluß gelegenen Dorf einen Regimentsstab samt seinen Gästen mitten in der Feier eines fröhlichen Festes und Zechgelages zu überfallen!

Erst dort fielen die ersten alarmierenden Gewehrschüsse. Doch nun war es zu spät, den weiteren Übergang noch vereiteln zu können; denn im Rücken der österreichischen Mannschaften, die sich schnell durch Eingraben sichernde Stellungen geschaffen hatten, gelang es bald neuen und immer stärkeren Kräften nachzustoßen und damit auch an dieser Stelle die Offensive einzuleiten. Eine mondhelle Nacht, in der diese Operation von österreichisch-ungarischen Truppen ausgeführt wurde, begünstigte die plötzlich einsetzende Bewegung, und der verblüffte Feind ließ Gefangene, Geschütze und Maschinengewehre in den Händen der Angreifer.

In den nächsten Tagen nahm dann die Durchbruchsschlacht auf der ganzen Linie ihren Fortgang. Hinter der am 2. Mai gefallenen Hauptstellung hatten die Russen auf einer Strecke von ungefähr 30 Kilometern noch drei weitere, und zwar durchweg an den wichtigen

Punkten stark ausgebaute Stellungen vorbereitet. Trotzdem kamen in diesem Gebiet nur Nachhutgefechte in Gang, weil der Feind keine Verstärkungen heranholen konnte. Wo aber Widerstandskämpfe zum Aufhalten der deutschen Offensive versucht wurden, endeten diese stets damit, daß die herangezogenen Reserven mit in das begonnene Durcheinander des Rückzuges hineingerissen wurden.

Unter dem Befehl General von F.......' kämpften deutsche Truppen um einen neuen Schlüsselpunkt der dritten russischen Stellung, um den Wilszackberg, auf dem die Schützengräben wieder stockwerkartig einander überhöhten. Durch einen von Süden her angesetzten Gegenangriff suchte der Feind das Herankommen zu verzögern. Bald aber verwandelte sich dieser russische Angriff in einen strudelartigen Rückzug, so daß der Wilszackberg noch am Abend des 3. Mais in unserm Besitz war.

Die preußische Garde nahm an diesem Tage nach einem heißen Waldkampf die Höhen von Lipie, und dem rechten Flügel der österreichischen Truppen, der unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand stehenden Armee, gelang es, die Russen von den steilen Waldbergen östlich des Bialatales zu werfen und auf Tuchów zurückzudrängen.

Trotzdem der 3. Mai den Russen nur schwere Niederlagen gebracht hatte, glaubten sie doch noch die Offensive der Verbündeten zum Stehen bringen zu können. Sie setzten darum zusammen mit den zurückflutenden Truppen neue Heeresteile ein, die sie in drei sich nach Südwesten ausbiegenden, in weiter Runde um die Stadt Jaslo vorbereiteten Stellungen sammelten.

Besonders stark befestigt waren nördlich der kleinen Stadt Biecz die Höhenzüge von Siepietnica, Święcany und Szerzyny sowie das waldige Bergland der Ostra Góra. Sie bildeten wichtige Stützpunkte, um die denn auch sehr bald heftige Kämpfe entbrannten, zumal der Feind an vielen Stellen einen erbitterten Widerstand leistete. Jedoch es kam zu keinem langen Durchhalten, da es, wie gefangene Offiziere später aussagten, an der planmäßigen Leitung in der einheitlichen Verteidigung der an sich trefflichen Höhenstellungen fehlte. War schon die Vermischung der in das Feuer geführten Verbände durch die Kämpfe der vorhergehenden Tage außerordentlich gewesen, so geschah am 4. Mai die Verwendung der Reserven in voller

Unordnung. Bataillonsweise wurden an diesem Tage die Regimenter auf der ganzen Front eingesetzt; immer dorthin schob man neue Verstärkungen, wo es gerade die Not des Augenblicks erforderte. Natürlich kam dadurch in die russischen Reihen eine heillose Verwirrung, und die Auflösung erreichte in wenig Stunden einen beispiellos hohen Grad. An einzelnen Stellen der Kampffront wurde noch zäher Widerstand geleistet, jedoch erwies sich auch das sehr bald als vergeblich, weil die Truppen, die diesen Punkten rechts und links zur Seite standen, die Lust am Kampfe verloren und, dem Ansturm der Verbündeten weichend, vorzeitig das Weite suchten.

Drei weitere Hauptstellungen, die sich über geländebeherrschende Höhen hinzogen, gingen den Russen verloren. Die preußische Garde erreichte am Abend des Tages die Gegend von Szerzyny, ein ungarisches Honvedregiment setzte sich nach siebenmaligem Sturmangriff in den Besitz einer wichtigen Höhe nördlich von Biecz, worauf sich die Besatzung der Schützengräben auf den benachbarten Bergen einfach ergab.

Im Süden dieser Stellungen bereiteten deutsche Truppen gerade einen neuen Angriff vor. Es sollte das Gebiet des hinter der Bednarka liegenden Ostra Góra gesäubert werden, als der durch das schwere Artilleriefeuer bereits erschütterte Feind in den sich auf den Höhen verzweigenden Schützengräben mit weißen Fahnen zu winken begann. Auch in diesem Abschnitt drückten die verbündeten Truppen kräftig vorwärts, und so gelang es dem rechten Flügel der Armee Mackensen bis zum Abend des 4. Mais, sich bis auf wenige Kilometer an die Wisloka heranzuarbeiten. Man rechnete dort darauf, neue feindliche Stellungen auf dem Ostufer des Flusses zu finden, zumal gefangene russische Soldaten ausgesagt hatten, daß auf Befehl des Armeeführers Radko Dimitriew die Landeseinwohner zum schleunigen Bau betonierter Unterstände herangezogen worden seien. Kleine Städte, die sich östlich des Flusses im Wislokatal gegen das Berggebiet lehnen, konnten den Russen dabei neue Stützpunkte gewähren. Wie sich jedoch sehr bald herausstellte, waren nun auch schon die russischen Reserven mitverbraucht worden und neue Truppenverbände nicht zur Stelle, so daß die Offensive der Verbündeten nicht ins Stocken kam. An diesem Abend war nach kampfheißem Tag die Gefangenenzahl auf 40000 Mann gestiegen.



Russischer Schützengraben bei Sochaczew am östlichen Höhenrand des Bzuratales.

(Vgl. Seite 149.)



Sommerlaube einer Ulanenabteilung im Schützengraben im Rawa-Abschnitt.



Österreichische Fuhrparkkolonne passiert im Vormarsch auf Przemyśl die höchste Serpentine des Beskidpasses oberhalb Tyrawa Wołoska.



Bayerische Landwehr im Vormarsch auf Przemyśl.

Dreißigstes Kapitel.

Die wilde Jagd zum San.

Über Biecz, der auf mittlerer Berghöhe gelegenen alten Stadt, die schon unter der Regierung Kasimirs des Großen als eine der bedeutendsten Städte Polens genannt wird, drängten die zurückfluten-den Massen der geschlagenen russischen Heere auf Jaslo zu. Biecz, um seiner siebzehn Kirchen willen das „kleine Krakau" genannt, wird diese Tage in seine Stadtgeschichte als solche erster Ordnung eintragen können. Verängstigt krochen die Einwohner, meistens Juden, in die Häuser hinein, als der aufgelöste Rückmarsch der bis dahin als Sieger gewaltherrlich im Lande sitzenden Russen heranflutete. Schon bald darauf brüllte zwischen den Bergen der Donner der Geschütze von neuem auf, und über die nicht allzu breite, bergauf und -ab sich schwingende Hauptstraße drängten russisches Fußvolk, Artillerie, Reiterei und endlich auch Kolonnen und wieder Kolonnen vorbei.

Am Abend des 4. Mais war der taktische Durchbruch der Verbündeten vollendet; denn trotz des Einsetzens namhafter Reserven und trotz aller sorgsam vorbereiteten zweiten, dritten und vierten Stellungen, die der Feind auf allen Höhenzügen zu beiden Seiten des Ropatales angelegt hatte, gab es für ihn kein Standhalten mehr. Erschüttert durch die Wirkung des immer wieder neu einsetzenden Feuers der schweren Artillerie und der unzähligen Feldgeschütze, sowie durch die sich überall da sofort entwickelnden Sturmangriffe, wo die mit ungeschwächter Energie nachstoßenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen auf besetzte russische Stellungen trafen, wich der Feind zurück.

Unsere Flieger waren wieder am Werk. Unermüdlich schwebten sie über dem Gelände, und ihre Beobachtungen unterstützten die Führung unserer Truppen in dem schwierigen Berglande.

Der Rückzug des Feindes, so hieß es immer wieder in den Fliegermeldungen, ging nicht nur auf Jaslo, sondern auch auf allen von Jaslo nach Osten und Norden führenden Straßen vor sich. Dort waren die Wege mit in großer Unordnung abziehenden Kolonnen

gestopft voll. Peitschend trieben die Führer die Pferde an, Staubwolken lagen über den Straßen, so daß von dem vorwärtsstürzenden, vorwärtsjagenden Troß selbst nur wenig zu sehen war. Um so sicherer aber wurden gerade die Wege gekennzeichnet, auf denen die Rückflutung vor sich ging. Die Straßenbrücken in der Umgegend von Jaslo brannten lichterloh, und die über die Ropa und die Wisloka geschlagenen Eisenbahnbrücken wurden vom Feinde gesprengt.

Aus alledem konnte man mit Gewißheit entnehmen, daß die vor den verbündeten Truppen fliehende russische Armee nicht mehr die Kraft besaß, die Wislokalinie ernstlich zu verteidigen. Und damit mußte sich die strategische Wirkung des bei Gorlice erfolgten Durchbruches fühlbar machen und die Aufrollung der russischen Karpathenfront bis zum Lupkówer Sattel als Frucht der gelungenen Operationen den Siegern in den Schoß fallen. Für den Feind aber gab es nur die eine Möglichkeit, nunmehr nicht länger mit dem Abzug zu zögern, wenn ihm nicht die rückwärtigen Verbindungen verlegt werden sollten, durch die dann seine südlich des Durchbruchsgebietes noch im Gebirge stehenden Truppen abgeschnitten worden wären. Tatsächlich kam denn auch sehr bald von der benachbarten Armee des Generals der Infanterie Boroević von Bojna die Kunde, daß in der Nacht vom 4. zum 5. Mai der dort noch die Front haltende Feind den Abmarsch nach Norden angetreten habe. Bald hieß es, daß auch dort die ganze Front erschüttert sei und die Russen sich im eiligen, teilweise schon fluchtartigen Rückzug befänden.

Die ... österreichisch-ungarische Armee folgte natürlich dem Feind auf dem Fuße. Auch dort wurde die alte Kriegsregel nicht außer acht gelassen, daß man dem zurückflutenden Feinde hart auf den Fersen bleiben müsse, damit ihm möglichst bald der Atem knapp werde. Um aber noch mehr zu erreichen, kam es darauf an, den Russen womöglich auch die Rückzugsstraßen zu verlegen. Der den rechten Flügel der Armee des Generalobersten von Mackensen befehligende General von Emmich ließ darum seine Truppen in einem Gewaltmarsch bis zur Jasiolka, nördlich Dukla, vorrücken. Das gelang, da bei Żmigród, dank des eiligen Abzuges, die Russen nicht mehr die Zeit gehabt hatten, die über die Wisloka im Zuge der Hauptstraße

Gorlice—Żmigród—Dukla führende Brücke zu zerstören. Über Lysa Gora, Glojsce, Nadole sowie über die nördlich davon über Siedliska, Makowiska, Kobylany und Wietrzno führende Straße stießen die Truppen des Generals von Emmich vorwärts; sie durchfluteten das dazwischen liegende Bergland in der Richtung nach Osten und legten sich dann über alle Verbindungswege, die den Russen von Wichtigkeit waren. Noch am Abend des 5. Mais gelang es, die Kanonen des Korps Emmich so aufzufahren, daß sie nicht nur die Stadt Dukla selbst und die von Süden her kommende, im Verlauf des Winterfeldzuges viel genannte Gebirgsstraße des Duklapasses unter Feuer nehmen konnten, sondern auch schon die umliegenden südlichen und östlichen Höhenzüge beherrschten.

Während Hannoveraner und Bayern die Wacht gegen die Karpathen hielten, um ein Entrinnen russischer Kräfte nach Norden zu verhindern, stand im Rücken der von General von Emmich geführten Truppen noch immer der schanzende Feind. Nördlich davon rückten an diesem Tage die Mitte und der linke Flügel der Armee Mackensen an die Wisloka heran. Es gab überall Nachhutkämpfe, jedoch konnte am 6. die Masse der Armee Mackensen den Übergang über den Fluß vornehmen.

Schwer waren die Gefechte, die sich zwischen der gabelnden Straße nördlich von Jaslo entwickelten. Dort hatten die Russen sich auf den Höhen südlich Kolaczyce überall eingegraben, und namentlich der Wyrabiskaberg sowie das Berggelände von Kowalowy, vor allem aber das von Gorajowice war wieder einmal zu einem festungsartigen Bollwerk ausgebildet worden.

Von Jaslo führt die Straße nordwärts hinauf; sie teilt sich dann und entsendet einen Zweig in nordwestlicher Richtung durch das Tal der Wisloka, sowie einen solchen in östlicher Richtung in das Tal der Jasiolka. Ein Bergmassiv schiebt sich spitz in den Straßenwinkel hinein, und wie immer bei der Ausnutzung des Kampfgeländes, hatten die Russen die vorzügliche Verteidigungsstellung sofort erkannt und ausgebaut. Sie befestigten aber nicht nur die vorderen Bergköpfe, sondern ihre Schützengrabenlinien reichten weit in das Hinterland dieses Bergdreiecks hinein, und über die grünen Halden zogen

sich die Grabenbauten dicht beieinander wie riesige Maulwurfgänge hin. Von hier aus versuchten sie die östlichen Uferhänge mit den dahinterliegenden Höhen unsern vordrückenden Gardetruppen streitig zu machen. Diese aber drängten, lebhaft angreifend, über die Wisloka hinweg, erstürmten die Bergstellungen und warfen die Besatzung der Gräben nieder. Gefangene, schwere Haubitzen, Feldkanonen und Maschinengewehre waren die reiche Beute.

Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand überschritt am 6. Mai mit ihrem rechten Flügel die Wisloka. Es gab ein enges Zusammenarbeiten. Eine österreichische Division unter Führung ihres Kommandeurs, General von Mecenseffy, die sich während der bisherigen Kämpfe überall bei ihrem Eingreifen besonders ausgezeichnet hatte, wurde am 7. Mai wieder einmal vor eine schwere Aufgabe gestellt: sie sollte die im Wislokatal liegende Stadt Brzostek von den Russen säubern, da sich der Feind dort anschickte, unsern Vormarsch aufzuhalten. Die Division nahm die Stadt in erbittertem Straßenkampf. Schon beim Sturm auf die Vorstellungen, die sich kranzartig im breiten Wislokatal um die Ortschaft legten, entschied der Bajonettkampf zugunsten der Angreifer, die dem Feind in heißem Gefecht so lange folgten, bis die Stadt vollständig gesäubert war. Die Mitte und der linke Flügel der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand warf den Feind aus verschiedenen, zäh gehaltenen und blutig verteidigten Nachhutstellungen; dann wurde auch auf dieser Linie der Vormarsch fortgesetzt.

Einen großen Erfolg hatte aber die erzherzogliche Armee noch am 6. Mai durch die Einnahme der stark befestigten und zäh verteidigten Stadt Tarnów erreicht. Heiße Kämpfe spielten sich dort an der Dunajecfront ab. Die schwere Artillerie sprach ihr Machtwort, indem sie durch Stunden ihren Eisenhagel auf die russischen Stellungen niedersandte. Namentlich um den Bahnhof von Tarnów und beiderseits der Straße nach Wojnicz wurde heftig gestritten. Ebenso um das von der Artillerie schon arg zugerichtete Sacré-Coeur-Kloster, das vorher einem höheren russischen Kommando als Unterkunft gedient hatte. Auch um das Jägerhaus 412 und die südwestlich von Tarnów gelegene Höhe 419 entbrannten schwere Gefechte. Das Gebiet

vor Tarnów wurde eine blutige Walstatt, auf der Tiroler Kaiserjäger neben österreichischem Landsturm heldenhaft einen zähen und stark verschanzten Gegner überwältigten. Ein besonderes Ehrenblatt erwarb sich vor Tarnów die schwere Artillerie, ohne deren Vorbereitung die Einnahme der Stellungen und der Stadt wohl noch viel größere Opfer gekostet hätte.

Nach diesem Sieg war der Feind auf einer Frontbreite von 160 Kilometern im vollen Rückzug begriffen. Die durchbrochenen Stellungen der Russen lagen 30 Kilometer hinter den Siegern, und die Verfolgung ging ungeschwächt weiter. Schon am 6. Mai nachmittags gelang es den im Anschluß an den rechten Flügel der Armee Mackensen vorgehenden österreichisch-ungarischen Korps, die russische 48. Division in dem Karpathendorf Tylawa zu stellen. Der Gegner mußte sich ergeben; 3000 Mann, unter zahlreichen Offizieren auch ein General, wurden dabei gefangengenommen. Geschütze, Munition, Kriegsgerät aller Art als Beute vergrößerten den Erfolg.

Am Tage darauf, auf der Höhe von Hyrowa Góra, südwestlich Dukla, erschienen die Reste der Division vor den Truppen des Generals von Emmich. Ein deutscher Parlamentär forderte sie auf, sich zu ergeben, aber der Divisionskommandeur weigerte sich und verschwand, nachdem er das Kommando niedergelegt hatte, mit seinem Stab in den westlich davon gelegenen Waldgebieten zwischen den Höhen von Dania und Kamień. 3500 Mann ergaben sich hierauf dem Korps Emmich, und nach viertägigem Umherirren in den Karpathen blieb auch dem Kommandeur der Division, dem General der Infanterie Kornilow, nichts anderes übrig, als sich, zusammen mit seinem ganzen Stabe, einem österreichischen Truppenteil als Gefangene zu überantworten.

Die Zahl der Gefangenen, die im Waldgebiet des Karpathenlandes um Dukla von der österreichisch-ungarischen Armee unter General Boroević und von dem unter General von Emmich stehenden deutschen Korps gemacht wurden, stieg auf 16 500 Mann. Auch damit zeigte sich, daß der Gegner hilflos und mürbe geworden war. So gelang es z. B. einer nur schwachen ungarischen Eskadron, die von einer deutschen Radfahrerabteilung unterstützt wurde, weit überlegene feindliche Kräfte aus der Stadt Krosno hinauszuwerfen und damit

den ersten Übergang über den Wislok zu erzwingen. In der Stadt wurde viel Sanitätsmaterial erbeutet, und die Verpflegungslager, die die Russen dort errichtet hatten, waren sehr reichhaltig ausgestattet.

Bald darauf konnten dem Feinde nun auch die Stellungen entrissen werden, die auf beherrschenden Höhen das Ostufer des Wislok sichern sollten. Auf dem Vormarsch gegen den Fluß häuften sich die Anzeichen des kopflosen, fluchtartigen Rückzugs der Russen; denn neben den Wegen standen schwere Geschütze, Munitionswagen, Trainfuhrwerke, die der Feind im Stich gelassen hatte. In Odrzykoń ergab sich der preußischen Garde die Besatzung, die den Übergang über den Wislok hatte verhindern sollen. Bei Tropie gelang es, überraschend einer feindlichen Nachhut in den Rücken zu kommen. Vor der Armee des Generals Boroević räumten die Russen fluchtartig die Karpathen. Die anfängliche Absicht, eine neue Linie, gestützt auf den Wislok, zu halten, hatten sie aufgeben müssen. Und wenn es in den beiden folgenden Tagen bei den Armeen überhaupt noch zu einem größeren Angriff auf feindliche Streitkräfte kam, so geschah das, um den Abzug des fliehenden Heeres dauernd in Fluß zu erhalten.

Der harte Besen der Verbündeten fegte gut. Es ging auf Rymanów und Sanok zu. Bei Besko versuchten die Russen noch einmal ihr Heil. Es kam zu einem Kampf, in dem sie sogar schon Regimenter der Festungsbesatzung von Przemyśl einsetzten. Doch was dort eine Gegenoffensive werden sollte, wurde völliges Mißlingen; die Angriffe zerbrachen und endeten mit einer neuen schweren Niederlage.

Das Schlachtfeld und die südlich von Besko liegenden Wälder boten einen furchtbaren Anblick: mit Hunderten von Russenleichen lag die Erde bedeckt. Überall steckten noch die schußbereit angeschlagenen Gewehre mit dem aufgepflanzten Bajonett, und zwischendurch, umgekehrt in die Brustwehren hineingestoßen, sah man Gewehre aufrechtstehen, an deren Schaft weiße Tuchfetzen gebunden waren. Ganze Bataillone hatten dort, in ihrem Widerstand zusammenbrechend, vor den anstürmenden deutschen Truppen kapituliert. Die Reste der aufgeriebenen Verbände, von der Kavallerie der Verbündeten verfolgt, jagten fliehend dem San entgegen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Schlacht von Jaroslau.

„Zum San!“ — Die Armee des zum Fürsten erhobenen Radko Dimitriew, des geschlagenen russischen Heerführers, des einstigen bulgarischen Gesandten am Hofe des Zaren, büßte in den Kämpfen bis zum 12. Mai die wahrlich nicht kleine Zahl von zusammen 140000 Gefangenen ein. War es ein Wunder, wenn sie unter solchen Umständen, zerrüttet, durcheinandergewürfelt, zerstückelt und wieder mühsam zusammengesetzt, doch nur als der traurige Rest der einst gewaltigen, siegend vorgedrungenen Heeresmacht erschien? Gegen 100 Geschütze, darunter viel schwere Artillerie, über 300 Maschinengewehre und schier unaufzählbares Kriegsgerät waren der Armee des Kommandierenden Generals abgenommen worden. Und so blieb ihm weiter nichts übrig, als mit dem immer wiederholten Rückzugsbefehl ein Schlagwort auszugeben.

„Zum San!“ ja „Zum San!“ ... 1000 Gefangene, 1000 mal das elektrisierende Wort; 10000 Russen — hätte man sie gefragt, sie hätten es alle gewußt; denn es war ihnen wie zum Evangelium geworden. Rückzug! Rückzug zum San! Dort wird Ruhe kommen. Ruhe, die so notwendig ist; denn die Armee ist nur noch ein wilder Heerhaufen, eine durcheinanderkochende Menschenmenge, die glaubt, von Teufeln gehetzt zu werden. — Es waren wirklich nur noch Reste, und wie traurig es mit ihnen aussah, ging aus den Mitteilungen gefangener, verhörter Stabsoffiziere hervor, nach denen die 49. russische Division nur noch 1500 Gewehre aufzuweisen hatte, und eine andere Division von ihrem ganzen Bestand gerade vier Geschütze hatte retten können. Auch über kaukasische Truppen, die in den Karpathenkämpfen arg gelitten hatten, erhielten wir ähnliche Aufklärung. So brachte eine Division dieser Truppenteile von 36 zugeteilten Kanonen nur 9 zurück.

Ein weiteres Bild der Auflösung ergab sich aus der Zusammensetzung der russischen Truppenverbände: aus den Resten von vier, fünf und sechs Divisionen wurde e i n e geschweißt. Wie stark aber die

Zusammenwürfelung der Restbestände in der Tat schon vorgeschritten war, konnte vom rechten Flügelkorps der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand festgestellt werden, das an einem einzigen Verfolgungstag unter seinen Gefangenen Mannschaften von 51 verschiedenen russischen Regimentern fand!

Und darum: „Zum San!" Dort sollte eine Neuformierung erfolgen. Im Rücken lag als fester und verläßlicher Stützpunkt Przemysl; wie Lemberg „ein neues Juwel in der Krone des Zaren" ... Mit dieser Festung im Hinterland sollte der Fluß gehalten und aktiv verteidigt werden, bis das „neue russische Heer" die Schmach der erlittenen Niederlagen durch einen abermaligen Vormarsch austilgen konnte.

Um den Befehl auszuführen, sollte sich die geschlagene Armee auf dem westlichen Ufer sammeln, und es war, wie gefangene Offiziere aussagten, die strikte Weisung ausgegeben worden, die neuen Stellungen unter allen Umständen und bis zum äußersten zu halten.

An sich konnte die geforderte Verteidigung der Sanlinie wohl möglich sein, zumal die Russen während der vergangenen Monate, die sie in Galizien verbracht hatten, im Weichsel-San-Bogen stark ausgebaute Brückenköpfe auf dem westlichen Flußufer angelegt hatten. Bei Sieniawa und südlich davon, bei Jaroslau und Radymno, waren stark befestigte Stellungen entstanden, und noch weiter stromaufwärts stützte die Festung Przemysl mit den nach ihrem Fall zum Teil wieder aufgebauten, stellenweise sogar bedeutend erweiterten Erdwerken die gewählte Verteidigungslinie. Es machte den Eindruck, als habe Fürst Radko Dimitriew inzwischen selbst das Vertrauen in die Widerstandskraft seiner Truppen verloren, als schienen ihm jene Teile seiner Armee, die bei Gorlice-Tarnów und weiter ostwärts schon in Gefechten gestanden hatten, nicht mehr ganz zuverlässig. Sie hatten dort wohl zu viel Verluste erlitten; sie hatten unter den Eindrücken, die die Wirksamkeit der deutschen Artillerie und das Draufgängertum der verbündeten Infanterie ihnen fast Tag für Tag von neuem gegeben hatte, alles andere, nur keinen offensiven Geist entwickelt. Und so wechselte Dimitriew sie gegen neu ankommende Verstärkungen aus, denen der Auftrag zuteil wurde, den San zu halten.

Doch was konnten diese neuen kampfunerfahrenen Truppen gegen die im Schlachtengebraus gefesteten, in täglich neuen Sturmangriffen hart gewordenen Soldaten der Verbündeten machen? — Der Humor unserer Leute, der trotz der ungeheuern Strapazen, der fortgesetzten Verfolgungsmärsche und immer wieder aufflackernden Gefechte unverwüstlich war, machte sich über die neue Russenarmee lustig: man warf die Frage auf, ob es nicht doch fast der Ehre zuviel sei, unsern Truppen so viele Abordnungen aller möglichen russischen Regimenter und Divisionen entgegenzuschicken?

Mit dem Vormarsch unserer Kräfte waren zum Teil auch Flughäfen nach vorn gezogen worden, um den Aufklärungsdienst schneller und ausgiebiger betreiben zu können. Nach den Meldungen der Flieger sah man auf den vom untern San nach Osten und Nordosten führenden Straßen lange russische Kolonnen in fortgesetztem Rückmarsch. Bis in die Gegend von Gródek, Jaworów und Lubaczów reichte die starke rückwärtige Bewegung des Feindes, ja zum Teil wurde sie sogar noch weiter hinaus gegen Lemberg und Rawa Ruska beobachtet.

Stärkere Verbände verschanzten sich aber trotzdem vor den Sanbrückenköpfen, und sie sollten bald Gelegenheit bekommen, dort in neuen, harten Kämpfen den weiteren russischen Rückzug zu decken; denn der Vormarsch der Verbündeten rückte in breiter Front heran. Er entwickelte sich gleichzeitig gut gegen Jaroslau und Przemysl. Von Süden her, im Vormarsch über Sanok, stießen österreichisch-ungarische Kräfte auf das Festungsgebiet zu, und im Anschluß daran, über Brzozów vorgehend, strebte die Armee Mackensen in östlicher und nordöstlicher Richtung vorwärts. Als Przemysl von Süden her abgeschlossen und die Verbündeten am 14. Mai sich längs der ganzen unteren Sanlinie bis nahe an den Fluß und deren Brückenköpfe herangedrängt hatten, eröffneten sie den Angriff auf die befestigten, Jaroslau westlich vorgelagerten Stellungen.

Der Feind hatte die Höhen, die die Stadt dort umschließen, nach seiner Gewohnheit ausgebaut. Überall sperrten starke Erdwerke den Vormarsch, denen man es wohl anmerken konnte, daß sie seit langer Hand vorbereitet und in ernster, wohlüberdachter Arbeit

errichtet worden waren. In weitem Bogen, gestützt auf die westlichen Vorstädte von Jaroslau, zog sich ein Gewirr von Schützengräben nach einem dort gelegenen Meierhof und dem schönen Schloß des Grafen Siemienski, durch dessen großen Park sie einen Anschluß an die Cupajowkahöhe suchten. Die Erdwerke und Schützengräben in dieser Front bildeten den Schlüsselpunkt der ganzen Stellung. Außerordentlich geschickt angelegt, sperrten sie die Stadt und damit den hinter ihr liegenden Sanübergang, den es jetzt zu erzwingen galt.

Inmitten grünender Äcker und schwellender Saaten lagen die Erdwerke versteckt. Das hügelige Vorland war schon befestigt; auch hier ein Gewirr von Schützengräben im Zickzackkurs durch das Gelände, und dahinter, im ansteigenden Berggebiet, im besondern aber auf den mehr südlich von Jaroslau gelegenen Höhen, deren Kern der Bergkopf 264 bildete, mehrten sich die Stellungen: Hauptgräben, flankierende Linien, dazwischen das Durcheinander der geschützten, tief in die Erde gegrabenen Laufwege. Das alles schloß sich zu einem Netz zusammen, das den Russen fest und unzerreißbar schien. Unsern Armeeführern und Divisionskommandeuren waren die russischen Stellungen jedoch so genau bekannt, daß sie planmäßig den Angriff an- und durchsetzen konnten.

Wieder hatten unsere Flieger in ganz hervorragender Weise die Aufklärungsarbeit geleistet, indem sie, ausdauernd über den feindlichen Stellungen kreisend, das Gelände absuchten. Es gab bei den Brückenkopfstellungen von Jaroslau auch keinen kleinsten Erdweg, der uns nicht bekannt war. Und durch die Fliegerarbeit wurde es unserer anrückenden schweren Artillerie erleichtert, ihre Ziele zu finden, so daß die Wirkung sowohl gegenüber den feindlichen Artilleriestellungen wie den langen Schützengrabenlinien außerordentlich werden konnte. Die Sanstellung vor Jaroslau war uns also in ihrer Stärke bekannt. Wir wußten aber auch, daß sie nicht nur den Übergang über den Fluß verhindern sollte, sondern daß sie auch als der wichtigste, nördlich von Przemyśl vorgelagerte Schlüsselpunkt der Festung zu betrachten war. Gelang es, die Stadt Jaroslau in den Besitz der verbündeten Truppen zu bringen, so stand nichts mehr im Wege, den San zu überfassen, auch von Norden her gegen Süden

einzuschwenken und damit Przemyśl selbst durch den in die russischen Stellungen hineingetriebenen Keil weiter zu isolieren. Die Kämpfe also, die sich um Jaroslau und den Sanübergang entwickelten, waren gleichzeitig auch die Einleitung zu den die Festung Przemyśl betreffenden Operationen der verbündeten österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen.

In Erkenntnis der trefflich ausgebauten russischen Verteidigungsstellung wurde zunächst eine zweitägige „artilleristische Vorbereitung" befohlen und durchgeführt. Was liegt nicht alles in dieser schon so oft gebrauchten Wortverbindung! Bei Gorlice und Tarnów hatten die schweren Geschütze, unterstützt von den Feldkanonen, schon während der großen galizischen Schlachttage ihr Machtwort gesprochen. Bei Jaslo, Żmigród, Dukla und Rymanów hatten sie mitgeredet, und nun drängten sich die Heere an Jaroslau und Przemyśl heran, um auch dort den Feind zu packen, der schon glaubte, es sich im Lande „gemütlich" machen zu können, der Galizien bereits in russische Gouvernements einteilte und von den besetzt gehaltenen Landstrichen in öffentlichen Bekanntmachungen als von „Neurußland" sprach.

Auch gegen Jaroslau rückten unsere Truppen bei wundervollstem Maiwetter an. Wie merkwürdig kontrastierte das Land zu den grauen, staubbedeckten Heerzügen, die sich auf den Straßen dahinwälzten. Preußische Garde marschierte, Österreicher, darunter viele Polen, ungarische Honveds fügten sich in den Heerzug ein. Und dann grollte es mit einem Male dumpf und erschütternd hinter aufgeworfenen Deckungswällen hervor: die Mörser sprachen, Haubitzen und Flachbahngeschütze bellten, kläfften dazwischen, und drüben beim Feinde ging ein Eisenhagel nieder, wurde die Erde zerschlagen, rissen die Granaten ihre Riesentrichter in das Land, die eine Tiefe aufwiesen, daß man ein kleines galizisches Bauernhaus umgekehrt hineinstellen konnte.

Furchtbar ist auch vor Jaroslau die Feuerwirkung der verbündeten Artillerie gewesen. Von der Meierei, die zusammen mit dem Schloß des Grafen Siemienski den Kernpunkt im Vorgelände der Höhe 264 bildete, blieb nicht viel übrig. Alles ging in Brand und Qualm auf, stürzte zusammen, und unter den Trümmern bereitete der Tod dort manchem russischen Manne ebensowenig ein friedliches Grab wie

bei den Schützenstellungen, die unter dem fürchterlich trommelnden Granatenhagel zusammengeschlagen worden waren.

Um die Höhen westlich der Stadt tobte lange der Kampf, länger aber wogte er um den Besitz der Cupajowkahöhe, auf der sich die Russen zu zäher Verteidigung festgesetzt hatten. Abteilungen der Garde, zusammen mit ungarischen Honveds und einem österreichisch-ungarischen Linienregiment, stürmten diese Stellungen. Durch einen Flankenangriff überrannten die Truppen schließlich im blutigen Bajonettkampf die russischen Linien, und während ihr sieghaft schallendes Hurra und Eljen über das Kampfgelände hinwogte, ergriffen die russischen Truppen in wilder Panik die Flucht. Immer weiter ging der Kampf, und ganz besonders fochten in diesen Tagen — denn zweimal 24 Stunden wogte die Schlacht hin und her — auch wieder die Truppen eines österreichisch-ungarischen Armeekorps, denen es vorbehalten war, nachdem sie in erbittertem Straßenkampf die Stellungen der Russen gesäubert hatten, die bis in die westlichen Vororte der Stadt hineingebaut worden waren, sich in den Besitz von Jaroslau zu setzen.

Eine gewaltige Teilhandlung der Schlacht war die Erstürmung des Meierhofs, des angrenzenden Schlosses und des damit in enger Verbindung stehenden Parkes. Es war ein Nachtangriff, furchtbar in seiner Schwere, den von den Gardetruppen die Regimenter Elisabeth und Alexander mit Unterstützung des . . . Garderegiments ausführten. Auch österreichisch-ungarische Truppen griffen schließlich noch mit in das Gefecht ein. Meierhof und Schloß standen bald in Flammen, im Park tobte der Kampf zwischen uralten Bäumen, die während des Artilleriekampfes von den Granaten wie Streichhölzer abgeknickt worden waren. Flammen stiegen aus den Schutt- und Aschenmassen der Häuser heraus, die qualmige Luft brannte den Angreifern in den Augen, aber es ging vorwärts.

Es war am Abend des 15. Mais, als Jaroslau sich in den Händen der Verbündeten befand. Die geräumige Stadt, die einen guten Eindruck machte und in ihrem Innern durch das Bombardement keinen Schaden erlitten hatte, so daß auch heute noch ihre altpolnischen Renaissancebauten und die Türme ihrer Kirchen das Straßenbild malerisch beleben, freute sich des Sieges der einrückenden Truppen.

Kaum waren die russischen Soldaten ostwärts über den San gedrängt, wo sie im Abziehen die Brücke hinter sich in Brand aufgehen ließen, so flatterten vor den Häuserfronten auch schon die schwarz-gelben, schwarz-weiß-roten und weiß-blauen Fähnchen auf. Jaroslau war befreit!

Über den Marktplatz marschierten nun deutsche und österreichisch-ungarische Truppen, überall von der Einwohnerschaft freudig begrüßt. Vor dem alten, wuchtigen Schloßbau und dem turmüberragten Rathause stauten sich die Massen der schmutzbedeckten, aber siegreichen Regimenter, die die Stadt zurückerobert hatten. Nur am Bahnhof sah es wüst und kriegswild aus; dort schlugen die lohenden Flammen hell himmelan. Ohnmacht war hier Zerstörungstrieb geworden. Brandfackeln wurden von den Russen noch in die Gebäude geworfen, als sie ihren Widerstand zusammenbrechen fühlten und die so zäh verteidigte Stadt räumen mußten. Ganz gewiß war ihnen auch diese neue Niederlage ein besonders schmerzvoller Schlag, zumal sie zur Verteidigung des Jaroslauer Brückenkopfes eine ganze Division aufgeboten hatten, zu deren Unterstützung dann noch Teile von zwei Divisionen in beschleunigten Märschen herangeführt worden waren. Hoffnungsvoll, daß es ihnen gelingen werde, hier den Sanübergang zu halten, waren sie in die befestigten Stellungen eingerückt, die noch durch Neuanlagen verstärkt wurden. Drahthindernisse umzogen in doppelten Reihen die Schützengrabenstellungen, die die errichteten starken Erdwerke miteinander verbanden, und bis zum letzten Augenblick waren die Verteidiger bemüht, sich durch neue Vorbauten „spanischer Reiter" und Flatterminenanlagen einen weiteren Schutz vor den Angreifern zu verschaffen. Ein zäher Feind hatte sich mit Ausdauer geschlagen, aber er hatte den mit unvergleichlicher Kampfwucht angreifenden Regimentern nicht standhalten können. Jaroslau ist im besondern ein Ehrenfeld der Garde geworden. Großes hat sie geleistet — aber sie hat auch schwere Opfer bringen müssen. Es waren zwei heiße Tage. Das Schlachtfeld dampfte — es dampfte und war rot von Blut.

Nun waren diese Kämpfe entschieden. Einzelne russische Regimenter existierten nicht mehr, da sie so gut wie vollständig aufgerieben waren. — Nach rückwärts setzten sich bald wieder die müden Menschenzüge in Bewegung; denn 4000 unverwundete Russen waren

in Gefangenschaft geraten. Von österreichisch-ungarischen und deutschen Mannschaften wurden sie unter aufgepflanztem Bajonett geführt; mit lastenden Schritten krochen sie müde über die staubumwölkten Straßen dahin, waffenlose Heeresmassen, auf die unsere singend vorbeimarschierenden Truppen mit Befriedigung blickten. Scharen Verwundeter folgten auf kleinen, ruppigen galizischen Gefährten nach; denn man war bemüht, die Stadt so schnell wie möglich von allen russischen Elementen freizubekommen.

Nach heißen Tagen ein neuer Sieg! ... Ein Sieg und doch keine Ruhe; denn vorwärts hieß es auch jetzt wieder. Pioniertruppen rückten schon heran, um über den San eine neue Brücke zu schlagen, damit die weitere Verfolgung der abziehenden feindlichen Kräfte möglichst ungehindert einsetzen konnte.

Auf der großen Straße, die von Jaroslau über Radymno gegen Südosten führt, zogen jetzt deutsche und österreichisch-ungarische Truppen. Vor ihnen, wenn auch noch hinter den Bergen, lag Przemyśl!

Freilich entbrannten auch um den Brückenkopf von Radymno noch heftige Kämpfe, aber Stadt und Stellung wurden im Sturm genommen. Und während die russischen zersprengten Truppen auf der rechten Sanseite haltlos nach Osten und Nordosten auswichen, überschritten Abteilungen der Verbündeten den Fluß. Gegen die Wisznia und Lubaczówka fluteten die Russen rückwärts. Hinter und zwischen diesen beiden Flüssen liegen Waldgebiete, die die flüchtenden Scharen in ihre Schattenräume aufnahmen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Kampf und Sieg um Przemyśl.

Von Süden, von Westen und Norden rückten nun die verbündeten Truppen der Sanfestung Przemyśl entgegen. Die Absicht der Russen, dort unter allen Umständen standzuhalten, um dem weiteren Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heereskräfte Einhalt zu gebieten, war uns bekannt. Hatte doch kurz zuvor Großfürst Nikolai Nikolajewitsch die Festung aufgesucht, um mit zündenden

Worten der Besatzung von ihrer Wichtigkeit ein Bild zu entwickeln. Das ehemalige „Ausfalltor gegen Rußland" während des Krimkrieges, das die Veranlassung zu den ersten ernsten Verstimmungen zwischen den beiden Kaiserreichen gegeben hatte, spielte darin eine große Rolle. Dieser Besuch bezweckte denn auch nichts anderes als die neue moralische Kräftigung der russischen Festungstruppen. Er fiel in die Zeit kurz vor der Eröffnung der deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive in Galizien, und damals hatte sich wohl noch niemand träumen lassen, daß innerhalb weniger Wochen der Kampf vor der Sanfestung von neuem entbrennen könnte, und daß diesmal deutsche schwere Geschütze zusammen mit den Mörsern der Verbündeten eine kraftvollere Sprache als je zuvor führen würden.

Aus der ganzen Art, wie sich die Armeen zur Belagerung an die Festung heranschoben, ließ sich aber schon die zähe, eiserne Entschlossenheit erkennen, mit der die Kämpfe eingeleitet und später auch durchgeführt wurden. Es liegen ja nur wenige Tage zwischen dem Anfang und dem Ende der dritten Belagerung von Przemysl, die sich so wesentlich von den beiden voraufgegangenen unterscheidet. Denn während sich die russischen Streitkräfte nach dem ersten heftigen Ansturm am 10. Oktober 1914 von den Wällen Przemysls zurückziehen mußten, um Anfang November von neuem gegen die Festung vorzudringen, sie zu umschließen und endlich — nach viereinhalb Monate langem Warten — durch Aushungerung in ihren Besitz zu kommen, wurden sie, da sie sich schon als unumschränkte „Herren" darin fühlten, nach acht Kampftagen — darunter nur vier Belagerungstagen! — zur Auslieferung gezwungen.

Mit Recht konnten wir aus der Waffentat unserer tapferen Truppen eine freudige, frohe Siegesbotschaft machen. Es bedurfte keiner Aufbauschungen, wie es damals geschah, als der Fall der ausgehungerten Festung von seiten Rußlands als eine Großtat gepriesen wurde; denn wir errangen einen Sieg unserer Waffen, wie er schöner nicht gedacht werden kann.

Auch Przemysl wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer schweren Artillerie bilden. Unter Überwindung ungeheurer Transportschwierigkeiten wurden die für die Belagerung notwendigen Geschütze

herangeschafft. Fabelhaft war der Artilleriepark, der mit den deutschen Truppen vor der Festung erschienen war: Mörser, großkalibrige Küsten- und langrohrige Flachbahngeschütze, deren Granaten denn auch vollständige Arbeit gemacht haben.

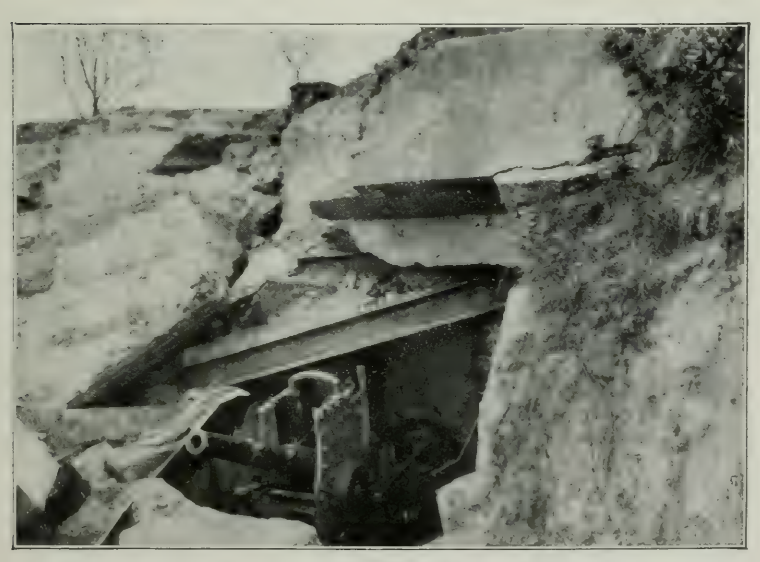
War der Aufmarsch unserer Truppen ein glänzender, so erregte aber gerade das Überwinden der Geländeschwierigkeiten durch die schweren Geschützabteilungen fast noch höhere Bewunderung. Nichts war undurchführbar! Keine Straße war zu steil, zu ausgefahren oder glitt zu schnell und in zu kurzen Spiralen über die Berghänge hinab; die motorischen Kräfte, die überall bei dem Artillerieaufmarsch mit eingesetzt wurden, bewährten sich in dem schwierigen Gelände auf das glänzendste, und so standen die Geschütze fast überall am befohlenen Tag in den vorher bestimmten Stellungen. Die Feuervorbereitung, die den Sturmangriffen auf die Forts der Festung Przemysl voranging, setzte ebenso minutengenau ein wie der zur bestimmten Zeit befohlene Sturm eines Infanterieregiments.

Auch vor der Festung Przemysl wurde die Beschießung der sich rund um die Stadt legenden doppelten Fortreihe und der zahlreichen dazwischen errichteten Erdwerke und Schützengräben wieder einmal ein vollklingender Kriegsgesang. Feldkanonen und Haubitzbatterien hatten die Oberstimmen; die Mörser teilten sich in die Bässe. Es summte und brummte im Norden, im Westen und Süden der Festung, und die Zementwälle der permanenten Werke wurden wie dünne Blechwände durchschlagen. Sie sprangen, auseinandergerissen, wie aufbäumende Pferde in die Luft fahren. Panzerturmdeckel wurden 20 und 30 Meter weit wie Kinderspielzeugstücke von den Wällen geschleudert. Bis tief hinunter in die Kasematten drangen die großen Geschosse der Geschütze. Es ist nur zu begreiflich, daß die Besatzungen einzelner Forts sich schließlich, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, ergaben. Sie verzichteten darauf, unter allen Umständen und bis auf den letzten Mann um des Ansehens der russischen Armee willen Widerstand zu leisten.

Von Radymno her, der menschenleeren, zerschossenen, heiß umkämpften Ortschaft, führt ostwärts die große Hauptstraße Przemysl entgegen. Das ganze Land, durch das sie sich dahinzieht, ist Schlachtfeld



Zerschossene russische Protze hinter den Nordforts von Przemysl.



Ein Treffer der deutschen 42-cm-Mörser:
Gesprengter und abgedeckter Panzerturm des Forts Xa von Przemysl.



Auf den Trümmern in Fort Xa von Przemyśl.
Schußwirkung der deutschen 42-cm-Geschütze.



Verwundetensammelstelle vor dem ausgebrannten Bahnhofsgebäude von Rzeszów.

gewesen. Jedes Dorf, jedes Gehöft wies die Wundmale des Krieges auf. Wie die orthodoxe Kathedrale, die bei Radymno stolz das Santal überragte, in Trümmer ging, so auch die Bürger- und Bauernsiedlungen, um die während des Vordrängens unserer Truppen überall der Kampf tobte. Schützengräben durchzogen die Äcker, stützten sich auf Dörfer, auf Gehöftgruppen und Abbauten.

Zwischendurch waren unweit der Straße mächtige Artilleriestellungen erkennbar. Tiefe Erdbauten ließen ahnen, was für Geschütze dort tätig waren, und schließlich, im weiteren Vormarsch, trafen wir auch die riesigen Mörser an, die nach getaner Arbeit feiernd im Gelände standen. Die Bedienungsmannschaften fingen die bewundernden Blicke auf; sie lachten und winkten.

Und dann wieder Schützengräben, Haubitzbatterie- und Feldartilleriestellungen: schmale Gänge mit Erdwällen davor — alles nur flüchtig aufgeworfene Arbeit, denn man stieß ja von Stunde zu Stunde vorwärts —, und die dunkeln, halbkreisförmigen Mauern aus aufgerissenen Ackerschollen, hinter denen die Kanonen der kleineren Kaliber Deckung fanden.

Näher an der Festung begann das Gewirr der durcheinanderspringenden Infanteriestellungen. Russische Gräben durchzogen das Land; kleine Erdhügel, die Deckungswälle einzelner Schützen, die sich beim sprunghaften Vorgehen schnell einen Kopf- und Rückenschutz schafften, lagen davor. Dichter und fester an die feindlichen Gräben schoben sich diese Angriffsstellungen unserer Leute. Und dann überfaßten sie die Russengräben, in denen noch Gewehre und Patronen in Haufen lagen. Die Mannschaften aber, die darin gestanden hatten, marschierten schon: wir trafen sie in Gefangenentransporten auf der Straße, sahen sie entwaffnet in den Chausseegräben rasten. Was von ihnen bei diesen Stellungen blieb, schläft, für immer stumm geworden, unter kreuzüberragten braunen Hügeln.

Immer aufgewühlter wurde das Gelände: Gräben, Schutzwälle in ganzen Linien, und dazwischen schon die ersten Granatlöcher. Mitten in die Saatfelder, in die schon sommerlich hochstehenden, korntragenden Fluren, hatten die Geschosse hineingeschlagen. Und der Russe wich. Er zog sich immer mehr auf die befestigte Linie der

Forts zurück, aus denen seine Geschütze unsern Truppen feuernd entgegenbrüllten.

Ein merkwürdiger Wechsel: die früheren Angreifer mußten sich nun verteidigen, und zum Teil dienten ihre aus dem vorigen Herbst herrührenden Erdbauten jetzt unsern Truppen. So fand östlich, unweit der Höhe 274, auch General von Kneußl mit seinem Stabe bei Batycze in Beobachtungsständen Unterkunft, die die Russen angelegt hatten, und auch unser Artilleriekommandeur und die Batteriebeobachter überblickten von dort das Festungsvorgelände. Nicht viel mehr als 2 Kilometer lagen die Nordforts X und XI vor diesen Unterständen. Über dieses Gelände arbeiteten sich schon am 31. Mai, als am Nachmittag die schweren Geschütze der Verbündeten schwiegen, bayerische und preußische Infanterie und eine österreichische Schützenabteilung stürmend durch die ersten Forts des äußeren Festungsgürtels vor. Das Artilleriefeuer der Verbündeten hatte die Werke Xa, XIa und XI so wirkungsvoll eingedeckt, daß der Rest der Besatzungen, vollkommen mürbe gemacht, keinen nachhaltigen Widerstand leisten konnte. Er floh vor den mit Hurra durch die zerschnittenen Drahthindernisse dringenden Sturmtruppen, so daß ein Durchstoß gelang, der die Angreifer bis auf die Ringstraße führte, an deren Rand sie sich sofort eingruben.

Die Feuerwirkung der schweren Artillerie auf die Nordforts demoralisierte dort die Besatzung so, daß es in den nachfolgenden Infanteriegefechten einzelnen stürmenden Kompagnien gelang, fast ohne Verluste in die Werke hineinzukommen. Teilweise, so wurde mir einige Stunden nach dem Sturm von Mitkämpfern berichtet, hatten die Truppen nur ganz geringfügige Zahlen an Verwundeten aufzuweisen, und es gab so gut wie gar keine Toten. Und geradezu unglaublich, aber doch der Wahrheit entsprechend, ist der Verlust einer vor Fort XI stürmenden bayerischen Kompagnie gewesen, die einen einzigen Verwundeten zählte! Bayern, Preußen und Ungarn, die in diesen Sturmangriffen in treuer Kameradschaft vorgingen, haben ihren Fahnen neue Siegesbänder und Lorbeeren verdient.

Wüst sah es in dem nun dahintergelegenen, dem Feinde abgenommenen Gelände aus. Die Werke waren vollständig zerstört. Überall

lag Kriegsgerät, Waffen und Montierungsstücke, wild durcheinandergeworfen, umher. Geschütze standen verlassen, schwere, große und leichtere. Zum Teil lagen Leichen an den Wegen, und unter den Trümmern der zerschossenen Werke hauste das Grauen; dort hatte der Tod unter den Besatzungen furchtbar aufgeräumt. Gerade die hatte er sich ausgesucht, die vor den schweren Granaten der großen Mörser in die Tiefe der Forts geflüchtet waren, wo sie sich geborgen glaubten.

Gegenangriffe des Feindes, die während des am Abend aufgenommenen Kampfes um die Stadt einsetzten, konnten, trotzdem Artilleriefeuer sie unterstützte, mit Leichtigkeit abgewiesen werden. Unterdessen standen die schweren Geschütze der Verbündeten schon vor neuen Aufgaben. Mittags war vor den Bayern Werk X gefallen; abends siegten die Augusta-Gardegrenadiere über Werk XII, während drei andere Forts kapitulierten. Einen harten Strauß gab es noch um den Besitz von zwei östlich von Werk XI gelegenen Schanzen, die die Russen mit großer Zähigkeit verteidigten. Preußen und Bayern gingen auch dort mit wundervoller Kraft vor, so daß der russische Widerstand gebrochen werden konnte.

Der von General von Kneußl begonnene Angriff in der Richtung auf die Stadt führte zur Einnahme des zu beiden Seiten der Hauptstraße Radymno—Przemysl liegenden Dorfes Żurawica. Der Feind wurde aus den dort errichteten Befestigungen verjagt, so daß damit die wohlausgebaute innere Fortlinie gesprengt war. Nun aber ging es vorwärts; was von der Besatzung nicht mehr flüchten konnte, wurde gefangengenommen. Und nicht einmal die von den Russen abgebrannte Holzbrücke, die an Stelle der gesprengten eisernen Eisenbahnübergänge über den San geführt hatte, konnte einen ernstlichen Aufenthalt bieten; denn schon in kurzer Zeit waren neue Kriegsbrücken geschlagen. Deutsche Pioniere führten bereitgehaltene Brückenbautrains heran, und bald rückten die Truppen über Pontonbrücken auch in die innere Stadt ein.

Gewaltig in ihrer Wucht und erstaunlich ihrem Umfange nach sind die Zerstörungen, die die Forts von Przemysl durch die Beschießung der schweren Artillerie erlitten haben. Ich sah sie als riesige Trümmerstätten. Ganz besonders groß war die zerstörende Kraft der schweren Artillerie. Riesenhafte Trichter, deren Durchmesser 12, 15

und mehr Meter betrugen, bedeckten das doppelt mit Drahthindernissen umgebene Vorland. Tief, bis zu 8 Meter, war die Erde dort aufgewühlt, und die Sperrlinien waren an solchen Stellen in einer Breite durchbrochen, daß Fuhrwerk bequem hätte hindurchfahren können. Dahinter lagen die Werke als riesige Schutthaufen. Wild durcheinandergeworfen wurden von den krepierenden Geschossen die schweren Zementwandungen der Panzertürme. Die meterdicken Wände waren wie dünne Blechblätter auseinandergerissen. Die Kuppeln wurden in die Höhe und 20 und 30 Meter weit in das Gelände hineingeschleudert, als ob es sich um Ziele aus Pappdeckel handelte, die ein Windstoß erfaßte und spielend mit sich forttrug.

Entsetzliche Bilder boten sich den Augen dar. Zusammengepreßt oder bis zur Unkenntlichkeit zerrissen lagen die Toten unter den Trümmern. Der Luftdruck hatte einzelnen die Adern gesprengt, so daß ihnen das Blut aus Mund und Nase herausgetreten war; andere hatte er hochgehoben und fortgeschleudert, man fand ihre toten Körper mit gebrochenen Gliedern an weitab gelegenen Stellen des Vor- und Rückenlandes. Blauschwarz lagen die Leichen in der Sonne.

Und wie auf den einzelnen permanenten Forts, so sah es auch in den dazwischen angelegten Erdwerken und Infanteriestellungen aus. Überall dieselben grauenvollen Bilder: Verwüstung und Tod. Ganze Schützengräben mit dazwischen ausgebauten Schanzen, die sich als Befestigungen in den um Przemysl angelegten äußeren Fortgürtel einfügten, waren von den Granaten buchstäblich zusammengeschlagen und von den aufgewühlten Erdmassen verschüttet worden. Volltreffer hatten die Wände der Unterstände eingedrückt, so daß sie sich mit den zur Sicherung meist dreifach mit Balken und Erde belegten Dachungen zermalmend auf die Besatzungen stürzten. Aus solchen zusammengesunkenen Grabenstücken ragten Arme und Füße heraus; an andern Stellen hockten die Toten eingeklemmt, halbverkohlt und eng zusammengepreßt zwischen den in Brand geratenen Trümmern. Es war eine schwere und harte Arbeit, die nach der Einnahme von Przemysl die gefangenen Russen noch zum Teil verrichten mußten, als sie die Gefallenen in Massengräbern der letzten Ruhe übergaben. Sie wurden in den Schützengräben, in denen sie gefallen waren, beigesetzt.

Vier Tage hat der Artilleriekampf und Sturmangriff auf Przemysl gedauert. Ungeheure Verluste haben die russischen Besatzungstruppen gehabt, und wie die Gefangenen selbst aussagten, ging der fluchtartig sich zurückziehende Heeresrest vollkommen demoralisiert und erschüttert davon. Die Wirkung der schweren Artillerie der Verbündeten hatte sie kopflos gemacht; denn was sie mit eigenen Augen sahen, war von einer ungeahnten Gewalt: die großen, heulend heransausenden Geschosse machten die Erde bersten, nachdem sie sich tief in sie hineingewühlt hatten. Auf den Werken rissen sie Betonklötze im Umfange von drei und fünf Quadratmetern auf, ließen sie in die Luft emporspringen und zerplatzen. An einzelnen Stellen der sich in einem Umkreis zwischen fünf und sieben Kilometern von der Stadt entfernt um diese ziehenden Hauptbefestigungslinie — die rund 50 Kilometer Ausdehnung hatte — entschlossen sich die demoralisierten Besatzungstruppen, die Drahthindernisse zu zerschneiden und zu den Angreifern überzulaufen, um aus dem Höllenkreis der unter so schwerem Feuer stehenden Fortlinie herauszukommen. Waffenlos liefen sie unsern Sturmkolonnen mit hochgehobenen Händen entgegen.

So also endete der für die Verbündeten so ruhmreich ausgefallene Kampf um Przemysl. Und den Russen blieb es danach nur noch vorbehalten, den vorher hochgelobten, in alle Welt hinausposaunten Wert der Festung so viel wie möglich herabzudrücken. Sie werden wohl auch niemals wahrheitsgemäß angeben, wie groß die Verluste der Armee des gefürsteten Heerführers, des geschlagenen Generals Radko Dimitriew, gewesen sind. —

Um den Sieg der verbündeten Waffen aber in noch klarerem Bilde zu erkennen, ist es ratsam, auch jene schweren Sturmtage in der Erinnerung wach werden zu lassen, die die Russen allein 4000 Tote vor dem Nordfort Duńkowiczki während der ersten Belagerung kosteten. Damals kam der Feind trotz ungeheurer Anstrengungen nicht näher als bis an den Rand der Hinderniszone heran.

Morgenröte legte sich über die schwellenden Hügelgelände, über die Bergstraßen des Sangebiets. Die Lerchen stiegen empor und erfüllten die noch vom Kanonendonner nachtönende Luft mit dem Jubel ihrer ersten Lieder. Das war die Stunde, in der die ersten Truppen

der verbündeten Armeen in die gestürmte, wiedereroberte Festung als Sieger einrückten.

Von Norden kamen ein Bataillon Preußen und in schnellem Anschluß die Bayern. Als sie, durch das Festungsgelände vorstoßend, den mitten in Przemysl liegenden Marktplatz erreichten, trafen auch bald die Reiter der österreichisch-ungarischen Kavallerietruppendivision B..... ein, und kurz darauf rückte die Spitze eines österreichisch-ungarischen Korps heran. Es gab einen ungeheuern Jubel in der Stadt, als die Kämpfer von der Nordfront mit denen der West- und Südwestfront sich im Herzen der Festung trafen. Hurrarufe durchbrausten die Morgenfrühe des 3. Junis. Die Straßen füllten sich schnell mit freudigen, drängenden Menschen. Blumen wurden den Truppen entgegengeworfen, Fahnen erschienen an den Häusern, und dabei wußte man, daß russische Kräfte noch in den Forts an der Ostfront der Festung saßen. Um aber auch dort den Feind zu vertreiben, stießen die k. und k. Streitkräfte sofort nach. Singend zogen sie wieder zur Stadt hinaus, und bald griffen sie die von den Russen zum Schutz ihres Abzuges auf den Höhen östlich der Stadt errichteten Nachhutstellungen an. Die letzte Gegenwehr wurde zerbrochen und der Feind damit vollkommen von Stellung zu Stellung aus dem Festungsbereich getrieben.

Die Leute umarmten einander auf offener Straße. Männer und Frauen standen vor den Häusern mit Tränen in den Augen, und alles, was man zu bieten vermochte, wurde den lagernden Truppen gegeben. Man tat das mit um so freudigeren Herzen, da das innere, das eigentliche Stadtgebiet von Przemysl durch die dritte, so besonders schwere Beschießung nicht gelitten hatte.

Im Lichte des sonnigen Tages bot Przemysl einen reizvollen Anblick. Terrassenartig bauen sich seine Straßen auf; denn amphitheatralisch erhebt sich der südliche Teil der Stadt auf einem jenseits des linken Sanufers liegenden Berghang. Grün steigt der Schloßberg auf. Er wirkt wie eine geschickt aufgestellte Kulisse, vor der sich die Türme der Przemysler Kirchen prachtvoll abheben, die das Bild der alten, schon aus dem 7. Jahrhundert stammenden Siedlung — Fürst Przemyslaw hat sie gegründet — so ungemein beleben. Fähnchen und Flaggen winkten an allen Häuserfronten, und der Schimmer eines

hohen Festtages lag über der vielgeprüften Stadt. Alles Schwere der letzten Monate schien mit einem Male aufgehoben; denn in allen Herzen lebte die Gewißheit, daß es vorüber sei mit dem Leid und der Not des russischen Joches.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Przemyśler Bilder.

„Ni beee ... ni meee ... ni kukuruku ...“ Auf dem Ringplatze in Przemyśl war es: Gewehrpyramiden füllten den Markt zur Hälfte seiner Breite aus. Hochbepackte Tornister lagen dazwischen. Überall standen deutsche Soldaten, die die Pickelhauben entweder abgenommen oder weit zurück in den Nacken geschoben hatten. Vergnügt plauderten sie untereinander: die Begebenheiten des Morgens, der letztvergangenen, ereignisreichen Tage wurden berichtet; Scherzworte flogen hinüber und herüber. Seitlich im Schatten der Bäume und Häuser saßen sie, und die Bürgerschaft drückte sich zwischen ihnen herum. Am jenseitigen Ende des Marktes, wo die Hauptstraße einmündet, die aus dem Gebiet der Südforts heranführt, wurden Gefangene zum Abtransport gruppiert und in Marsch gesetzt.

Die Przemyśler folgten dem Vorgang mit höchstem Interesse, und als der Zug vorüber war, lösten ihnen von neuem Freude und Dankgefühl die Lippen. Es schwirrte ein Gewühl von Stimmen durcheinander. Besonders viele Juden waren auf dem Marktplatz, und einzelne unter ihnen begingen den Tag in Festlichkeit. Es war ihnen ein Joim-Toiw, ein Feiertag, an dem sie den kleinen schwarzen Alltagsdeckel, die knappgeschnittene Schirmmütze mit dem „Strahmel“ vertauschten, der mit Pelzwerk besetzten Sammetkappe; steif standen die Enden der breit aufgesetzten Skunksschwänze als ein merkwürdiger Putz rund um den Kopf herum, darunter hingen die gelockten Pajes lang heraus. Sie trugen den Schabbesrock, der sonst nur vom Freitag bis zum Samstagabend das Tageslicht erblickt, der abgetragen-glänzend und nicht so fleckig ist wie der zerrissene, meist durch eine graue Schmutzkruste unten herum steif gewordene Kittel, mit dem sie an

den Wochentagen die Häuserfronten abzuputzen und die Straßen aufzukehren scheinen. Auch die Frauen legten den besten Staat an, grellfarbige, gestrickte Mantillen aus zitronengelber, roter, blauer und grüner Chenillewolle. Die verfilzten Perücken, die schmutzigen Scheitelstücke, die das abgeschnittene Haar der verheirateten frommen jüdischen Frau verbergen sollen, saßen ihnen gerade auf den Köpfen. Der Tate, die Mamme, die trippelnden Talmidim, alle großen und kleinen Bochrim und schließlich auch die Schar dunkeläugiger, schwarzbrauner, flügger und halbflügger Mädchen, die immer schwatzlustigen, ewig schabbernden Maidlech, sie alle umdrängten die „Befreier" von Przemysl, die deutschen Soldaten, deren schlichtes Heldentum sich schon im Verlauf weniger Stunden in der Stadt legendar zu verdichten begann.

Rund um den Markt standen die buntbewegten Gruppen: hochaufgerichtet, staubüberschüttet, schon am Morgen in Schweiß gebadet unsere Mannschaften, und davor, krumm wie die Fiedelbogen, mit gebogenen Rücken und eingezogenen Bäuchen, mit Patriarchenbärten die Alten, mit staunenden, weit aufgerissenen Augen und offenen Lippen die Jungen von „insere Leit". Manch interessanter Kopf war darunter, Volkstypen, wie sie eben nur auf der Erde Galiziens und dem nachbarlich verwandten Boden Russisch-Polens zu finden sind.

Gespräche fluteten ab und an. Die Bayern fragten, wo ein Ausschank vom Münchner Hofbräu sei, und dann wollten sie wissen, nicht etwa wie es den Bürgern von Przemysl, sondern wie es den Russen erging.

Man lachte: „Ni beee . . . ni meee . . . ni kukuruku . . ."
Die Bürger wiegten sich in den Hüften:

„Herrleben, bester! . . . Sai waißen doch selbst! . . . Sai waißen doch viel besser als insereins! . . . Oder nain? . . . Wissen Sie nischt? . . . Nu, Sie wer'n ja schon wissen: der Russ . . . er ist nischt! Er ist nischt Schaf, nischt Ziege, nischt Huhen! . . ."

Mehr als die Lippen mit Worten redeten, sprachen dabei die Hände. Hundert Gesten folgten schnell aufeinander; die schlanken Finger zuckten, jedes Glied daran schien ein eigenes Leben zu führen. Zuletzt kam ein Erguß von sprudelnden Worten, überstürzten Lauten,

die sich häuften, drängten, zu einem wirren Chaos verschmolzen, bis einer der Bayern mit einem kräftigen, derben: „Mariandjosef! Himmelherrgottsakra!“ Ruhe gebot und dem unheilvollen Lärm für einen Augenblick ein Ende machte.

Mojsche Pitzele bekam das Wort. Er war „a Handelsmann“, der in einer der Seitengassen am Ring einen sklad korzennych towarow betrieb. Wie überall bei einem Kleinwarenhändler, so fanden sich auch bei Mojsche Pitzele hunderttausend Dinge, vom Hufnagel bis zum Käse, von der Zwiebel bis zum Wollhemd zusammen; es gab Regenschirme, Heringe, Hosen und Schokolade, Naphtha, Butter, Briefpapier, Schmieröl, bunte Seidenbänder und, in der Ladentür auf wackeligem Brett, dem Staub der Straße hingebreitet, glasierte Zuckerkuchen, die mehr befaßt als gekauft wurden. Doch das war in guten Tagen; denn als die Russenzeit begann, schloß auch Mojsche, wie seine Nachbarn Schlojme Salomon, Chaim Grojnem Affenkraut, Berel Schreier und Pinkus Zion, den gewölbeartigen Laden. Knarrend legten sich die großen, schiefen Holztüren vor den Eingang; Eisenstange und Eisenriegel schoben sich innen schwer in die Haltehaken, und von nun an gab es auch bei ihm nur noch hunderttausend flüsternde Stimmen, die wie ängstliche Geisterchen durch das Dunkel huschten. Aus der ganzen Stadt kamen sie zu Mojsche Pitzele geflogen; denn viele machten ihn zum Vertrauten ihrer wachsenden Sorgen. Was mußte er nicht alles hören! Was sollte er nicht alles wissen! Fast war er ein Maureh-Hauruhu; denn man verlangte auch von ihm, daß er sich wie der gesetzeskundige Schiedsmann jedweder Frage gleich gewachsen zeigte.

Umstanden von den deutschen Soldaten und einem großen Kreise seiner Glaubensbrüder, erzählte der Handelsmann von den vergangenen zehn Wochen, die Przemysl unter russischer Herrschaft verleben mußte. Zuerst schien es, als ob wider Erwarten ein mildes Regiment anheben wollte, doch dann fingen eines Tages die russischen Verordnungen an, die sehr bald erkennen ließen, welche Absichten nun bestimmend werden sollten. Zugleich erschienen auch russische Kaufleute. Die Stadt wurde also nicht nur mit Lebensmitteln versorgt, sondern fremde Elemente drangen ein, um den Gewinn daraus zu ziehen, und

bald machte es sich immer stärker fühlbar, daß den russischen Händlern politische Aufgaben zum mindesten ebenso nahe am Herzen lagen, wie die Absicht, von Tag zu Tag den Absatz ihrer Waren zu steigern. Wer tiefer blickte, wer von der Przemysler Bevölkerung trotz des einsetzenden Druckes von oben die Augen nicht ganz zur Erde schlug, merkte, daß eine systematische Russifizierung in die Wege geleitet wurde. Alles griff Hand in Hand: die Händler, die Militär- und Zivilbehörden, die vereinzelt eingesetzt wurden, und schließlich kamen auch Einwirkungen von Lemberg herüber: Schulverordnungen, die Einführung der russischen Sprache in einer bestimmten Zahl von Unterrichtsstunden und ähnliche Dinge, die zweifellos erkennen ließen, daß der Russe sich im besetzten galizischen Gebiet schon als der unumschränkte Herr betrachtete.

Die russische Willkür wurde immer fühlbarer. Angesehene Bürger: Rechtsanwälte, Ärzte, Männer der Stadtverwaltung wurden mit ihren Familien aus ihren Wohnungen verjagt, weil man sie angeblich als Quartier für höhere Stäbe dringend brauchte. In einzelnen wenigen Fällen traf das zu. In der Mehrzahl jedoch bezog dann irgendein jüngerer Offizier das Quartier, und sehr bald verschwanden aus den Wohnungen alle wertvollen Möbelstücke. Dem Vizepräsidenten des galizischen Landesschulrates wurde sein an das Festungsgebiet angrenzendes Gut vollkommen ausgeplündert. Dem Pächter wurde das Vieh fortgetrieben; man raubte ihm 16000 Kronen an barem Gelde, führte ihn wegen angeblicher, unbekannter Vergehen zu Fuß nach Lemberg, wo er so lange in Arrest gehalten wurde, bis er erkrankte und in ein Spital gebracht werden mußte. Die kleinen Handelsleute mußten hergeben, was sie an Gut und an Geld besaßen. Taten sie es nicht freiwillig, so gab es körperliche Strafen und Mißhandlungen auf offener Straße. Sie waren ihres Lebens unter den Jüngern der russischen Kulturapostel nicht sicher. Freilich ging es ihnen in einer Art doch besser als manchem Vertreter der oberen Schichten, der schon bald nach der Einnahme von Przemysl ohne große Formalitäten als gegen die neue russische Regierung verdächtig einfach in die Gefangenschaft abgeführt worden war.

Zu der Zeit, da durch öffentlichen Plakatanschlag die neuen, so stark russisch beeinflußten Lehrpläne für die Schulen bekanntgegeben

wurden — es wurde ein ausschließlich russischer Literatur-, Geographie- und Geschichtsunterricht nach neu eingeführten Lehrbüchern angeordnet und Zuwiderhandlungen mit 3000 Mark Strafe für jeden einzelnen Fall bedroht! —, bekam Przemysl hohen Besuch. Schon Tage vorher fanden in vielen Wohnungen peinlich durchgeführte Haussuchungen statt. Auch solche Häuser wurden geöffnet und, wie man sagte, einer amtlichen Kontrolle unterzogen, in denen niemand weiter wohnte, als der von den Eigentümern eingesetzte Verwalter. Diese „amtliche Kontrolle" endete auch wieder damit, daß überall die besten Möbelstücke entfernt wurden, diesmal jedoch unter dem Hinweis, daß sie, später zurückgegeben, sogar einen „historischen Wert" besitzen würden. Leider haben sich später keineswegs alle „historisch" gewordenen Möbel wieder an Ort und Stelle eingefunden, und mancher Przemysler Bürger hätte gewiß gern auf die Ehrung verzichtet, die ihm und seinem Mobiliar von den amtlichen Stellen zugedacht worden war.

Nach ängstlichen Tagen der Erwartung wurde eines Mittags der Befehl gegeben, daß in den Hauptverkehrsadern, die vom Bahnhof zur innern Stadt und von dieser zu dem schönen Aussichtspunkt auf dem Tatarenhügel und zu den Fortifikationen hinausführen, für den nächsten Morgen alle Häuser fest zu verschließen und alle Fenster an diesen Straßenfronten nicht etwa zu schmücken, sondern zu — verkleben seien! Man sprach in der Stadt von dem Besuch „einer sehr hohen Persönlichkeit". Und am nächsten Tag, am 23. April, erfolgte der feierliche Einzug jenes von einem fast mystischen Glanze umgebenen Menschen. Es war der Zar, der an der Seite des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch „seiner Stadt und Festung Przemysl" den ersten, anderthalb Tage währenden Besuch abstattete. Es ist der erste und zugleich auch der letzte Besuch des Russenherrschers gewesen, und sicher ist wohl, daß Nikolai Nikolajewitsch, dessen Stern damals noch den Glanz der Größe erster Ordnung hatte, da ihn die meteorgleiche Kraft der Verbündeten noch nicht so schwer getroffen, dem Allgewaltigen, von der moskowitischen Krone schon oft recht Bedrückten, ein rosenfarbeneres Zukunftsgemälde von Przemysl entworfen hat, als es ihm von den dann kommenden Wochen beschert wurde.

Natürlich machte die Stadt an diesem hohen Tage gerade keinen allzu freundlichen Eindruck. Mit toten Fenstern standen die Häuser an den Gassen. Leergefegt waren die Straßen und gar nicht festlich. Und als dann schließlich die russischen Militärposten aufzogen, wurde das Bild eher düstrer als heller. Die Militär- und Verwaltungsbehörden bekamen darüber selber einen Schreck, und um Przemyśl nicht ganz als tote Stadt erscheinen zu lassen, wurden mit überstürzter Eile die — Schulkinder und Alumnen der geistlichen Anstalten in Feiertagskleidern auf die Straße befohlen. Ein paar russische Fahnen, die die Militärverwaltung in den zu durchfahrenden Straßen verteilt hatte, und die vor russischen Wachtposten stehenden unmündigen Kinder der Stadt, die Hurra schreien mußten, als der Wagenzug vorüberfuhr, das waren die Eindrücke, die der damalige Oberkommandierende der Armee dem Zaren von Rußland in dem eroberten Przemyśl zu bieten hatte. Wahrlich, es muß ein gewaltiges Schauspiel gewesen sein! Eine Jahrmarktskomödie, zu der das Großsprechertum, das sich nach dem ersten Fall von Przemyśl, für den ganzen Erdball hörbar, nach Schaubudenbesitzerart austobte, den wahrhaft würdigen Auftakt gebildet hat. Hoffentlich hatte Nikolai Nikolajewitsch den Zaren auf dieser Fahrt mit einer Schapka-Niewidimka beglückt, der zauberkräftigen Tarnkappe, die in russischen Kindermärchen eine so große Rolle spielt, die verhüllen kann, was im Licht der Welt Wahrheit ist, und die aus dem Nichts das Blendwerk bunten Spiels hervorzubringen vermag! —

Es verlohnt sich nicht, eine Liste der großen Russentaten anzulegen, durch die Przemyśl beglückt wurde. Wie Ostpreußen, wurden auch die Festungsstadt und ihre Umgebung mit System geplündert. Friedliche Bürger wurden verbannt. In den Spitälern muß es drunter und drüber gegangen sein, so daß die Verwundetenpflege die denkbar schlechteste gewesen ist. Ärzte, die im Dienste des Roten Kreuzes tätig waren, wurden während der Ausübung ihres Berufes von den Krankenbetten fortgeholt, grundlos verhaftet, in Arrest gesetzt und später mit Seuchenkranken zusammen abgeschoben. Unzählige Menschen sind auf diesen Fahrten elend umgekommen; ihre Erdenreste wurden irgendwo am Wege klanglos eingescharrt. Was sind Menschen für Rußland!

Als dann die Ereignisse in Westgalizien einsetzten und die verbündeten Armeen unter dem Oberbefehl des Generaloberſten von Mackensen und des Erzherzogs Joseph Ferdinand die russischen Streitkräfte wie Staub vor sich hertrieben, als man durch die neue gewaltige Offensive auch in Przemysl nervös zu werden begann, mehrten sich die stolzen Taten, und das Schuldkonto der russischen Machthaber wuchs von Tag zu Tag immer höher an.

Was ich hier zur Kennzeichnung des russischen Regiments in Galizien anführte, entstammt nun nicht etwa nur dem engen Bereich der gequälten, befreiten Geisterchen, die sich im Laden des jüdischen Handelsmannes gesammelt hatten, die am Morgen unseres Einzuges in die befreite, wiedergewonnene Festungsstadt an hundert Orten zugleich aufflügelten und die, als die deutschen Soldaten eingerückt waren, in den dunkeln Häusern der Gassen und Gäßchen Lebendigkeit erhielten. Gewiß, sie schwirrten zum Marktplatz hinaus, nachdem der starke Eisenbesen der Verbündeten den russischen Kehricht fortgefegt hatte, und sie suchten sich dort Gehör zu verschaffen. Ich suchte mir aber doch noch andere, noch vertrauenswürdigere, ruhigere Gewährsleute, die für die Richtigkeit der Angaben durch ihre öffentliche Stellung bürgen konnten. Höhere österreichische Beamte, mehrere Militärärzte und katholische Geistliche, die mit jenen zusammen in den Lazaretten von Przemysl gepflegt, Freund und Feind Zuspruch erteilt hatten, berichteten mir über die Zustände, die in der Stadt um sich gegriffen. Nicht das, was den Juden zugefügt wurde, ist das Wesentliche zur Beurteilung des russischen Machtgefühles, sondern das, was die ganze Bevölkerung traf. Das große, machtbesitzende Wort im Mittelpunkte des russischen Sprachschatzes, Lapowka, hatte auch in Przemysl seine Bedeutung: Bestechungsgelder wurden nicht nur gefordert, sie wurden ebenso eingetrieben wie die willkürlich der Bevölkerung auferlegten Lasten, wie die Abgaben für die Gewerbeberechtigung, die nur zu hohem Monatssatz erteilt wurde; die Abgaben aber mußten immer für ein halbes Jahr im voraus entrichtet werden. —

Przemysl! Wie schnell der Name dieser Stadt Bedeutung gewonnen hat. Was war er den vielen auf der Welt, die ihn während der Kriegszeit immer und immer wieder genannt haben, noch vor

einem Jahre? Den vielen ... ein Nichts; sie kannten ihn gar nicht; und den wenigen nur ein schwacher Begriff; nichts anderes eben als der enge Name einer kleinen galizischen Stadt, einer Grenzfestung ohne tiefere Bedeutung. Unerlebt war das Wort; es war hohl und ohne Klang.

Wie anders ist es heute, nachdem sich Geschicke von Völkern daran geknüpft haben, nachdem es den Augenpunkt zu bezeichnen hat, den Millionen von Menschen auf der ganzen Welt gesucht haben. Für die deutschen Truppen, die um Przemyśl kämpften, wird er künftighin in goldenen Lettern leuchten. Für die tapferen Regimenter des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches, die vor den festen Mauern, vor den starken Erdwällen der verlorenen Festung um die Wiedergewinnung des alten Reichsbesitzes stritten, wird er von nun an wie heller Posaunenruf sein, hängt doch mit ihm der Sturm zusammen, der, über die grünen Höhen der Waldkarpathen und der Beskiden hervorbrechend, an Przemyśl vorüberbrausend, säubernd in die galizische Ebene niederfuhr! —

Auf dem Ringplatz von Przemyśl wurden die Gewehre wieder aufgenommen, und die Regimenter formierten sich zum neuen Vormarsch. Kommandorufe schallten über den Platz. Kurz und kraftvoll hallten sie an den Häusern entlang, dann dröhnten Marschschritte auf dem Pflaster; ein deutsches Soldatenlied erklang; eines von denen, deren Worte so schlicht sind, die in Volkstümlichkeit Tiefe besitzen, die von Liebe, von Leid und Freude wissen, in denen vom Abschiedsschmerz der Zurückbleibenden und der Lust des Marschierens, von mütterlicher und bräutlicher Trauer, vom Tod auf dem Schlachtfelde und der Liebe zu den Waffen die Rede ist. — Auf allen Straßen standen die Przemyśler und winkten. Und auf dem Marktplatz war es, als ob das Denkmal des polnischen Dichterfürsten Adam Mickiewicz, auf dessen Stufen deutsche Soldaten gelagert hatten, Leben bekam. Goethe und Alexander von Humboldt haben den Dichter geschätzt, der, selbst noch ein Jüngling, die Jugend Polens zu bewußter Tat und Arbeit aufrief, der ihr in einem Feuergesang, in seiner „Ode an die Jugend", das Glück der Menschheit als das Lebensziel pries ... Marschschritte auf dem Pflaster und dazu ein deutsches Lied. Fest

zogen sie vorüber. — Mir aber war, als müsse das Bild von Stein die Lippen öffnen, um wie einst von neuem zu rufen:

> Zusammen, junge Freunde!
> Der ist glücklich, der fiel in Erfüllung der Pflicht,
> Der im Sterben den andern noch Stufe ward,
> Stufe zur Größe des Ganzen.

Durch das Festungsgelände zogen unsere feldgrauen Jungen hinaus. Über eine kampfschwere Erde führte die Straße. Zeichen der Schlacht lagen gehäuft an den Wegen. Zwischen den zerschossenen Festungswerken, inmitten der Äcker, hinter Waldstücken, die Deckung boten, Schlachtbilder voll Grimmigkeit und Ernst. Hier eine niedergebrannte Wohnstatt, traurige Trümmer. Dort wild durcheinandergeworfene Pferdekadaver, stinkend, zerrissen, ein furchtbares Bild — ein Granattrichter daneben, ein zerschlagener, völlig zerrissener russischer Protzkasten. Unweit davon Grabhügel im Schatten einer Linde ... Sie aber, denen das Leben noch holder Besitz war, denen die Wangen glühten, vor deren Augen die Welt weit lag und die hier im Lande jetzt von den Waffenkameraden der verbündeten Armeen so gern „die deutschen Brüder" genannt wurden, sie marschierten, marschierten hinter ihren Fahnen und sangen.

An einer Straßenbiegung trennten sich unsere Wege. Wir standen still und winkten. Wir grüßten die schwarzumhüllten Feldzeichen. Vorüber... „Wer weiß, ob wir uns wieder sehen..."

Schwere Staubwolken lagen über der Landstraße... Auf der Fahrt zum Hauptquartier zogen dann noch einmal all die Bilder, die großen und kraftvollen vorüber, und plötzlich war es wieder einmal Meister Detlev von Liliencron, der mir in den Gedanken erwachte... Kleine, schlichte Kreuze am Wege gaben wohl die Verbindung:

> Denk ich all der Kameraden,
> Die an meiner Seite fielen?
> Blutige Schärpen, Kriegsballaden,
> Früh ins Grab vor hohen Zielen.
> Plötzlich bin ich tempeleinsam,
> Stimmen hör ich, tonlos wüst,
> Mühsam her aus fernen Gräbern:
> „Heilige Fahnen, seid gegrüßt!"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Lemberg.

Die helle, leuchtende Zeit der Sommersonnenwende flog über die Lande. Vielfarbig, umweht von einem süßen Meer von Duft, blühten vom klaren Weiß bis zum dunkelglutenden Rot draußen in den Dörfern die Rosen an den Wegen. Mittsommernacht kam heran. Weit stand sie, blau in blau, über Bergen und Flußtälern der galizischen Erde, und vom hohen Domzelt des Himmels floß der milde Glanz silberflimmernder Sterne so friedensreich hernieder, daß sich all das gewaltige Geschehen des Krieges auslöschte, wenn man sich, und sei es nur für die Spanne kurzer Minuten, dem weihevollen Zauber der Natur hingab.

In Krakau, der alten, kirchenreichen, von nadelspitzen Türmen so mannigfach überragten Stadt, hat die Bevölkerung in der Johannisnacht unten am Weichselufer das Volksfest „Wianki", das Kranzwerfen, begangen. Von altersher gepflegt, erfüllt mit dem süßen Glauben an stillwaltende Zauberkräfte — ein Nachbleibsel heidnischer Zeit —, gab sich die weibliche Jugend dem Spiele hin, durch das sich jedem Mädchen das Bild des unbekannten Geliebten enthüllen soll. Farbenbunt war das Ufer des Weichselstromes umdrängt — mit einem brennenden, blinzelnden Lichtlein in der Mitte schwammen die kleinen Blumenkränze still den Fluß hinab; denn befreit vom Druck angstvoller Beklemmungen, lebte die Bevölkerung der Festungsstadt auf, seitdem sich der drohende Wall des feindlichen Ansturms unter dem neuen, Sieg auf Sieg bringenden Vormarsch der verbündeten Armeen in ein Nichts auflöste.

Die Wiedergewinnung Przemysls befreite Krakau von einem Alp. Mit einer großen, feierlichen Dankprozession beging man in der schönen, altertümlichen Stadt den Sieg. Hell flatterten die Fahnen von den Häuserfronten, und durch die dicht gedrängt bestandenen Straßenreihen schob sich langsam der kirchliche Zug. Vor den Häusern wimpelte die äußere Welt, Freude über Freude: rot-weiß und blau-weiß, die Farben Polens, die Farben der Stadt, und dazwischen schwarz-gelb und rot-weiß-



Deutsche Truppen, Artillerie und Infanterie, überschreiten, von Ungarn kommend, den Duklapaß.



Der Marktplatz der von den Russen bombardierten Stadt Inowlódz an der Pilica nach dem Brande.



Ungarische Infanteristen im Anschluß-Schützengraben beim Brückenkopf von Inowlódz.

grün, die Fahnen Österreichs und Ungarns. Auch die deutsche Fahne fehlte nicht. Und unten, das Gedränge des Volkes hoch überragend, hinter festlich geschmückten Mädchen und Jungfrauen langsam einhergetragen, umgeben von der hohen Geistlichkeit, die schweren seidenen, reich gestickten Kirchenfahnen im Zuge der Prozession. Feierliche Lieder erklangen; denn Dankempfinden wurde zum lauten Lobsingen Gottes, der den Waffen Segen und Sieg gegeben hatte. Frauen und Männer folgten in dem langen Zug; viele Soldaten, Offiziere und Mannschaften, gingen mit.

Und wie in Krakau, der alten polnischen Königsstadt, die der Wawel mit hohem Dom und Schloß seit Kasimirs des Großen Zeiten, seit 1400, sinnfällig überragt, so gab es im ganzen galizischen Lande in diesen Sommersonnwendtagen ein freudiges Aufatmen. Fahnen überall, helle Gesichter und Lieder zu Ehren des Reiches. Und nun erst der Aufschwung der Freude, als Lemberg fiel, als die Hauptstadt des Kronlandes dem Feinde wieder entrissen worden war! — Nach heißen Kampftagen ist das geschehen; denn noch einmal versuchte der Feind festzuhalten, was er in monatelangen Kämpfen, unter Aufopferung ungeheurer Menschenmassen schwer genug errungen hatte. War der Verlust Przemysls ein harter Schlag für die russische Armee, so mußte die Aufgabe von Lemberg eine Wunde geworden sein, die dem in seinem Ansehen geschwächten Reiche noch Sorge bereiten wird. Lemberg war den Russen seit langem der Inbegriff Galiziens, galt doch die Landeshauptstadt von „Rotrußland“, wie man drüben im andern Lager so gern zu sagen pflegte, als das noch fehlende „Juwel der Zarenkrone“. Man hat es sich ungeheuer viel Blut kosten lassen, um in den Besitz dieses Schmuckstückes zu kommen, und sicher ist es dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch ein Augenblick berauschenden Triumphes gewesen, als er dem Herrscher aller Reußen bei dessen Einzug in Lemberg so pathetisch sagen konnte: „Lemberg liegt zu Füßen Eurer Majestät.“

Ja, „zu Füßen“ lag das vergewaltigte Lemberg dem russischen Zaren, mehr aber noch dem russischen Zarentum, jener unersättlichen Macht, die polypengleich ländergierig ihre Fangarme nach Ost, nach Süd und West ausstreckt. Zu Füßen lag es, jedoch zum Glück nicht

allzu lange, wenngleich die zehn Monate des russischen Regiments gewiß schwer und schmerzlich genug für Stadt und Bevölkerung vorübergezogen sind.

Es mag Schwache gegeben haben, die unter dem Einfluß russischen Geldes und russischer schleichender Beredsamkeit abtrünnig wurden; die Tage der Kämpfe um die Landeshauptstadt haben es aber doch bewiesen, wie stark der Herzschlag der großen Masse der Bevölkerung sich dem alten Österreich erhalten hatte. Und noch stärker kam das zum Ausdruck, als am Siegestage selbst der Kommandant der ... Armee, der österreichisch-ungarische General der Kavallerie von Böhm-Ermolli, inmitten seiner Truppen in die reichbeflaggte Stadt einzog. Jubel über Jubel, nicht endenwollende Freude lebte sich aus. Die Truppen wurden mit Blumen beworfen, und ebenso fiel eine duftende Flut auf die Automobile nieder, in denen der Kommandant mit seinem Stabe einrückte. Jauchzend, brausend klang es durch die Straßen auf: „Hoch Österreich-Ungarn! Es lebe der Kaiser! Hoch die siegreichen verbündeten Armeen!" ... Das war ein ursprünglicher Dank, der tief aus dem Herzen kam; ein Dank, der sich frei und unbeeinflußt den Befreiern entgegendrängte.

Es sind heiße Tage vor Lemberg gewesen, heißer als viele, die, vom Schlachtenlärm erfüllt, davorliegen. Und die Truppen, die die russischen Kräfte vor der galizischen Landeshauptstadt warfen, haben sich den Dank im vollsten Maße durch schwere Arbeit verdient; denn wenn es gelang, durch ein treffliches, großzügiges Zusammenarbeiten der verbündeten Armeegruppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand, Mackensens, Böhm-Ermollis, Linsingens und Pflanzer-Baltins so auf die feindlichen Stellungen zu drücken, daß sie, trotz des stärksten Willens dazu, nicht mehr gehalten werden konnten, so spricht das Resultat nur für die planmäßig angelegten und geschlossen durchgeführten Operationen, aber noch immer nicht für einen leicht erfochtenen Sieg.

Der Erfolg, der vor Lemberg errungen wurde, konnte nicht allein auf den engeren Schlachtfeldern vor den Mauern der Stadt erkämpft werden. Auf der ganzen weit ausgedehnten Front, vom Weichsel-San-Winkel angefangen bis hinunter nach Beßarabien, mußte jede der auf galizischer Erde fechtenden Armeen ihre ganze Kraft dazu

beitragen. Viel deutsches, viel österreichisch-ungarisches Blut hat das gekostet. Und was im Raume des Gródeker Seenabschnittes, am Wereszycabach geschah, war darum so wertvoll wie das, was sich auf dem linken Flügel bei und weit oberhalb Rawa Ruska oder südlich im Flußgebiet des Dnjester und der dortigen Sumpfstrecken ereignete. Man kämpfte im Norden und Westen, im Süden und tief im Südosten um die Stadt wie um ein heiliges Symbol; man stritt um Lemberg, das Herz Galiziens.

Wohl galt es, eine Befreiung, die Fortnahme eines wichtigen feindlichen Stützpunktes zu erreichen. Dahinter aber stand die große Aufgabe, unter diesem Stern die feindliche Armee von neuem zu durchbrechen. In der Erkenntnis, was für sie mit der dritten Lemberger Schlacht auf dem Spiele stand, hatten die Russen denn auch noch einmal alle ihnen zu Gebote stehenden Kräfte zusammengezogen. In gut vorbereiteten Stellungen hatten sie sich festgesetzt, und im Rücken stützten starke, festausgebaute Linien als Aufnahmestellungen ihre Front. Die zurückgeworfenen Kräfte konnten sich daher vor Lemberg immer wieder von neuem sammeln. Sie hielten aber nicht nur mit Zähigkeit gegenüber dem Ansturm der Verbündeten aus, sondern sie brachen sogar in heftigen Gegenstößen selber auf die Stellungen der Angreifer vor, hoffend, dadurch noch zu guter Letzt das Schicksal ihrer Hauptarmee wenden zu können. Aber all ihr Bemühen blieb erfolglos, trotzdem sie keine Verluste scheuten, Verluste an Gefangenen und an Gefallenen. Das Schlachtfeld dampfte vom Blut, und die von Granaten tief aufgewühlte, zerschlagene Erde, über die die angreifenden verbündeten Infanterietruppen beim Schweigen des Artilleriefeuers vorwärts mußten, bot ein Bild des Schreckens. Nur langsam gelang es ihnen, die feindlichen Linien zu zersplittern, zu erschüttern und schließlich zu durchbrechen. Einzelnen Teilen der russischen Armee wurde der Anschluß an die Hauptkraft verlegt, so daß ihnen nichts anderes übrigblieb, als sich auch aus ihren letzten Erdwerken, durch die Lemberg befestigt worden war, zurückzuziehen und damit endlich die Stadt aufzugeben.

Aber auch jetzt trat, wie vorauszusehen, kein Stillstand der Operationen ein; denn den letzten Rest der galizischen Erde galt es

noch zurückzugewinnen. Bewundernswert war die Zähigkeit der Truppen, die, aus der Schlacht kommend, immer wieder vorwärts in die Schlacht gingen.

Seit dem Maianfang, seit jener denkwürdigen Nacht, die dem gewaltigen Sturmangriff auf Gorlice vorausging, waren sechs Wochen vergangen. In beispiellosem Siegeszug hatten die Truppen Galizien in Eilmärschen durchmessen, die nur dann eine Hemmung erlitten, wenn Stunden neuen Kampfes anbrachen. Reingefegt hatten sie das Land mit blanker Wehr. Vom Dunajec über die Biala, durch das Ropagebiet über Jasiolka, Wisloka und Wislok ging es vorwärts, immer vorwärts, und dann drangen sie in ununterbrochener Verfolgung des völlig aufgelöst fliehenden Feindes durch das Bergland des mittleren San, über die Podolische Platte bis zu jener Beuge des Flusses, an der sich die viel umstrittene Feste Przemysl gegen das Karpathenvorland lehnt. Neue Kampftage kamen. Przemysl und Lemberg! In beide Festungen zogen sie nach kurzer Zeit ein. Es war, als ob eine freudigwehende Fahne über ihren festgeschlossenen Reihen schwebte: die wundervollste Siegeszuversicht. Nirgendwo im Verlauf des ganzen Feldzuges und an keiner andern Kampffront kann sie je stärker empfunden worden sein.

Ein blühendes Land hat unter diesem Zuge, der notwendig wurde, um den Feind zu vertreiben, unsagbar schwer gelitten. Alle Wege, über die die Heeresmassen dahinfluteten, sind gezeichnet. Zerschlagene Städte, in Trümmer gesunkene Dörfer, rauchschwarze Gehöfte, Kirchen, deren Türme aufgerissen wurden bis auf den Grund — das Auge hat diese traurigen Bilder zu vielen Malen gesehen, hat Schmerz empfunden an ihrem Anblick, ist stumpf geworden daran und wurde doch immer wieder von neuem von all der Not des Krieges erfaßt. Das schöne Kronland Galizien! Inmitten seiner Bergwelt, seiner herrlichen Waldungen liegen die Trümmer, weint die Not der Menschen, und doch war ein Jubel im Lande, wenn die siegreichen Truppen vorüberzogen, wenn zwischen den Schlachten auf den Straßen ihre Lieder erschallten. Von Gorlice an bis vor Lemberg sah ich sie auf dem Marsch. Tief in den Gründen breiter Flußtäler, hoch auf den Höhen der Bergkette zogen sie dahin, staubbedeckt, grau über grau...

Unter dem Schmutz der Wege war vom Menschen fast nichts mehr zu erkennen.

Was man während des Vormarsches auf den Bergstraßen sehen konnte, vermag kein Wort zu erschöpfen. Bunt durcheinander schoben sich die Trains der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee hinter den Truppen einher. Mühsam krochen die Gespanne über die Serpentinen der Bergpässe, auf Saumpfaden schritten Tragtiere hintereinander her. Die stille Bergwelt der Karpathen, die schon einen Winter lang vom Geschützdonner aufgestört worden war, erlebte fast noch Schauerlicheres in den Wochen des Frühsommers.

Und dann Galizien als Grab! Welche Opfer die russischen Heere bringen mußten, wird nie bekannt werden. Vor Przemysl, in den drei Lemberger Schlachten, in den Kämpfen am Lupkówer Sattel, an der Duklastraße, hat die feindliche Armee geblutet wie nie eine zuvor. Zu Hunderttausenden sanken im Winter die Menschen dahin, die maigrünen Hänge färbten sich rot, und der Sommerwind fand sie mit braunen Erdhügeln übersät, auf denen leuchtend die weißen Kreuze schimmerten. Überall, wo Schützenstellungen die Bergreviere aufgewühlt hatten — und wo hatten sie das nicht! —, lagen die Toten. Massengräber sind dort entstanden, weil man nicht Herr werden konnte der Leichen, die in und hinter den gestürmten Stellungen des Feindes lagen.

Aber auch viele der Unsern haben dort in galizischer Erde nach ehrenvollem Kampf die letzte Ruhestatt gefunden. Wahrlich, sie sind in die Natur hinübergegangen, sie haben einen Friedhof gefunden, wie er schöner und gewaltiger nicht gedacht werden kann. Alle Erinnerungen an das große Ringen auf galizischer Erde, die in späterer Zeit wach werden, werden sich auch um jeden einzelnen unserer heldenhaften Kämpfer schlingen. Bergauf, bergab, an den Straßen, in den Wäldern, in den von rauschenden Flüssen durchzogenen Tälern, auf den von Sonne umlachten, von Stürmen umtobten Höhen liegen unsere Gräber; denn jeden Mann, den wir dort verloren haben, verloren wir alle durch die Gemeinsamkeit des großen Kampfes.

Über viele Straßen hat auch mich in jenen Wochen das Kriegsleben geführt. Hier waren es deutsche Verbände, dort Österreicher, Ungarn, Siebenbürger Sachsen, die ich traf. Mit Szeklern lag ich

am Tage der italienischen Kriegserklärung in einem Lager am Beskidpaß. Palota! Das Nest war so gut wie menschenleer, die Cholera hatte vordem dort gehaust, und die Wasser, die daran vorüber zu Tal liefen, hatten Leichengeruch. Doch das war nur die äußerliche Welt. In uns war Überschwang, war Glück, war der Rausch des Erfolges, und bis in das Frührot hinein klangen die Lieder auf den Bergen; denn in den Leuten, die Oberst von P.... als Brigadekommandeur unter sich hatte, glühte noch das Kampfgewoge vieler Schlachten nach, die sie im galizischen Bergland hatten schlagen helfen, und zugleich knisterte schon die neue Flamme: die Kampfslust, gegen den anzurennen, der sich Freund genannt und der Verrat geübt, der nun im Süden das Reich bedrohte!

Darin glichen sie alle einander, die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten, die Helden geworden waren im wildesten Gebraus von hundert Schlachten, daß sie ringen wollten zur Ehre ihrer Fahnen, zur Ehre des Vaterlandes gegen die, die ihnen diesen Kampf aufgezwungen hatten.

Vierter Teil: Bei der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Streifzüge zwischen Bzura und Pilica.

Südlich der Höhe 10, in der Nähe von Rawa, ungefähr bei dem Dorfe Konopnica, lag der südliche Punkt unserer von der Weichsel im Flußgebiet der Bzura und Rawka herunterreichenden Stellungen vor Warschau. Es war ein Drehpunkt in der Nähe des Rawkaknickes, von dem aus unsere Linie in südöstlicher Richtung einen Anschluß nach der Pilica suchte, den sie bei Domaniewice, westlich Nowe Miasto, erreichte. Stromauf an der Pilica liegen die Trümmer der ehemals anmutvollen Stadt Inowlódz, die sich, von russischem Granathagel und durch verheerenden Brand zerstört, in einen Elendhaufen verwandelte. Ich habe sie kurz nach diesem Unglückstag gesehen: menschenleer waren die Straßen, es roch nach Leichen, die unter den zerschlagenen Häusern verschüttet lagen; ein deutscher Wachtposten an der Pilicabrücke war das einzig menschliche Wesen in der Stadt.

Auch Inowlódz war ein Winkelpunkt in der deutschen Stellung, die, von dort rückwärtig auf Tomaszów gestützt und abermals in südöstlicher Richtung verlaufend, nun in das Gebiet von Kielce nach Südpolen weiterführte. Dieser fortlaufende Schenkel unserer Stellungen war es, der nach der galizischen Offensive der Armee des Generalfeldmarschalls von Mackensen zuerst in Bewegung kam, als die Russen zur immer weiteren Zurückflutung gezwungen wurden. Es gab auf dieser Linie zunächst eine Vorwärtsbewegung allgemeiner Natur, durch die ein Ausgleich der Stellungen im Pilicagebiet geschaffen wurde, wo nach den schweren Kämpfen vom Märzanfang eine Beule entstanden

war. Es wurde damals von der unter General D.......... kämpfenden Division hart um das Vorwerk Jesierzec gegen einen sich zäh verteidigenden Feind gerungen. Auf dem denkbar ungünstigsten Gefechtsfelde und bei schneidender Winterkälte fanden die Gefechte statt, durch die die russischen Kräfte auch dort zurückgetrieben wurden.

Im Zusammenhang mit den aus Galizien östlich der Weichsel vordringenden Truppen konnte dann aber jene kraftvolle Schwenkung ausgeführt werden, durch die das ganze Gebiet von Südpolen westlich der Weichsel dem Feind entrissen wurde. Die Truppen des Generalobersten von Woyrsch drangen durch das Bergland der Lysa Gora weiter über den Kamienna-Abschnitt vor. Sie warfen die Russen unter schweren Kämpfen zurück, entrissen ihnen die Stadt Radom und das auf derselben Linie östlich davon gelegene Zwolen — letzteres nach besonders heißen Gefechten — und marschierten damit auch aus diesem Raume in breiter Front nordöstlich gegen die Festung Iwangorod.

Unaufhaltsam wie die von Galizien her über die Reichsgrenze in das russische Gebiet eindringenden Verbündeten, schoben sich auch unsere in Südpolen kämpfenden Truppen auf ihrem Marsche täglich weiter vorwärts. Sie arbeiteten sich der Weichsel entgegen, bis sie den Strom erreichten und sein linkes Ufer, vom Einfluß der Pilica bis nach Koszienice, fest in die Hand bekamen. Die Westfront der Festung Iwangorod wurde damit umfaßt und die Belagerung dieses Waffenplatzes eingeleitet.

Durch die gleichzeitig im Gebiet nördlich der Weichsel einsetzende neue Offensive der Hindenburgschen Streitkräfte, durch den siegreichen Vormarsch der dazugehörigen Armeegruppen von Gallwitz und von Scholtz gegen Nowo-Georgiewsk, kam mit einem Male in die große Kampfbewegung an der Ostfront ein neuer Sinn. Jedem, der die Geschehnisse und Entwicklungen mit Aufmerksamkeit verfolgte, enthüllte sich nunmehr die Größe der den Armeen gestellten Aufgabe. Es galt nicht mehr allein die Befreiung der galizischen Erde vom Druck des mit dem Einfall entstandenen russischen Joches, sondern es zeigte sich deutlich, in welchem ungeheuer gewaltigen und umfassenden Maße ein Angriff auf die russische Zentralarmee angesetzt worden war. Dem unvergleichlichen Siegeslauf, dem Vorwärtsstürmen der verbündeten



Schützengraben eines thüringischen Infanterieregiments im mittleren Pilicagebiet in der Brückenkopfstellung von Inowlódz.



Feldlazarett vor Warschau.



Bayerischer Küchenpark vor Warschau an der Kirche von Rasɔyn.

Truppen in Galizien gesellte sich jetzt der Plan einer Einkreisung der feindlichen Hauptkräfte, die sich zwischen drei Stromschranken auf ein großes schützendes Festungsdreieck stützten, dessen nördlich davor gelegene Linie Lomza — Ostrolenka — Nowo-Georgiewsk noch dazu durch die starken Festungswerke von Rozan und Pultusk verstärkt wurde. Es enthüllte sich ein Plan, wie er bisher selbst von den genialsten Heerführern noch niemals erdacht, geschweige denn durchzuführen gewagt worden war. Vor Nowo-Georgiewsk, der beherrschend an der Mündung des Narew in die Weichsel liegenden Festung, die, bollwerkartig als harter Kopf gegen Deutschlands Grenzen gerichtet, den wichtigsten russischen Heeresversammlungsraum von Warschau zu stützen hatte, standen jetzt die deutschen Truppen. Nordöstlich davon waren durch Operationen, die für den Feind ziemlich überraschend zur Durchführung gebracht wurden, die Werke von Pultusk und Rozan in zähem, unwiderstehlichem Ansturm von der Armee des Generals von Gallwitz erobert worden. Damit wurde der Übergang über die Narewlinie erzwungen. Es ordnete sich alles, was an deutschen Streitkräften aufmarschiert war, zu einem riesenhaften eisernen Ring, in dessen Mitte Warschau, die große Weichselfestung, als Stadt: „die Perle Polens", lag.

Wie in den heißbewegten Tagen des Jahres 1914, die der Weihnachtsmonat brachte, als vor den Mauern von Lodz die deutschen und russischen Heereskräfte miteinander um dieses wichtigste Industriezentrum in Polen rangen, als die Russen nicht nur aus Gründen des Ansehens zähe bemüht waren, die Stadt in ihrem Besitz zu behalten, so nahten nun wieder Ereignisse, die Licht und Schatten vorauswarfen. Ungeheurer, gewaltiger aber als alles, was bis dahin die Ostkämpfe gebracht hatten, war das, was nun in Bewegung kam. Aus Abwehr war ja längst Angriff geworden, und so waltete durch ganz Polen ein großer Wille: der Gedanke der Heerführer, das Siegesbewußtsein, die Kraft stürmender Regimenter, der unsichtbare und doch überall fühlbare Geist der sich ihrer Aufgabe vollbewußten Truppen. In Nord, in West und Süd lebte er als das unbedingte Vertrauen zu den obersten Führern, und zu den Namen Hindenburg und Mackensen kam jetzt noch der des Prinzen Leopold von Bayern, der der oberste Führer der . . . Armee geworden war. Nach langen Monaten einer aufgezwungenen, oft genug

schwer getragenen Ruhe kam die ganze Front in Bewegung; der Kampf gegen Rußland trat in einen neuen Abschnitt ein. Stellungskrieg, Schützengrabenleben waren überwunden. Aus den Winterbarackenlagern, aus den Sommersiedlungen der deutschen Soldaten, in denen sich die Blumengärten so reizvoll entwickelt hatten, daß man die stillen Abende auf grün umhegten, duftumwehten Bänken aus Birkenholz, den Krieg fast vergessend, verträumen konnte, waren die Regimenter aufgebrochen zur Verfolgung des Feindes.

Zuletzt kam die Rawka-Bzura-Front in Bewegung, jene Stellung, die von Kamion gegenüber Wyszogród — dort wo die große Weichselbrücke den Hunderte von Metern breiten Strom überfaßt — über Sochaczew nach Rawa südwärts reichte. Es ist die Front, auf der sich unsere Truppen in ungeheuer zähen Kämpfen nach den Gefechten von Lodz und Lowicz, nach den Sturmtagen von Nowosolna und dem unentwegten Ringen um die Übergänge über die Rawka, Bzura und schließlich auch Sucha immer wieder in den Feind verbissen, der in ungeheuer schweren, vorbereiteten Stellungen unsern weiteren Vormarsch auf Warschau zu vereiteln bemüht war.

Durchschnittlich lagen unsere Linien 30 Kilometer vor der äußern Fortgrenze von Warschau. Wald-, Sumpf- und Flußgebiete, die der Feind meisterlich ausgenutzt hatte, stellten sich als stark befestigte Abschnittgrenzen entgegen. Und wie hart die Kämpfe, die wie Revolutionen gegen den aufgedrängten Stellungskrieg erscheinen, immer wieder gewesen sind, vermögen die Namen Sochaczew, Bolimów, Humin, die oft genannten, beweisen. Gerade die unausgesetzten Bemühungen, auf der Straße von Sochaczew gegen Blonie vorwärtszukommen, und ebenso die immer wieder erneuten Vorstöße aus dem nach Osten zu geschaffenen Brückenkopf über die Rawka bei Bolimów gegen Warschau durchzubrechen, legten Zeugnis ab für den Geist, der unsere Truppen während des Stellungskrieges beherrschte. Drohende, vom Feinde befestigte und dicht besetzte, sich über Meilen ausdehnende Waldgebiete, die kaiserlichen Forsten von Skierniewice, boten dem Vormarsch Einhalt, und jeder Tag wurde ein Ehrentag für die Truppen, die vor diesen Stellungen des Feindes in seinem ständigen, unruhigen Feuer gelegen haben. Mogily, auf Deutsch: Gräberstätte — der Name ist alt, er

stammt vielleicht schon aus den Zeiten der Tatarenkämpfe, aber er hat in diesem Krieg von neuem einen tiefen Sinn bekommen; denn viele der Unsern, mehr aber noch, viel mehr von den Söhnen Rußlands haben dort oben auf der von schweren Granaten und Schützengräben aufgewühlten Höhe über dem Rawkatal ihre Totenstätte gefunden.

Unter dem Druck, der nun nördlich der Weichsel und zugleich von Südpolen her einsetzte, hatte der Feind all diese heiß umrungenen Stellungen, die ihn in der Verteidigung ungeheure Opfer gekostet haben, räumen müssen. Während Nachhuten die Linien und Gräben noch hielten, um den Abzug einstweilen zu verschleiern, zogen sich seine Hauptkräfte in der Richtung auf Warschau zurück. Die Blonielinie — Blonie—Nadarzyn—Góra=Kalwarja — mußte sie aufnehmen. Es war das die erweiterte westliche Brückenkopfstellung vor Warschau, die aus einer eng geschlossenen Reihe fester Erdwerke bestand. Seit langem war es uns bekannt, wie stark die Russen gerade diese für sie wichtigen Rückhaltstellungen vor Warschau ausgebaut hatten; denn unsere Flieger sahen sie dort seit Monaten eifrig am Werk. Trotzdem die zurückflutenden russischen Truppen nun eine Verteidigungsstellung allerersten Ranges vorfanden, muß der moralische Eindruck doch niederdrückend genug gewesen sein, als sie unter einem aus der Entfernung wirkenden Zwang schließlich die Stellungen räumen mußten, um die sie sich in monatelangen Kämpfen geschlagen hatten.

Und so war denn alles wieder in Bewegung gekommen. Die Infanterie marschierte. Sie blieb dem Feinde nachstoßend auf den Fersen. Feldgeschütze, Haubitzen allen Kalibers und was sonst noch an schönen Überraschungen für den Gegner bereitgehalten worden war, strebte vorwärts. Auf dem Marktplatz von Wiskitki — die Stadt selbst lag tot — standen Mörserbatterien, umlagert von vierschrötigen Artilleristen, die ebenso athletisch wie ihre Geschütze aussahen. Gegen Warschau wollten sie vorwärts. Sie kamen mir vor wie Löwen, die noch in ihrem Schlupfwinkel saßen, aber nur darauf warteten, hervorspringen zu können.

Was seit langem Wunsch war, hatte sich erfüllt, und das Gefühl unserer Leute war denn auch ein überaus glückliches. In breiten Fronten schoben sich ihre Regimenter wie kräftige Wälle gegen die Weichsel=

festung vor. Freilich lagen überall noch Erdbauten der Russen im Lande, die aber als Hemmnisse nicht mehr in Betracht kommen konnten.

Nicht ohne Interesse waren unsere Leute auf dem Vormarsch an den russischen Erdwerken vorübergekommen. Sie hatten gestaunt, und es muß immer wieder gesagt werden, daß Offiziere und Mannschaften stets den Eindruck hatten, daß wir aus der Art ihrer Anlage nicht genug lernen können. Aber auch unsere Truppen hatten es verstanden, die Lehren, die ihnen in bezug auf die Kunst des Schützengrabenbaues die verflossenen Kriegsmonate gegeben, anzuwenden. Tiefe, wohlausgebaute Gräben hatte ich im Abschnitt der D....... schen Division und gerade zuletzt noch in der Nähe des kräftig zerschossenen Rawa südlich der Höhe 10 gesehen. Die Kolonnen, die Munition und Lebensmittel dort in die Stellung fahren mußten, hatten sich einen neuen Weg gesucht, da die nach Rawa führende Landstraße, die breit und wohlgefällig über einen Höhenrücken kroch, noch vom Feinde ständig unter Feuer gehalten wurde. Um die Höhe herum führte der neue Weg. Zum Teil war es eine Knüppeldammstraße, die quer über das Moorgelände hinweggebaut worden war, um sich dann zwischen kornüberwogten Äckern und hinter dunkelgrünen Waldstücken zu verlieren. Bis dicht an den Ausgang des Laufgrabens führte sie heran, der sich gewunden und übermannstief mit hohen Seitendeckungen im Zickzack durch das Gelände zog. Die Rawka floß dort in leichten Windungen durch einen wiesigen Grund. Es war ein Sommerland, und die abgelösten Mannschaften, die heiß und verstaubt aus dem Graben kamen, fanden eine willkommene kühlungbringende Badegelegenheit.

Ich denke zurück an jene Stellungen und möchte noch ein Bild von ihnen zeichnen. Sommerlich reif stand das Land, die Ähren rauschten im Winde; sie neigten die schweren Köpfe, und dazwischen leuchtete es blutrot auf: flammender Mohn stand in voller Blüte, und aus den Feldern heraus drängte ein Blumengewirr über die Grabenwände, über die kugelfangenden seitlichen Schutzwälle. Wie ein Heimattraum stand es wohltuend vor den Augen. Duftende Kamille machte die Sommerluft süß. In dicken Büschen hatte sie sich überall angesiedelt, und neben ihr, blau in blau, zart und rein wie die Farbe des Sommerhimmels, blühten überall die Kornblumen, und wie zum Zeichen ihres

spendenden Uberflusses hingen die langen, frischgrünen Ranken der Trichterwinde üppig an den Grabenwänden hinab. Weiß und ganz zart rötlich überhaucht, standen ihre freundlichen Blumen zur Freude unserer sonnengebräunten Wehrleute, die mit ihnen in einem geradezu zärtlich innigen Verhältnis lebten. Sie pflegten sie, als seien es Kinder ihres Heimatgartens, und wenn jemand eine Blume pflückte, so sprang sicher ein anderer hinzu, der die Ranke festhielt, damit die Wurzel in ihrem Erdreich nicht Schaden nähme.

Deutsche Romantik! ... Noch eine Erinnerung. Ein Marschbild aus einem der großen nordwestpolnischen Wälder, die trotz des Krieges stellenweise wie im tiefsten Frieden lagen. Zwischen starken Kiefern und Tannen Birken- und Eichenstände. Ein merkwürdiges Gefühl ist es, wenn plötzlich deutsche Lieder aufklingen, wenn kräftige Wehrmannskehlen weit schallend durch die grüne Dämmerung das Lob des Vaterlandes singen. In festgeschlossenen Kompagnien marschierende Feldgraue mit hochbepackten Tornistern. Eine frohe Schar, wohlgemut, zog sie vorwärts, und dann, mit einem Male, brach sie in Jungholz ein, das duftete und Schatten gab. „Hingehauen!", sagte mir ein Offiziersstellvertreter, „denn an einer solchen Schönheit darf man nicht ohne einen Augenblick stillen Genießens vorübergehen." So wie sie in Reih' und Glied marschierten, so lagen sie da. Das Gepäck unter dem Rücken; sie waren einfach einige Schritte in den Forst hineingegangen, und nun aßen sie, schwatzten, sangen und lasen — es war nicht, als ob es Teile eines Regimentes seien, das sich auf rauhem Kriegspfad befindet, sondern als ob ein stattlicher Verein echter deutscher Biederleute einen harmonievollen Sonntagsausflug machte. Über dem Ganzen schwebte wie mit leuchtenden Lettern in das von Sonnengold durchflutete Dämmergrün des Waldes geschrieben das Wort „Kameradschaft".

Einer Gruppe sei noch besonders gedacht, die sich in der Mitte der Kompagnie gebildet hatte. Auf einem Baumstumpf saß ein schlanker Dreißiger, blond, mit hellen Augen. Seine fein geformten Hände waren kriegsmäßig rauh und grau geworden; sie hielten ein zerlesenes Buch, das auch schon im Westen seinen Kriegsdienst erfüllt hatte. Rundherum, die Helme ab wie zum Gebet, scharten sich im

Moosgrunde zwischen den Stämmen der Kiefern die Kameraden, während er mit fester Stimme las:

Freundschaft, Göttin, höre gnädig das Lied,
Das wir jetzt singen der Freundschaft!
Wohin auch blickt das Auge der Freunde,
Übervoll vom Glück der Freundschaft:
Hilfreich nahe uns
Morgenrot im Blick und
Ewiger Jugend treues Pfand in der heil'gen Rechten.

Mitten in der Strophe trat ich an den Kreis heran. Nur einige Worte, und ich war im Bilde, war mitten in der Andacht und in der feierlichen Stimmung dieser Krieger. Wohl lebte einen Augenblick lang ein Gefühl des Überraschtseins auf, doch dann packte mich des Dichters Wort, und ich empfand es fast wie ein Gastgeschenk dieser deutschen Brüder, die erneut dem Feinde entgegenzogen. Als die Strophe zu Ende war, sah der Lesende vom Buche auf. Er nickte, als er mich lächeln sah, und wie aus einem Munde sagten wir beide: „Friedrich Nietzsche!" Dann aber las er, ungestört und von seinem großen Kreise belauscht, das zweite Stück der „Hymnen der Freundschaft":

Morgen ist vorbei und Mittag
Senget heißen Blicks das Haupt:
Lasset uns in Lauben sitzen
Und der Freundschaft Lieder singen,
Die des Lebens Frührot war:
Abendrot wird sie uns sein...

Deutsche Krieger in einem Walde in Russisch-Polen ... Und während des Marsches! ... Das sind die deutschen Barbaren, denen russische Horden Kultur bringen wollten! Es sind Männer vom selben Schlag, wie jene es waren, die zwischen blumigen, reich umblühten, still gepflegten und gehegten Schützengrabenwänden standen. Als wachsame Posten vor dem Gewehr habe ich sie an vielen Stellen so gesehen. Sie warteten ruhig, wenn es von drüben knallte und pfiff, wenn es gegen die Schutzschilde schlug mit scharfem Knicks und Knacks, wenn es durch die Luft summte, als ob böse, gereizte Wespenschwärme herumjagten. Für sie veranstaltete der Russe nur sein tägliches „Angstschießen", und es störte sie nicht, daß vor den Sandsäcken der

Umwallung dünne gelbe Sandspritzer aufsprangen oder in den Drahtnetzen der Minen- und Handgranatenfänger, die aufgespannt werden mußten, da einzelne Grabenstücke bis scharf vor die feindliche Linie herangebaut worden waren, ein Ton lebendig blieb, der wie der von unreinen, schlaffen Saiten klang. Früher duckten sie noch den Kopf hinunter, doch dann, nach Monaten der Gewohnheit, zuckte nicht einmal mehr das Augenlid. Man atmete ruhig weiter die Luft der schönen Sommertage, die so voll süßen Duftes war ... Ich stand im Graben bei Rawa einmal neben einem Posten, einem bärtigen, braungebrannten Mann, der mit scharfen, stechenden Augen unverwandt beobachtend auf die feindliche Stellung hinübersah; er summte still vor sich hin — vielleicht geschah es unbewußt: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht ..."

Doch nun marschierten sie wieder, und kam es vorübergehend zu einem Stillstand, ging das Regiment in Ruhe, so drängten sie sich zu Patrouillengängen und pirschten sich vorwärts heran an den Feind. Dann hieß es im Walddickicht liegen, im staubigen Graben, an der Landstraße, an Wegrainen und Ackerrändern, und jeder Augenblick verlangte doppeltes Wachsein. Kurze Grabenstücke wurden zur schnellen Deckung ausgehoben, ein Loch, und dem fehlte es dann freilich an der deutschen Romantik; denn es wurde nie eingewohnt, weil es ja nur für eine knapp bemessene Zeit Bedeutung hatte. In der Gefechtslinie vor Blonie sah ich sie so, hinter Lisice und Bieniew, und ich sprach mit ihnen über das, was kommen sollte: Warschau!

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Räumung der Blonielinie.

Auf einer Fahrt, die ich noch kurz vor meinem letzten Aufbruch von Lodz aus unternahm, gab es ein schönes Streifen durch wundervolle, erntereiche Felder. In hoher, sommerreifer Pracht lagen die Äcker, die unsere Wehr- und Landsturmleute mit Ausdauer und viel Fleiß bestellt hatten, nachdem das wilde Kriegsgeschehen die Erde dort nicht mehr vom Hufgestampf und Wagengerassel durch Tag und

Nacht vorüberziehender Kolonnen erbeben ließ. Ich sah das ganze weite Gebiet um Lodz noch einmal wieder, die kleinen, armseligen Weberstädte und Dörfer darin, die der laute, dunkle, schreckenbringende Schall der Geschütze umtobt hatte; sie lagen an diesem Tage in Frieden, in stiller, goldener Sommerruhe. Von Schützengräben war nichts mehr zu sehen, und deutschen Truppen begegnete man nur in friedsamer Arbeit. Als Wachen standen sie an den Eisenbahnlinien, auf denen im deutschen Okkupationsgebiet von „Polen links der Weichsel" die Züge schon seit langer Zeit im regelmäßigen Verkehr nach neuem, deutschem Fahrplan dahinrollten. Es war Landsturm, der den Dienst tat, der im Felde so recht das Mädchen für alles geworden ist, da es nichts gibt, was er nicht kann und nicht tut. Vom strammen Wachtdienst, vom Häuserbau bis zum Viehhüten und Versorgen fremder Kinder. Wunderte man sich einmal über solch vielseitige Tätigkeit, so bekam man einfach zur Antwort: „Man müßte ja kein deutscher Soldat, kein alter Familienvater sein!" ...

Wogende Felder. Goldig schimmernd im Sonnenglast. Die Hoffnung, die wir auch hier auf den Segen des Landes gesetzt hatten, erfüllte sich. Man sah sogar mit Freude und Liebe auf das bunt blühende Unkraut dazwischen, auf den roten, leuchtenden Mohn, die Kornblumen, die der alte Kaiser so liebte, auf die nicht minder blaue und üppig aufgeschossene Zichorie, die sich oft an die Feldwege und Ackerraine gesetzt hatte, daß man meinen mochte, es sei ein Stück lichtfarbener Sommerhimmel auf die Erde gefallen.

An einigen Stellen im weiten Land klang schon das Dengeln der Sensen. Die reifen Ähren, die hohen Halme neigten sich tief zur Mutter Erde hinab, die in so heißbewegter Zeit nicht minder schweres Leid erfahren hatte wie mancher Mensch. Über ein Land, Feindesland, das unter deutscher Ordnung schon seinen Frieden wiedergefunden, an Feldern vorbei, die trotz des hellen Kriegsbrandes Segen gegeben hatten, führten die Wege. Hätten nicht überall Grabstätten verstreut gelegen, die trotz des bunten Blumenschmuckes, den sie trugen, nachdenklich stimmten, man hätte meinen können, die schwere Zeit mit all ihren Prüfungen läge schon weit hinter uns.



Bayerischer Landsturm vor Warschau.
Verwundetensammelstelle in Rascyn.



Marschmüde vor Warschau.



Das Rathaus der durch die Beschießung vollständig in Trümmer gelegten Stadt Sochaczew an der Bzura.



Trümmer der zerschossenen Stadt Sochaczew.

Während sich dort das Land aufatmend erholte, marschierten vorn unsere Truppen. Ganz plötzlich hatte es Leben gegeben; die festen Vorstellungen der Blonielinie waren von den Russen geräumt worden: es ging in neuer Kraft auf Warschau vorwärts. Und mit den damit einsetzenden Bewegungen fing das eigentliche Waffenwerk der sich später aus der ... verstärkten Armee entwickelnden Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern an, der als Nachfolger des Generalfeldmarschalls von Mackensen zum Oberbefehlshaber der vor Warschau liegenden Truppen ernannt worden war.

Von Skierniewice aus kam ich zunächst in das von den Russen aufgegebene Gebiet hinter der Bzura vorwärts. Sochaczew liegt dort im Mittelpunkt der befestigten, heiß umstrittenen Flußstellungen; denn von der Weichsel herauf bis zur Suchamündung war das Land ein großes Festungswerk geworden, vor dem wir monatelang festgehalten worden waren. Am Saum der Hauptlandstraße zogen sich unsere Schützengräben entlang. Wo es anging, führten Laufgräben, Verbindungsstücke, in die mühsam und unter ständigen Kämpfen in das Flußtal direkt hineingetriebenen Stellungen vor, und an einzelnen Punkten brachen die tief in das Gelände eingeschnittenen Wege in einem scheinbaren Wirrwarr aus der alten Linie heraus, um sich erst weit unten im Flußgrund zu einem neuen, fest ausgebauten Stützpunkt zu vereinigen. Unweit des Dorfes Dachowo — nur seine rauchschwarzen, traurigen Trümmerreste, ein paar geborstene Mauerstücke und Kamine, standen noch an der Siedlungsstelle — gelang es den Unsern sogar, eine kleine Brückenkopfstellung auf dem jenseitigen Flußufer zu errichten. Quer durch die Landstraße schoben sich dreifach die gegen den dort nahe herankommenden Fluß vorgestoßenen Gräben, die sich dann auf dem rechten Bzura-Ufer zu einer guten, mit Sandsackwällen ausgebauten Stellung erweiterten.

Nicht ohne tieferen Sinn ist Sochaczew das Ypern des Ostens genannt worden; denn hoch auf dem rechten Bzura-Ufer gelegen, hinter Fluß- und Sumpfland, bot es den Russen einen kräftigen und zudem nicht schwer zu verteidigenden Stützpunkt, der unsern Vormarsch auf die Blonielinie entscheidend hemmen mußte. Zusammen mit den vor und hinter den südlich davon im Sucha-Abschnitt

gelegenen mächtigen russischen Erdbauten hätten wir diese Stellungen nur unter ungeheuern Opfern erringen können; denn von allem, was ich im Lauf des Krieges an Feldbefestigungen sah, kam nichts diesen meisterhaft und überlegen ausgebauten Landsperren gleich. Überall zogen sich Gräben und Erdwälle durch das Gelände. Sechsfach, siebenfach in einzelnen Abschnitten, waren die Rückhaltlinien ausgebaut. Meterdicke, mit Grassoden von oben bis unten belegte Erdwälle, über 2 Meter hohe, massige Barrikaden, Zickzacklinien, die durch große Flankierungen das Gelände vollkommen beherrschten, so standen sie da gleich riesigen Mauern, gleich Deichen; denn ihre Sohlen hatten einen Durchmesser bis zu 3 Metern, und selbst die Schanzenköpfe, mit Sandsäcken und geflochtenen Faschinen befestigt, waren so breit, daß zwei Männer bequem nebeneinander darauf stehen konnten. Kilometerweit deckten Stellungen solcher Art sich immer wieder den Rücken. Sie umfaßten Dörfer, Städte, zogen sich hinter langgestreckten Landgemeinden dahin, die, wäre es dort zum Angriff gekommen, von den Russen sicher ohne das geringste Zögern den Flammen übergeben worden wären, um das Schußfeld freizubekommen und den stürmenden Truppen den Brand der Ortschaften und Gehöfte als neues Hindernis entgegenzustellen.

Erdwerke dieser Art sah ich aber nicht nur im engeren Gebiet der Bzura, vor, neben und hinter Sochaczew, sondern auch im Sucha- und Pilica-Abschnitt, bis hinauf nach Skierniewice, das selber mit einer solchen Verteidigungsanlage umgeben war. Nordöstlich über Humin hinaus, der traurigen Trümmerstätte aus den Kämpfen der letzten Januar- und der ersten drei Februartage, standen die gewaltigen Schanzen an der gegen die Blonieſtellung und weiter nach Warschau führenden Straße. Sie lagen wie urweltliche, grün überwetterte Riesenschlangen im Gelände, die sich krümmten und erstarrten. Vor ihnen, in Erdlöchern, stauten sich die zusammengelaufenen Wasser des Sumpflandes, und davor schlangen sich in endlosen Reihen die rostigen Stacheldrahtgeflechte langer Pflocksperren und „spanischer Reiter“, die zu Ketten wurden. Unregelmäßig lagen dann noch, durch nichts sich im Angriffsgelände verratend, die Felder der Flatterminen ausgebreitet, die etwaige „schwache“ Punkte besonders sichern sollten.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, sah es bei dem Gut und Dorf Czerwona Niwa aus. Bei Guzów, an einer wichtigen Straßenwende, wurde das Gut eine Verteidigungsstellung, und am Westausgang von Wiskitki bauten die Russen den Friedhof zu einer die Straße beherrschenden Festung um. Die Kirchhofsmauer, hoch aus Backsteinen aufgeführt, verschwand unter einem Sandwall, der nach außen noch durch eine Sandsackbarrikade gesteift wurde.

Als ich diese Stellungen kennen lernte und sah, wie sorgsam die Russen sie angelegt und ausgebaut hatten, begriff ich auch, wieso unsern Truppen das weitere Vorwärtskommen nur in ganz kleinen Abschnitten möglich war. Und darum war es ihnen denn auch ein doppelt freudiges Vorwärtsmarschieren und dem Gegner Auf-den-Fersen-Bleiben, als er sich plötzlich unter dem Druck der Ereignisse um Nowo-Georgiewsk, Warschau und Iwangorod kampflos vor unserer Front zurückziehen mußte, um sich noch rechtzeitig mit Mann, mit Roß und Troß in Sicherheit zu bringen. Er floh nicht wie in den galizischen Schlachten, aber er drückte sich lautlos; er stahl sich fort, indem er bei Tage vorn eine rege Tätigkeit zeigte und hinten nächtlicherweile abzog. Wir haben denn auch vor Sochaczew keinen Sieg über ihn erstreiten können, trotzdem aber doch einen großen Erfolg erlangt. Durchhaltende Zähigkeit war dabei unsere Hauptwaffe! Und was wir erreichten, wertete doppelt: einmal, weil wir es nun besaßen, und zum andern, weil es uns als reife Frucht früherer Mühen ohne Verluste in die Hände gefallen war!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Aufmarsch gegen Warschau.

Zerstörte Ortschaften, mit gefällten Bäumen verrammelte Landstraßen, Gewässer ohne Brücken, in die dunklen Nächte hell hineinflammende Gehöfte, das waren die immer wiederkehrenden Einzelheiten auf dem Vormarsch gegen Warschau. Im ganzen Westgebiet vor der Festung vollzog sich der Aufmarsch unseres Heeres mit der größten Genauigkeit. Hier und da gab es kurze Aufenthalte, doch

die konnten keine Bedeutung gewinnen; denn es waren stets nur Gefechte mit russischen Nachhuten, die den Rückzug der Armee des Zaren zu decken hatten. Von Norden und von Süden östlich der Weichsel bedroht, von Westen gedrängt, gestoßen, mit schwerem Geschütz bearbeitet, so fluteten die Massen rückwärts. Und die Straßen, über die der Feind fluchtartig wich, verbreiterten sich nun vor Warschau genau so, wie es in Galizien der Fall gewesen war: bis zu 20 Meter waren rechts und links die Felder daneben heruntergestampft. Die Infanterie hatte dort schneller fortzukommen versucht, während die Straßendämme mit Kolonnen vollgestopft waren. Steinhart lagen die Ackerstreifen, und in den zerstörten, verwüsteten Dörfern hauste das Grauen.

Von Südwesten her marschierte ich mit unsern Truppen gegen den Feind. Nadarzyn brannte zum Teil noch, als wir durchkamen. Die kleine Landstadt mit ihrem weiten Markte war ein großer Trümmerhaufen. Granaten hatten die Häuser und die Straßen zerrissen. Die Russen, die sich nicht darin zu halten vermochten, zündeten das Städtchen an, nachdem die letzten Einwohner hinausgetrieben worden waren.

In nächtlichen Märschen ging es voran. Brandstätten gaben in der weiten Runde vor Warschau die Wegzeichen. Es ging auf jämmerlichen Straßen, auf Sandwegen, durch trostlose Äcker und Wälder vorwärts. Gutshöfe knisterten noch in hellen Flammen, während wir daran vorüber, sogar mittendurch marschierten. Die roten Gluten der Balken sprühten Funken im Winde, der lange Rauchfahnen aufhob und davontrieb. Gegen Morgengrauen mußte nach einstündiger Rast wieder weitergezogen werden. Die Division G..... drängte, verfolgte, um dem Feind das nochmalige Stellungfassen vor der Festung unmöglich zu machen. Wie Keilspitzen schoben sich die Brigaden immer näher an die Fortgrenze heran, und schon um 3 Uhr früh standen wir wieder mit den Russen im lebhaftesten Nachhutgefecht. Wie ein Überfall setzte das feindliche Gewehrfeuer plötzlich ein. Es hieß Deckung nehmen. Dann aber protzte auch schon unsere Artillerie ab und eröffnete den Angriff; Maschinengewehre griffen mit ein, die Infanterie entwickelte sich und ging stürmend voran.

Zwischen der Bahnstrecke und Raszyn wurde der Feind auf den äußeren Fortgürtel zurückgeworfen, und gleichzeitig stießen die Truppen

der unter General H....... vom Süden her angreifenden Division vor. Von der Weichsel her, in Höhe der Ortschaft Góra Kalwarja, zog sich noch eine russische Verteidigungslinie, starke Feldstellungen, südwestlich um Warschau bis zum Sumpfgelände hinunter. Sie wurde durchstoßen, und damit erweiterten sich die Erfolge, die Bayern und Württemberger am 1. und 2. August erzielt hatten. Der Stoß am 3. traf die Hauptstellung der Linie. In drei Gruppen wurde marschiert und angegriffen. Württemberger hatten den linken Flügel, Bayern den rechten, und in der Mitte kämpften Sachsen, die es ihren Kameraden gleichtaten und die Russen kräftig anpackten. Die Utratalinie war damit im Besitz der deutschen Truppen, die sich gegen den zäh kämpfenden Feind vorzüglich schlugen. Die Orte Raszyn und Michalowice wurden im Sturm genommen und der Gegner dadurch gezwungen, seinen rechten Flügel zurückzunehmen.

In der folgenden Nacht gelang der Vormarsch so weit, daß der Angriff auf die Außenforts befohlen werden konnte. Den ganzen Tag über donnerte die Artillerie, und vom Kirchturm zu Raszyn sah ich nach Warschau hinüber, dessen Türme und Dächer durch das Glas schon deutlich sichtbar waren. Um die Werke, die noch tüchtig feuerten, stiegen die Einschlagwolken unserer Granaten auf. Es war ein merkwürdiges Gefühl, auf die umkämpfte Stadt zu blicken, vor der in diesem Kriege die deutschen Truppen nun zum zweitenmal aufmarschiert waren. Auf dem Turm und unter dem Dach der Kirche wimmelte es von Offizieren und Mannschaften, die alle schon einmal einen Blick auf Warschau werfen wollten und die sich nicht um die Geschosse kümmerten, die die Russen noch immer reichlich in die Ortschaft schickten. So stark war das feindliche Feuer, daß der Divisionsgefechtsstand verlegt werden mußte.

In der Morgenfrühe des 5. Augusts gelang es dann, an zwei Stellen den äußeren Fortgürtel zu durchbrechen und damit auch in den Besitz der Festung zu gelangen. Fort V war schon am 4. den heftigsten Infanterieangriffen ausgesetzt. Es konnte genommen werden, nachdem die Russen Fort VI an der Straße von Raszyn nach der Vorstadt Ochota in der Nacht geräumt hatten. Morgens 3 Uhr drangen die Bayern ein und fanden den Bau leer; denn unter dem überaus kräftigen

Druck, den auch die Division H....... auf die Forts VII, VIIa und VIII ausgeübt hatte, entschlossen sich die Russen zum Rückzug.

Es ist später von der russischen Heeresleitung viel von der freiwilligen und kampflosen Aufgabe der Festung gesprochen worden, ohne daß die Angaben den Tatsachen entsprachen. Schon die Kämpfe um die letzten Verteidigungsstellungen vor Warschau sind heftigster Natur gewesen, da die Russen zähe standhielten. Schritt für Schritt mußten sie zurückgeworfen werden, und oft genug hat auch in diesen Kämpfen der Bajonettangriff beim Sturm der feindlichen Stellungen die Entscheidung gebracht. Ganz besonders schwer sind alle Gefechte im Kampfraum der unter General H....... angreifenden Division gewesen. Noch am 3. August leisteten die Russen zwischen den Straßen von Raszyn, Piaseczno und Jeziorna gegen die in breiter Front vorgehenden Regimenter den nachhaltigsten Widerstand; es kostete viel Kraft, sie bis zum Abend dieses Tages gegen die äußere Fortlinie zurückzuwerfen, und nur unter starken Verlusten gelang es, die gestellte Aufgabe zu erfüllen. Dann aber konnte auch mit umfassender Bewegung und unter Mitwirkung von schwerer Artillerie und Mörsern der Angriff auf die Südforts vorgenommen werden. Das Artilleriefeuer war von vernichtender Wirkung: denn infolge der sehr guten Schußresultate „baute der Russe ab". Für die Nacht vom 4. zum 5. August war sodann der Befehl gegeben worden, erneut im kräftigen Angriff vorzugehen, um am 5. August die Entscheidung erzwingen zu können.

Im Keilangriff der beiden von Süden und Südwesten kommenden Divisionen wurde also der Fall der Festung erzwungen. Beide Gruppen unterstützten sich gegenseitig. Patrouillen der H.......schen Division schoben sich nachts 1 Uhr 30 Minuten gegen Fort VII vor, das noch bis 1 Uhr gefeuert hatte. Der Endkampf begann, und nachdem die sehr starken Drahthindernisse der Sperrlinie durchschritten waren, konnte schon um 2 Uhr 30 Minuten gemeldet werden, daß die Hauptstadtumwallung erreicht sei. Gegen 3 Uhr morgens stand die Spitze der Division vor der inneren Stadtumwallung, und dreiundeinehalbe Stunde später konnte der Einmarsch der Truppen durch die südlichen Vorstädte von Warschau beginnen. Der Feind hatte den Widerstand

aufgegeben und sich über die Weichselbrücke nach Praga zurückgezogen. Die letzten großen Brücken, gegen die unsere Truppen sofort vorstießen, in der Hoffnung, sie noch retten zu können, flogen in die Luft, da die Russen schon seit langer Zeit zur Sprengung alles vorbereitet hatten.

In drei Kolonnen ging der Einmarsch vor sich; auch die Feldartillerie schloß sich sofort an. Auf der Rennbahn nahm General H....... die Division im Vorbeimarsch ab. Sie sah nicht gerade streng militärisch aus: denn schon in den ersten Straßen trugen die Einwohner Blumen herbei, mit denen sie die Mannschaften schmückten.

Um 5 Uhr zogen wir auf der Straße von Raszyn vorwärts gegen Warschau. Bei Fort VI, das hart und beherrschend an der Straße liegt, sammelten sich die Stäbe: der Divisionskommandeur und die Brigadegenerale erwarteten Exzellenz von S............., der das Oberkommando über sämtliche vor Warschau im Angriff stehenden Truppen geführt hatte. An der Straße, die zum Eingang des Forts führt, war die Flagge des Generalkommandos aufgepflanzt worden, und über die breite Hauptstraße marschierten unsere Truppen trotz der letzten anstrengenden Tage mit hellem Gesang der bezwungenen Festungsstadt entgegen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Warschauer Einzugsmarsch.

Nach Tagen gesteigerten Angriffskampfes war das Ziel erreicht. Die schweren Geschütze, die ihre Schuldigkeit getan hatten, schwiegen, und die Infanterie, Kavallerie, die leichtere Artillerie, einschließlich der schweren Feldhaubitzbatterien, genossen die Freude des Einzugs in die eroberte Stadt. In den West- und Südforts sah es wüst aus, da unser Artilleriefeuer sie schwer getroffen und da die Russen in der Stunde des Abzugs noch die umfangreichsten Sprengungen vorgenommen hatten, um die Werke nur möglichst zerstört in unsern Besitz fallen zu lassen.

Warschau selbst, die stolze Stadt, die Perle, das Herz des Polenlandes, hatte bei der Beschießung so gut wie gar nicht gelitten, und die Einwohnerschaft empfing nun aufatmend unsere den Russen sofort

nachdrängenden Truppen mit ungeheurem Jubel. Ein rauschartiger Freudenzustand bemächtigte sich der Bevölkerung. Alles drängte sich in den Einmarschstraßen zusammen, winkte den singend heranziehenden Regimentern zu, lachte, jubelte, so daß das Einrücken fast einem Triumphzuge glich. Jung und alt stand zusammengezwängt bis auf den Fahrdämmen und rief den festgeschlossen vorüberziehenden Truppen freudig erregte Worte zu. Auch hier wurden den schmutzbedeckt von den Kampffeldern Kommenden Blumen als Grüße entgegengeworfen. Es war nicht so, als ob eine feindliche Armee sich in den Besitz einer wichtigen Stadt, einer durch ihre Lage starken und maßgeblichen Festung setzte, sondern als ob die Festung und Hauptstadt durch den Einmarsch von einer lastenden Fremdherrschaft befreit sei und nun im Glück aufjauchzte.

Polen und Juden, nicht immer miteinander einig in ihren Ansichten und Gefühlen, an diesem 5. August 1915, der ein historisch bedeutsamer Tag geworden ist, fanden sie sich zueinander; denn beide Parteien traten der deutschen Armee mit Hoffnungen auf eine neue Lebensfreiheit entgegen. Der in der letzten Zeit noch mehr gewachsene Grimm gegen die „Moskalis", wie die Russen nicht eben freundlich genannt wurden, trat ganz offen zutage. In dem fast nur von den Juden der ärmeren Schichten bewohnten Viertel standen die Menschen am dichtesten. Dort, wo sich die Häuserreihen auflösen und die Landstraßen beginnen, die westwärts gegen Blonie, südöstlich gegen Nadarzyn und südlich nach Piaseczno führen, standen sie, in Ungeduld wartend, seitdem es bekannt geworden war, daß deutsche Vorposten sich um 3 Uhr morgens gezeigt hätten.

Kurz nach 6 Uhr ritt als erster der Nachrichtenoffizier der angreifenden Armee, Hauptmann H..., allein in die südwestliche Vorstadt hinein und stellte den Abzug der aus den Fortlinien zurückgedrängten Russen fest. Er wurde, wie er mir selbst erzählte, von den Juden, die in Schwärmen auf ihn eindrangen, mit Gruß- und Dankworten für die „Befreiung" empfangen und hatte Mühe, sich wieder aus der Menge hinauszufinden. Aber auch die polnischen Bauern umdrängten ihn, all die Ärmsten, die von den Russen von ihren Gehöften, aus ihren Dörfern Vertriebenen, denen der Befehl



Einzug in Warschau.

Prinz Leopold von Bayern nimmt von Oberstleutnant Graf von Hutten-Czapski die Meldung über die freundliche Haltung der Einwohnerschaft entgegen. (Vgl. Seite 252.)



General der Infanterie Freiherr von Scheffer-Boyadel und Herren vom engeren Stabe.



Der erste deutsche Gouverneur von Warschau, General Gereke,
mit seinen Stabsoffizieren und den zum Gouvernement übergetretenen Offizieren der IX. Armee.

gegeben worden war, Haus und Hof nicht nur zu verlassen, sondern zu verbrennen, damit den Deutschen der Vormarsch unmöglich gemacht werde. In den Vorstädten standen die Straßen mit Bauernwagen aller Art voll. Auf den Resten ihrer mitgenommenen geringen Habe saßen Männer, Frauen, Greise, Greisinnen und Kinder. Und zwischendurch stand das angebundene Vieh: Rinder, Schweine, Ziegen, die Zugpferde, abgemagerte Tiere. Es war ein wildes, wüstes Durcheinander, in das aber mit einem Male Leben kam, als sich, wie ein Feuer weiterspringend, die Nachricht verbreitete, daß die Deutschen schon hinter dem inneren Fortgürtel geschlossen im Anmarsch seien. Das war die Freiheit! Und so setzten sich denn auch bald lange Züge von hochaufgepackten Bauernwagen in Bewegung. Die Abwanderung der vom russischen Heere mitgeschleppten Landbewohner begann, und die Anmarschstraßen der deutschen Truppen boten ein buntes, ungeheuer malerisches Bild.

Mit hellem Gesang, so zogen unsere Regimenter in die Hauptstadt Warschau ein. Grau in grau, wie die unter Staub liegenden Landstraßen, sahen sie aus. Von der Sauberkeit des deutschen Soldaten war nichts zu merken. Mann für Mann zog aber freudig vorwärts. Was tat Schmutz, was die Schwere des Gepäcks! Ein großer, ein bedeutsamer Tag war angebrochen; jeder wußte, jeder fühlte das; es lag ein Lächeln auf manchem Gesicht, und in den Scherzworten prägte es sich aus, die im Marsch den hübschen polnischen Bauernmädeln zugerufen wurden. In der Nacht hatten die Felderweiten vor der Stadt noch das Sausen und Brausen fliegender Granaten gehört; Gewehrfeuer klang aus der Ferne in den ersten Stunden nach Mitternacht über sie hin, und wahrlich, manch einer marschierte jetzt singend als Sieger in Warschau ein, der es nicht hatte glauben wollen, daß wir nach einer Beschießung von nur wenigen Tagen die Stadt in unsern Besitz bringen würden.

Wie das immer nach getaner harter Arbeit zu sein pflegt: nun waren auch die ernsten Stunden der letzten Gefechte schnell vergessen, und es marschierte sich gut unter dem Jubel der Bevölkerung. Es war ein Festtag für die Kommenden und für die Schauenden. Für die Kommenden war er freilich nur von kurzer Dauer: denn kaum zeigten

sich unsere Truppen an der Weichsel, so setzte auch schon vom Ostufer des Flusses, von der Vorstadt Praga her, die Beschießung durch russische Nachhuten ein, die dort an der Weichsel in vorbereiteten Stellungen saßen.

So ging es also unsern Truppen: sowohl die, die den südwestlichen Abschnitt der Stadt besetzten, wie die, die den Auftrag für den nordwestlichen Teil erhalten hatten, mußten sofort Kompagnien von neuem in den Kampf schicken. Im Nordwesten, in der Gegend der Zitadelle und in dem dichtbevölkerten Viertel beim alten polnischen Königsschloß mußten die Straßen an der Weichsel schnell von der Bürgerschaft geräumt werden, um durch die quer in die Gassen hineinpfeifenden russischen Kugeln kein unnötiges Unglück entstehen zu lassen. Mannschaftstruppen durchsuchten sofort die Häuser nach verborgenen russischen Soldaten, und unterdessen setzte nicht nur Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ein, sondern auch die Artillerie funkte tüchtig nach Praga hinüber.

Größere Gegensätze lassen sich wohl nicht denken. Wie zwei schroff aufeinanderplatzende Welten traten sich die erregte Sensationslust des Bürgertums und der Ernst des Soldatenberufes entgegen. Am Nachmittag kam die Bevölkerung dann noch einmal auf ihre Kosten, als der Kommandeur der Angriffstruppen, General der Infanterie Freiherr von S............., hoch zu Roß in die Stadt einritt. Auch diesen Einzug hätten die Warschauer Bürger wohl gern mit mehr Aufmachung genossen. Denn nur schlicht ritten neben dem Kommandierenden General der Chef seines Stabes, Oberstleutnant von M....., die Adjutanten und die Offiziere des Generalstabes, Generalleutnant D...... und Oberst H....., der Kommandeur der vor der Festung so erfolgreich eingesetzten Artillerie. Eine Schwadron Dragoner bildete die Spitze, und der endlose Zug der großen Bagage machte den Schluß. Es gab keinen Pomp, keine bunte Pracht, und doch ehrte man die Sieger, die feldgrau und einfach wie die Regimenter von der schwer errungenen Stadt Besitz nahmen.

In einem merkwürdigen Zustande lebte nun die polnische Hauptstadt. Freudig gesteigert war ihr Pulsschlag, und sie genoß, was ihr mit dem Einmarsch der Deutschen geboten wurde, wie ein Fest. Andererseits war Warschau aber in weit stärkerem Maße die Front geworden. Der Kampf tobte nicht mehr in der Ferne, sondern mitten

in ihr. Statt der schweren Geschütze, die dumpf gegrollt hatten, knatterten nun die Infanterie-, hämmerten unten an der Weichsel die Maschinengewehre. Vorher verrieten ferne Flammenscheine der Stadt den Kampf und die in Brand aufgehenden Ortschaften, die die Russen auf dem Rückzuge niedersengten; nun aber kamen von Praga an jedem Tag Fliegerbesuche, die abgewehrt werden mußten, und mitten in der Stadt standen auf den Plätzen und freieren Straßenkreuzungen zur Abwehr die Maschinengewehre bereit. In diesen Tagen sind die Schrapnellgrüße reichlich gewechselt worden, und oft klapperten die Kugeln so in Massen über die Dächer, als ob ein Hagelwetter über die Stadt niederginge.

Doch alles das konnte die Stimmung nicht abschwächen. Man flüchtete, wenn es notwendig wurde, in die Häuser, und war der Schreck vorüber, so genoß man das angeregte Leben wieder unter dem Beiklang des von der Weichsel hörbaren Gewehrfeuers.

Vier Tage nach der Einnahme der Festung erfolgte dann aber am 9. August auch die ordentliche Besitznahme der Stadt durch den Oberbefehlshaber der ... Armee, Prinzen Leopold von Bayern. Heller Sonnenglanz lag über der Stadt, die seit dem Einmarsch der deutschen Regimenter mit Spannung auf diesen Tag gewartet hatte. Dicht gedrängt umsäumten wieder die Massen der schaulustigen Bürgerschaft die Straßen bis zum Schloß, in dem Prinz Leopold Quartier beziehen sollte. Mit festlichem militärischen Leben hielt der Prinz seinen Einzug. Der Oberbefehlshaber begrüßte die Ehrenkompagnie, die von einem bayerischen Landsturmregiment gestellt worden war, und dann fand der Einzug unter Vorantritt einer Schwadron Dragoner und Kürassiere statt. Lustig flatterten die Lanzenfähnchen in den hellen Tag hinein; Infanteriemusik klang durch die Straßen. Die Kapelle marschierte dem imposanten Reiterzug des großen Gefolges vorauf, dem Korps der Stabsoffiziere, vor denen die Generalität dicht hinter dem Oberbefehlshaber ritt. Vorüber an den spalierbildenden Infanterieregimentern und Abordnungen der Warschauer Bürgermiliz ging der stattliche Zug, den eine Schwadron Ulanen abschloß. Überall grüßte die Menge höflich und freundlich: tief zogen die Männer die Hüte vor der würdigen Erscheinung des Prinzen. Zum Sachsenpark-

platz führte die Feststraße, wo ein Vorbeimarsch der Truppen stattfand. Polizeipräsident von G........, Graf H............ und Geheimer Legationsrat von B.... erstatteten dort vor dem Oberbefehlshaber Meldungen über das Wohlgesinntsein der Warschauer Bürgerschaft, und inzwischen marschierten die Mannschaften auf, die, zur Dekorierung mit dem Eisernen Kreuz vorgeschlagen, nun einzeln vorgestellt aus der Hand des Prinzen die Auszeichnung vor dem versammelten Offizierkorps empfingen. Es waren das die schönsten Augenblicke während der Einzugsfeierlichkeit, an die sich dann die Auffahrt vor dem alten polnischen Königsschloß anreihte. Hier empfing der Oberbefehlshaber das Magistratskollegium der Stadt Warschau, während auf dem Platz vor dem Schloß eine Regimentskapelle spielte.

Seit der Einzugsstunde wehten über allen von den deutschen Truppen belegten Gebäuden die schwarz-weiß-roten Fahnen, und es war, als ob dem Tage noch eine erhöhte Bedeutung gegeben werden müßte: mit klingendem Spiel, mit Pfeifenklang und Trommelschlag marschierten Regimenter der Weichsel zu, um den Fluß ostwärts zu überschreiten. Der Feind zog sich bis gegen die Bahnlinie vor Nowo Mińsk zurück. Unsere Truppen hingen ihm an den Fersen.

Ganz gewiß hatte auch Warschau schon ein größeres militärisches Gepränge gesehen. Darauf kam es aber für uns nicht an. Prinz Leopold, von seiner Armee geliebt, nahm einfach Besitz von der alten Hauptstadt Polens, die seine Truppen in schweren Kämpfen, in langem, ausdauerndem Ringen vor vier Tagen als Sieger erreicht hatten. Und erhöhte Bedeutsamkeit erhielt diese Besitzergreifung noch dadurch, daß sie am Tage nach der Säuberung Pragas stattfand. Seit dem 5. August züngelten über der östlichen Vorstadt Warschaus die Flammenberge auf; ein Brand löste den andern ab, denn was durch unser Geschützfeuer nicht erreicht wurde, fiel der planmäßigen russischen Vernichtung, die wutartig fortgesetzt wurde, zum Opfer. Die Russen sengten und sprengten; Feuersäulen standen dauernd vor dem Horizont. Detonationen dröhnten vom östlichen Weichselufer nach Warschau hinüber. Sie sprachen von dem handwerksmäßigen, sinnlosen Vernichten, aus dem deutlich die Ohnmacht zu erkennen war, die die flüchtende russische Heeresmasse befallen hatte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Warschau deutsch-feldgrau.

Der Trubel des Einzugstages, die so lebendige, begeisterte Begrüßung, die unsern Truppen am Morgen des 5. Augusts oft sturzwellenmäßig entgegenkam, und die daraus entstehende Stimmung flauten nur langsam ab. Es währte tagelang, ehe das wie in Festfreude hochflutende öffentliche Leben normaler wurde, ehe nach der ersten berauschenden Sensation die Stadt mehr Gleichgewicht bekam, was aber die Bevölkerung nicht hinderte, sich trotzdem vom Morgen bis zum Abend lustwandelnd auf den Straßen zu ergehen. Die Gasthöfe und Kaffeehäuser waren überfüllt. Man konnte in der Nähe der großen Hotels nur langsam über Bürgersteig und Fahrstraße vorwärtskommen; denn da es nach der Ansicht der Warschauer und Warschauerinnen immer etwas Neues zu sehen und zu hören gab, so tummelte sich dort alles vorüber. Man wollte auskosten, was die Stunden und Tage boten, um nur ja nicht irgend etwas zu versäumen, und Nachrichten, die die Armeen betrafen, schon in erster Stunde erfahren. Wer die deutschen Kokarden an der Mütze zeigte, mehr noch wer die Pickelhaube trug und gar frontmäßig die Schuppenkette heruntergenommen hatte, der war ein Wundertier.

Es war lustig zu sehen, mit welcher Naivität alles Feldgraue angestarrt wurde. Auf der Straße drängte man sich an unsere Soldaten heran, in den Gasthäusern guckte man ihnen die Bissen von der Gabel. Aber das war nicht Neugierde, sondern, wie ich aus aufgefangenen Worten feststellen konnte, eine wirklich aufrichtige Bewunderung. „Kriegsleistungen wie die Deutschen haben keine andern aufzuweisen!“ Ich wiederhole nur Stimmen, die mir in diesen ersten Tagen, die über Warschau die deutschen Fahnen wehen ließen, immer wieder zu Ohren kamen. Man war mit uns schon familiär geworden und fragte: „Wie macht ihr das?“ Und dann kam auf Lob, Staunen und Fragen ein Kopfschütteln: „Eine Welt steht gegen euch — allein Rußland ist doch so groß und hat so viele Menschen“ . . . „Wir wissen, daß ihr in Deutschland noch viele Soldaten habt, daß ihr nicht

hungert, daß ..." Über Dänemark waren solcherlei Nachrichten gekommen. Sie klangen ihnen mitunter übertrieben, aber nun, da unsere Leute eingezogen waren und einen wohlgenährten Eindruck machten, mußten sie sehen und glauben, was bis dahin oft angezweifelt worden war. Etwas ganz Unerhörtes geschah, aber auch gleich am ersten Tage nachmittags. In einem städtischen Gebäude der inneren Stadt lagen zwei Kompagnien sächsischer Landsturminfanterie im Alarmquartier. Unten an der Weichsel, fünf Minuten davon ab, knallte es; da knatterten die Gewehre, pfiffen die Kugeln, hämmerten die Maschinengewehre. Auf dem Hofe des Gebäudes rauchte es aus den Schornsteinen der Gulaschkanonen, und die Mannschaften saßen herum und ließen sich das Essen schmecken.

„Der Russe hätte die Ruhe dazu nicht gehabt", so äußerte ein Herr aus der die Hauspforte dicht umlagernden Menge.

„Das glaube ich", antwortete der neben dem Posten stehende Unteroffizier, „er hat ja auch nur noch wenig Feldküchen. Und dann, was drin ist — wir haben es oft genug gesehen und danken!"

Nun, es kam so weit, daß man sich über den deutschen Soldatenküchenzettel unterhielt, und schließlich gab es Kostproben, in deutschen Feldkochgeschirren gereicht, und als alle Mannschaften gegessen hatten, wurden von einigen der wilden, bärtigen Barbarenmänner arme Kinder von der Straße geholt und gespeist. — Ich schenke es mir, die Gesichter der Umstehenden zu beschreiben, doch ich muß berichten, daß von der Szene schon am selben Abend am andern Ende der Stadt erzählt worden ist, und daß am nächsten Tage ein Kinderhaufen um die Mittagszeit überall da zu finden war, wo deutsche Soldaten im Quartier lagen.

Seit dem Tage, da der russische Rückzug aus der Blonielinie auf Warschau begann, grüßten die Juden einander mit: „F. m. F." Sie lachten dabei, zuckten wie unendlich bedauernd mit den Achseln und freuten sich ganz unbändig: Nun konnten die Russophilen sehen, wo sie für ihre Schäfchen eine neue Weide bekämen. „Fonie", so nannten sie auf geheime Abrede den Russen, „macht Fieß." Er läuft, heißt das aus dem Jiddischen ins Hochdeutsche übertragen. Und nun, da der Russe nicht nur Praga aufgab, sondern, wie man durch die Rück-

wanderer wußte, immer mehr bemüht war, das Weite zu suchen, fühlten sie sich unter dem Schutz der deutschen Landsturmleute doppelt gut geborgen. Mit Vertrauen sahen sie die Posten vor den von der deutschen Militärverwaltung besetzten Gebäuden stehen, und manch einer versuchte es, mit den Patrouillen ein friedliches Gespräch anzuknüpfen. Sie fühlten, daß sie vor den trotz des grimmigen Gesichtes gutmütigen Leuten, die mit aufgepflanztem Seitengewehr durch die Straßen zogen, keine Furcht zu haben brauchten.

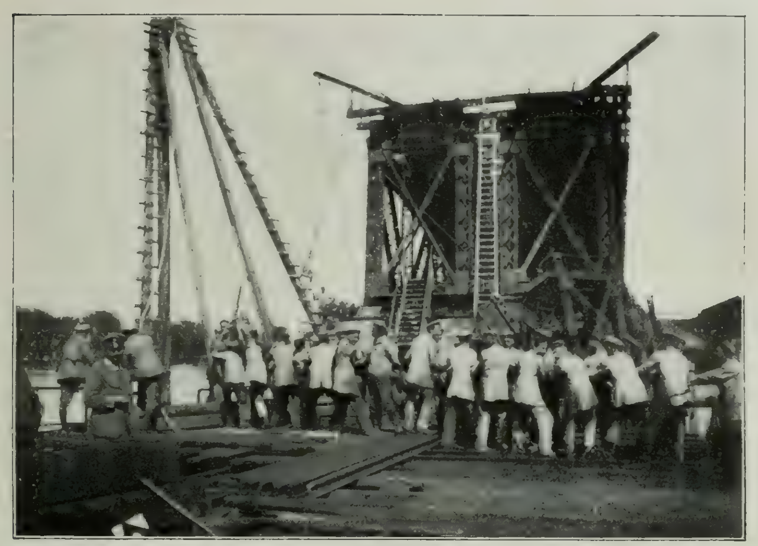
Und wie die jüdische Bevölkerung, so auch die Polen. Bunt durcheinandergewürfelt standen die Menschen, wo es etwas zu sehen gab. Es sind reizvolle Straßenbilder gewesen. Vor dem Hotel Bristol marschierten die Musikanten auf, und bald darauf erklangen wieder wie beim Einzuge des Oberbefehlshabers Prinz Leopold von Bayern die fröhlichen deutschen Weisen über die Straße. Natürlich staute sich das Publikum, und die Milizbeamten, denen man nach russischer Sitte noch den uns merkwürdig erscheinenden, aber allbeherrschenden Gummiknüttel als Machtmittel in die Hände drückte, hatten Arbeit, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Aber es ging; die Musik wurde nicht gestört. Man stellte sich in dichten Reihen auf und lauschte. Doch mit einem Male mußte die Musik abbrechen; denn ein anderes Trommeln, Blasen und Paukenschlagen kam näher und näher. Und dann zogen Regimenter vorbei, Kompagnien auf Kompagnien. Die Regimentsmusik vorauf und zwischendurch immer wieder Spielleute. Fest klangen die Marschschritte der Mannschaften. Oft sangen die Leute hell, kräftig und freudig. —

Da gab es dann wieder etwas zu staunen. Und nicht nur einmal habe ich Worte wie diese gehört: „Eine Armee, die nach zwölf Kriegsmonaten in so tadelloser Beschaffenheit ist, muß siegen!" Russische Sympathien, die noch bestanden haben mögen, sind in den Tagen vielfach dahingesunken. Ihren ersten Fall taten sie, als der angebliche Freund, der nur notgedrungen und nicht freiwillig die Stadt räumte, sich als Feind entpuppte. Er schoß von Praga aus mit Artillerie über die Weichsel; er zerstörte durch heftiges Infanteriefeuer die Häuser der Uferstraßen, obgleich er wissen mußte, daß ihm das gegen die deutschen Truppen nichts nützen konnte. Auch die täglich wiederholten

Fliegerangriffe auf Warschau besserten die Stimmung gegen die russische Armee natürlich nicht. Verschiedene Bürger kamen, nachdem die Festung gefallen war, dabei ums Leben. Man fragte nach dem Zweck solchen Kampfes. Man erkannte ihn nicht. Man sah nur die Kopflosigkeit der Abgezogenen und — die Ordnung der Gekommenen. Über das, was Warschau vor dem Fall erlebte, hörte ich viele Stimmen. Monatelang, seit dem Ausbruch des Weltkampfes und dem Übergreifen der Kriegsfeuer nach Polen, stand die Festung im Mittelpunkt des Interesses. Als Stadt von Ruf bekannt, blickte alles dorthin, und da sich mit dem zweiten deutschen Vormarsch, drohender noch als beim ersten, ein neuer Waffenring um die Weichselfestung zusammenzog, erfaßte auch die Einwohnerschaft eine drückende Besorgnis, die die russischen Militärbehörden wohl vergeblich zu zerstreuen versuchten. Man erinnerte sich in Warschau der vergangenen Tage des Jahres 1914, in denen die Nachricht von der Beschießung und dem Fall der Festung Antwerpen kam, man sah mit nicht eben rosigen Hoffnungen in diesem Frühjahr nach Galizien, wo die schwere Artillerie der Verbündeten wie nicht endenwollende Unwetterstürme über das Land und die vom Feinde besetzten Städte hinweggefegt hatte, und fürchtete damit, daß der Festungsstadt Warschau ein hartes Geschick beschieden sein werde. Erst als die Bekanntgabe kam, daß die russische Armee Polen und damit auch die Weichsellinie aufgeben wolle, fing man an, freier zu atmen.

Freilich kamen nach der Räumung der Blonie-Grójec-Stellung noch Tage des Schreckens; denn die weichenden russischen Heeresmassen drängten nach Warschau hinein und begannen in der Stadt ein Regiment der Willkür; es war, so sagte man mir, als ob sie sich in Feindesland befänden.

Eine unheilvolle Unruhe kam über die Stadt; es entstand eine Angst vor den Soldaten des Zaren, die doch eigentlich schützen sollten, die aber selbstherrlich ohne Geld kauften und Einspruch mit Schlägen beantworteten. Man nahm, was gerade gefiel, und das namentlich in den kleineren Geschäften. Die Kutscher, die gebraucht wurden, erhielten Peitschenhiebe als Entlohnung. Mit dem stillen Erdulden der Unbilligkeiten war es aber für sie noch nicht abgetan. Denn als unter



Eisenbahnbaukompagnien beim Wiederaufbau der von den Russen gesprengten Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Warschau.



Wegebau auf dem Ostufer der Weichsel vor Praga.
Im Anschluß an die Kriegsbrücken bauten Armierungstruppen in zwei Tagen einen Lastweg für Automobilkolonnen.



Brückenbau in Warschau.

Zur Unterstützung der Eisenbahnbaukompagnien wurden für die Rammarbeiten zahlreiche Zivilarbeiter eingestellt, denen die Registernummer mit Kreide auf den Rücken geschrieben wurde.

dem immer stärker werdenden Druck der deutschen Streitkräfte vor Warschau der Rückzug auch aus der Fortlinie vorgenommen werden mußte und die Russen sich entschlossen, alles mitzunehmen, was nur irgendwie den deutschen Truppen dienlich sein könnte, wurden auch die Droschkenkutscher samt Pferden und Wagen an jedem Abend eingesperrt. Sie sollten alle zusammengetrieben sein, um mitgenommen zu werden für den Fall einer schnellen nächtlichen Räumung der Stadt.

Nun, es ist dazu nicht gekommen; denn schließlich vollzog sich der Abzug noch schneller, als die Russen erwartet hatten. Acht Tage wären die Deutschen den Russen zu früh gekommen, hieß es in Warschau. Vieles konnte darum nicht mehr ausgeführt werden, was fest in das Programm eingestellt worden war. Zum Besten der Stadt kam es so.

Nicht nur die Kutscher mit ihren Wagen und Pferden blieben zurück, sondern auch die Feuerwehr, die schon seit Tagen auf den Abzug vorbereitet worden war, wurde nicht alarmiert. Die Feuerwehrleute, die nach dem Innern des russischen Reiches abgeschoben werden sollten, wurden in der Alarmeile vergessen.

Das russische Räumungs- und Rückzugsprogramm hatte aber noch ganz andere Dinge vorgesehen. Hätte alles seinen planmäßigen Verlauf nehmen können, hätten alle gegebenen Befehle ihre Ausführung erlangt, so wäre das schöne Warschau von einem traurigen Los getroffen worden. Durch persönliche Darlegung von den maßgebenden Männern der Stadtverwaltung, und als das nichts nutzte, durch indirekte und direkte Anweisungen der russischen Presse über das, was mit der Stadt geschehen müßte, wenn die Armee sich zurückzöge — es ist in diesem Zusammenhang täglich die nationale Tat des Brandes von Moskau gefeiert worden —, wußten die Warschauer, was die russische Regierung von der Bevölkerung glaubte erwarten zu dürfen. Man suchte der Einwohnerschaft ein Treurussentum zu suggerieren und forderte zur Schädigung der deutschen Armee die Vernichtung der Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke. Da sich aber die Stadtväter den Plänen nicht hold erwiesen, folgte kurz der Befehl, daß die betreffenden Werke durch das Militär gesprengt werden sollten. Blinde Zerstörungswut, das wäre auch in Warschau das sichtbare Zeichen der zusammenbrechenden, kopflos gewordenen russischen Armee

geworden. Wäre geglückt, was geplant worden war, so hätte die über 900000 Köpfe zählende, friedliebende Einwohnerschaft aus der Wut der aus dem Felde geschlagenen russischen Machthaber die unerträglichsten Elendzustände empfangen. Die deutsche Eile und Schlagkraft retteten Warschau vor diesem Ärgsten, aus dem es, wie viele Städte, wohl auch nur als Trümmerhaufen hervorgegangen wäre; denn niemand hätte übersehen können, wie weit die einmal entflammte Lohe um sich greifen würde, wenn das Militär befohlen zur Brandfackel gegriffen hätte. Dankbar wurde der Schutz anerkannt, den Warschau durch den schnellen deutschen Einmarsch empfangen; er wurde ebenso gerühmt wie die Schonung der Stadt, die ja von deutschen Granaten nichts kennen gelernt hatte. Sorglos, leicht, fröhlich-spielerisch lebte Warschau, seinem Ruf entsprechend, als das „östliche Paris“.

Nach überstandener Gefahr war das Kriegsleben nur noch eine die Nerven erhöht wachhaltende Sensation für die Stadt der leichten Luft, des hellen Lichtes, der alten Kultur, Genußfreude und Schönheit, in der die alten polnischen Adelsgeschlechter ihre Paläste unter französischem Einfluß an wundervollen Parkstraßen erbauten und einrichteten und damit einen lebendigen Zusammenhang mit dem Westen schufen. Östlich wird es in Warschau erst draußen in den dichtbevölkerten Vorstädten. Schlechte Pflasterung der Straßen, Schmutz in allen Ecken; zusammengedrückt, in gräßlicher Enge hausen die Arbeiterfamilien, leben die Juden in besonderen Vierteln. Dort kommt der Osten mit scharfen Gerüchen dem Fremden entgegen, und Warschau bekommt ein anderes Gesicht.

Doch in den deutsch-feldgrauen Tagen, die für Warschau von bleibender Bedeutung sein werden, vermischten sich die Volkselemente im Innern der Stadt. Neben dem Gecken, dem eleganten Lebemann, der unermüdlich lüstern auf der Nowy-Świat und der Aleja Ujazdowska, im Sächsischen Garten und den Parkanlagen des Schlosses Belvedere allem Weiblichen nachsteigt, drückten sich der kleine jüdische Handelsmann aus der Jerusalemer Vorstadt und der polnische Fabrikarbeiter aus dem nicht minder ärmlichen und schmutzigen Wola. Sie alle bildeten die eine große Menschenmasse, die wie im Rausch genoß, der die deutschen Truppen, ihr Einmarsch und Ausmarsch, das große

Erlebnis nach Monaten voll Zweifel und Tagen voll Angst waren. Sie standen und staunten, sie vergaßen, was der Russe ihnen getan und was er ihnen noch alles zugedacht hatte; sie sahen während der Tage des Kampfes um die Weichsel nach Praga hinüber, das an jedem Abend von Kriegsfackeln überleuchtet wurde, da dort die abziehenden Russen sprengten, zerstörten und sengten, ohne unmittelbar gestört zu werden. Dort gingen die Fabriken in Trümmer, die Magazine fielen Bränden zum Opfer. Der Petersburger Bahnhof, der größte ganz Warschaus, wurde mit großen Mengen von rollendem und anderm Material vernichtet und ragte bald als eine Stätte des Grauens mit brandschwarzen Mauerresten empor, über der beißender Brandgeruch schwebte.

In diesen Kämpfen um das rechte Weichselufer setzte das Gewehrfeuer nicht einen Augenblick aus. Im Herzen Warschaus kümmerte man sich aber nur so viel darum, wie es unbedingt notwendig war. Die deutsche Artillerie unterstrich mit einem nicht mißzuverstehenden Salvenfeuer den Willen unserer Armeeleitung, vorwärtszukommen. In der Stadt wogte es hin und her in leichtfertigstem Lebensgenuß. Vor den Häuserecken drängten sich die Menschen, um die deutschen Heeresanschläge zu lesen, in denen einer friedlichen Bevölkerung Schutz zugesagt, Elementen, die Plänen gegen die deutsche Armee Vorschub leisten, die strengste kriegsgerichtliche Bestrafung angedroht wurde. Nach fünf Tagen, kurz nach dem Abzug der Russen aus Praga, erschien schon eine „Deutsche Warschauer Zeitung", die mit den Berichten des Generalstabs und allen möglichen wissenswerten Neuigkeiten herauskam und natürlich schnell Freunde fand.

Die Gegensätze zwischen dem russischen Gestern und dem deutschen Heute fielen auf. Es wurde in der Stadt viel darüber gesprochen. Das „Gestern" lief! — und von dem, was vor der panikartig angetretenen Flucht in Warschau noch geschah, was die Russen wohl unternahmen, um sich die Freundschaft der Polen zu sichern, drang immer mehr durch. Mit dem Beginn des Monats August wurde die schon lange in Fluß befindliche Rückwärtsbewegung der Russen so stark, daß jedes Kind wußte, was vorging. Train- und Rote-Kreuz-Kolonnen hatten die Stadt schon seit Tagen passiert, nun aber drängten sich Artillerie- und Infanteriemassen heran; sie überschwemmten ganz

Warschau und schleppten lange Züge armer, elender Menschen mit, Bauernfamilien, denen die Ortschaften auf dem Rückzuge abgebrannt worden waren, und die nun nach den östlich der Weichsel liegenden Landstrecken abgeschoben werden sollten. Bilder des schrecklichsten Jammers enthüllten sich vor den Augen der Warschauer Bevölkerung. Und dazu kamen Verdächtigungen, Haussuchungen, Verhaftungen und Vollstreckungen. Es muß nach allem, was ich hörte, ein Schreckens-regiment gewesen sein, das bis zum allerletzten Augenblick angedauert hat, und das den Beweis erbrachte, daß die Macht der Behörden ebenso wie die des Militärs vollständig erschüttert war. Als der Mob in einzelnen Straßen Plünderungsversuche unternahm und schließ-lich draußen der Kanonendonner immer stärker wurde und näher heran-kam, wurde den Militärbehörden, die nur noch Massenexekutionen auf der Zitadelle ausführen ließen, der Gehorsam verweigert, und man sehnte den Augenblick herbei, die Stunde, die die Deutschen als Sieger in die Stadt brächte. So kam es auch, daß die Bauern nicht mehr weiter wollten, daß sie mit ihren Gespannen die Vorstädte, die Plätze der Stadt füllten und die Militärposten, die von den Behörden zu ihrer Bewachung gestellt worden waren, schließlich Verstecke suchten, um sich nach dem Einzug unserer Truppen gefangenzugeben. Es sind auch zahlreiche Offiziere darunter gewesen. Die Bauern aber atmeten auf. Zu Tausenden rollten die kleinen polnischen Wagen wieder westwärts, die Rückwanderer kamen unsern einmarschierenden Truppen mit Winken und Grüßen entgegen, und die deutschen Sol-daten wurden ihnen im vollsten Sinne des Wortes zu Befreiern.

Vierzigstes Kapitel.

Östlich der Weichsel und nach Weißrußland hinein.

„Die Deutschen kamen zu schnell! ...“ Immer wieder haben wir diese Worte hören müssen. Warschaus hauptsächlichste Kunst-schätze waren zwar aus dem alten polnischen Königsschloß, aus den Kirchen und Sammlungen schon auf dem Weg nach Moskau, und mit

denselben Transporten ging alles ab, was an Werten in den Staatsarchiven und bedeutenden Fabrikanlagen in Eile zusammengerafft werden konnte. Während man von der Ost- und Südseite vor der Stadt sengte, die Dörfer und Städte verwüstete, wurden in Warschau die großen Kirchenglocken zerschnitten, um die Bronze fortschaffen zu können. Vor dem Glockenturm der großen russischen Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Sächsischen Platz konnten wir noch die Gerüste sehen, die die Russen zu diesem Zweck errichtet hatten, und ein abgestürztes schweres Glockenteil lag wie festgebannt in der Erde davor; denn alles war in Hast und Aufregung geschehen und daher unvollkommen oder nur halb durchgeführt worden.

Ja, wir kamen ihnen zu schnell. Auch beim Brückensprengen hatten wir sie gestört, trotzdem sie dabei gründliche Arbeit geleistet haben; tief und breit zusammengestürzt lagen die Brückenpfeiler, die Joche und die Eisenkonstruktionen in den strudelnden Wassern des Weichselstromes. Was die Russen damit erreichen wollten, gelang ihnen aber doch nur zum Teil; denn unsere Pioniere schlugen oberhalb der Trümmerstätten ihre Pontonbrücken über den Fluß, die sofort nach der Fertigstellung von großen Kavalleriemassen überschritten wurden. Infanterie folgte. Drei ganze Tage dauerte der Übergang des großen, dem Feinde nachstoßenden Heeres. Mit klingendem Spiel, mit Pfeifenschall und Trommelwirbelschlag, mit deutschen Liedern marschierten die Regimenter blumengeschmückt der Brücke zu, auf der sie, von Artillerie begleitet, den Strom überquerten.

Die Hauptstadt Polens kam aus dem Staunen nicht heraus; denn nun zog die deutsche Volkskraft in Lebendigkeit vorbei, und alles, was die russisch beeinflußte Presse der deutschen Armee an Schauderdingen nachgesagt hatte, zerfiel in sich, da die Wahrheit aus der frisch und frei vorüberziehenden Wirklichkeit sprach.

„Deutschlands Heer ist verkommen, seine Kraft ist gebrochen. Deutschland hat Bronzenot und wird die Kirchenglocken von den Türmen holen! . . .“

Die Warschauer lernten über die schlechten russischen Späße lachen, und in den Straßen liefen die Menschen zusammen, wenn gefangene Russen von deutschen Landsturmleuten abgeführt wurden. „Moskali!

Moskali!" rief man ihnen nach. Es waren traurige Züge; verwahrloste Massen, Ausschnitte aus einem zusammenbrechenden Heer.

In Warschau ging das Leben wieder seinen ruhigen Gang. Wie sich niemand über das stille Heldentum hinter der Front wunderte, so auch nicht über das dumpfe Gebrumme, das grollend schwer manchmal mit günstigem Wind von Nordwest her herüberklang. Dort lag Nowo-Georgiewsk, die stärkste Festung Rußlands, vor der deutsches schweres Geschütz sich ein Zusammentreffen gegeben hatte. Warschau hörte das ferne, dumpfe Grollen. Doch es lebte weiter, es lebte im Licht, und seine schönen, koketten Frauen lachten, wie jemand lacht, an dem eine Gefahr glücklich vorübergegangen ist. Polens Hauptstadt hatte ihre schwere Zeit überstanden. Sie hatte schon aufgeatmet, und ihre Tage glichen wieder dem Falterspiel in Sonne und lauem Sommerwind.

Und jenseits der Weichsel marschierte das deutsche Heer... Verfolgung!... Es hat harte Marschtage gegeben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war alles auf den Beinen. Fest aufgeschlossen marschierten die Divisionen nebeneinander in genau vorgeschriebenen Räumen, um in Zähigkeit und ohne Nachlassen den Gegner immer wieder zu bedrängen und im Kampfe zu schwächen. Weißrußlands Wald- und Sumpfgebiete, seine weiten Ebenen, die so trostlos sein können, daß dem Herzen bange wird, sahen den unermüdlichen Vormarsch unserer Feldgrauen, nachdem der abziehende, häufig genug fluchtartig weichende Russe vorüber war. Es ist kein leichter Weg gewesen, der zurückgelegt werden mußte; denn immer unwegsamer wurden die Straßen, immer schwieriger wurde das Land.

Schon in Praga setzte sich hinter Warschau ein neues Glied an die Kette, die, aus niedergebrannten Ortschaften bestehend, deutlich auch in diesen Gebieten die Rückmarschstraßen der bedrängten russischen Armeen kennzeichnete. Immer wieder tauchte das gleiche Bild auf: zerschossene Gehöfte lagen an den Straßen, ab und an einmal ein wie durch geheime Wunderkräfte erhaltenes Haus, an dem wohl die russischen Scharen, von ihren Verfolgern getrieben, in Sprung und Flucht vorübergehastet waren.

Bis Nowo Mińsk, Kaluszyn, im Zuge der großen Straße nach Siedlce schien noch einigermaßen Ruhe während des Rückzuges geherrscht

zu haben. Die beschossenen Städte standen, sie litten nur unter der Verfolgung. Die Russen sengten noch nicht; sie bauten wohl auf die zerstörten Warschauer Weichselbrücken, die den deutschen Vormarsch hemmen sollten. Doch als sich auch diese Hoffnung als trügerisch erwies, als sich die deutsche Stoßkraft von neuem im Nachbrausen der Kavallerie bemerkbar machte, und schließlich auch Infanteriemassen immer kräftiger gegen die russischen Nachhuten vorgingen, lösten sich die Verbände auf. Was nur eben konnte, suchte in wilder Flucht das Weite.

Hinter Siedlce lag das Land in tiefer Traurigkeit. Vom Norden her, von Sokolów über Siedlce nach Luków, war das ganze Land eine einzige große Brandstätte, und unsere Leute sagten mit Recht: „Der Russe rennt und brennt."

Die Truppen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern marschierten von Polen nach Weißrußland. Immer wieder griffen sie mit Erfolg an und zwangen den Feind zum Weichen. Gegen die von Süden zwischen Bug und Weichsel kämpfende Armee des Generalfeldmarschalls von Mackensen strebten sie an, bis es nach dem Fall von Brest-Litowsk zur Vereinigung der Armeen kam. Ungeheuerliches ist auf diesem wochenlang andauernden Gewaltmarsch geleistet worden; unermüdlich marschierten die Truppen, darunter viel junge Mannschaften, die sich überall, wo sie aktiv an den Feind kamen, trefflich bewährten. Schlechte Wege, verkommene, mit Ungeziefer überreich gesegnete Quartiere, die denkbar schwierigsten Verpflegungsverhältnisse, fortdauernder Trinkwassermangel: das sind die Hauptmomente, die uns das Land selbst in Feindschaft entgegenstellte, und durch die unser Vormarsch erschwert wurde. Aber gehemmt konnte er nicht werden. Das Heer strebte in langen Zügen vorwärts. Vom Morgengrauen an gab es Kampf und Marsch; denn dem Feinde wurde keine Ruhe gegeben. Abends zündete er seine lohenden Feuerwerke an: brennende Dörfer, wie Fackeln standen sie vor uns in der weiten Runde. Ich zählte sie oft, wenn die Gewohnheitszahlen drei und vier überschritten wurden, wenn sieben, acht, einmal sogar elf Brandherde an den vom Rauchgewölk überwallten Flammen erkennbar waren. Das sind große, wilde Kriegsschauspiele gewesen. Die sonst

so eintönige, tote Landweite lebte auf. Der Kriegsgott ging erntend darüber hin.

Was die Trostlosigkeit des Landes noch erhöhte, waren die Rückwandererscharen, die die Straßen füllten, die in und um Hausruinen ihr trauriges Dasein fristeten. Unsagbares Elend hat die brandstiftend davonziehende russische Armee dem Lande und seiner an sich schon armen Einwohnerschaft gebracht. Man sah furchtbare Bilder an den Straßen: Verjagte, Verschleppte, die nach Hunderttausenden zählten, die das Land als vollkommen Obdachlosgewordene gebrochen durchirrten. Tagaus, tagein waren sie auf ihrer ruhelosen Wanderschaft. Verängstigt suchten sie sich von Ort zu Ort weiter. Mit vielen Straßen lag das Land vor ihnen, und doch war es für sie wegelos; denn wohin sie auch kamen, alles war ihnen Fremde und starrte sie mit trostlosen, mit feindlichen Augen an. Es waren Bilder aus der unglückvollen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die im Kampfgebiet von Weißrußland wieder von neuem lebendig wurden. Vor Warschau sahen wir sie schon. Nach der Räumung der Blonielinie traten sie immer mehr in den Vordergrund, und nun beherrschten sie das ganze Kriegsgemälde. Immer ungeheurer wurden die Menschenmassen, die die Russen vor sich hertrieben. Was uns entgegenkam, war eine Völkerwanderung Geflohener. Die dichten Wälder zwischen den Hauptmarschstraßen hatten ihnen Unterschlüpfe geboten. In den Wäldern — schmale, dunkle Wege führen in ihr verschwiegenes Dickicht, durch das kein menschlicher Blick von den Straßen her eindringen kann — hatten sie Schutz gesucht vor den Soldaten, die sie bewachten, um sie nach dem Innern Rußlands zu bringen. Was einem Bauern gelang, spornte den andern an, und schließlich fügten sich nur noch die vollkommen Verängsteten und Alten den Geboten der knutenschwingenden Soldateska, deren Macht immer mehr zusammenschmolz. In den Fluß-, Sumpf- und Moorgebieten zwischen Wengrów, Sokolów, Kaluszyn, Zelechów, Luków und Siedlce saßen die Ausgebrochenen fest. In Erdlöchern hausten sie. Gezweighütten mußten die Kinderscharen schützen. Aber in den saftigen, stillen, verschwiegenen Gründen standen an den Wasserläufen die reichen Rinder- und Hammelherden, die natürlich mit abgetrieben werden mußten, da sie dem Russenheere



Trinkwasserbereiter auf dem Marktplatz in Siemiatycze.



Die russische Kirche von Siemiatycze als Kaserne deutscher Kraftfahrtruppen während des Vormarsches in Weißrußland.

dienstbar gemacht werden sollten. In hellen Haufen kamen, als die deutschen Truppen die Marschstraßen erreichten, die Geflüchteten aus den Waldgebieten heraus.

Und doch war das Elend dieser aus den Händen des russischen Militärs geretteten Bauernscharen gering im Vergleich zu dem, was uns später begegnen sollte, als wir in die vollkommen menschenleere Brandzone des westlichen und östlichen Buglandes gelangten. Stille, Totenstille lag über den weiten Landflächen. Trostlose Öde, wo sonst Städte und Dörfer gestanden. Zwischen Trümmern irrten zurückgelassene Greise. Vor den brandschwarzen Grundstücken, in denen zerschlagenes Hausgerät durcheinandergeworfen lag, saßen Irre, die uns unter Wortgestammel anlachten. Trüber und dunkler wurden die Bilder, schmerzbereitender die Anblicke, die sich boten, und immer noch ging es vorwärts, dem geschlagenen, flüchtenden Feinde nach.

Einundvierzigstes Kapitel.

Das tausendseitige Bild.

Die „heilige Erde" des russischen Reiches offenbarte sich. Ein Grauen packte uns, und was es heißt „im Dreck stecken", das lernten wir nun erst kennen; denn der Schmutz Polens war nur ein leiser Vorgeschmack gewesen. Vieles läßt sich gar nicht sagen, wie es war. Die Worte fehlen nicht, aber man kann die Dinge der Wahrheit entsprechend nicht beim rechten Namen nennen, und mit „Unkultur" und ähnlichem hängt man einen Schleier über all das, was uns westliche Menschen oft mit Schaudern erfaßte und abstieß. Man mußte sich mit tausend Dingen abfinden lernen, mußte von Tag zu Tag neue Ungeheuerlichkeiten in den Kauf nehmen, und aus allem fügte sich ein Bild zusammen, bizarr, wunderlich, abenteuerhaft, voll Krausheit und Absonderlichkeit. Episoden bilden kein untergeordnetes Beiwerk; denn aus kleinen Zügen entsteht eine treffliche Charakteristik der Gesamtleistung der Armeen.

Kriegsmosaik — ein großes, tausendseitiges Bild. Durch die schon monatelange Gewohnheit erzogen zum Verzicht auf alles, was

dem Kulturmenschen der westlichen Welt Europas sonst unentbehrlich zu sein scheint, war der Blick nicht mehr beeinflußt. Wir hatten alle Vorurteile abgelegt; denn jede Stunde vermochte zu belehren, daß man nur durch die Überwindung aller früheren Gewohnheiten, durch ein systematisches Ausschalten des Kulturmenschen sich in die Geltung besitzenden Zustände des russischen Krieges mit innerer Ruhe hineinfinden konnte. Nicht allein das Leben des gemeinen Mannes litt am Lande; er ertrug manches leicht. Schwerer war es für die in der Front stehenden Stäbe, für die zurückliegenden Generalkommandos, die sich mit ihrem großen, verantwortungsvollen Arbeitsapparat in die ungeheuerlichsten Verhältnisse schicken mußten. Das Einquartieren war eine Aufgabe, die sich zum Problem erhöhte; denn in elenden, verschmutzten Städten wurden sie auseinandergerissen, obwohl Einheitlichkeit und Zusammenhang erste Bedingung für ihre Arbeit ist. Hier fehlten die Schlösser Frankreichs und die großen Städte, die es selbst noch in Polen gab. Armeeführer, Korpsgenerale lagen — ich sah es selbst — in Kuhställen und segneten das einsturzreife Dach, das ihnen über dem Kopfe wackelte, weil es bis zum Zusammenbruch doch noch etwas Schutz zu bieten versprach. Hätten wir den Fernsprecher nicht, der durch eine glänzend ausgebildete Spezialtruppe im Handumdrehen in jeden entlegenen Winkel gelegt wird, wir wären aufgeworfen gewesen; denn eine kleine Armee wäre notwendig geworden, der großen zur Nachrichtenübermittlung zu dienen.

Im Buggebiet, im Südwestteile des Gouvernements Grodno, wurden wir von Mütterchen Rußland ganz in die Arme genommen. Die Wege . . . das alte, immer wieder neue Lied. Die Automobile versanken streckenweise im Sande der sogenannten „Schosseen". Eine Fahrt in ihnen — die echt volkstümlich nur „Wackeltopp" genannt wurden — gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten, da zu den üblichen schlechten Straßenverhältnissen noch die Freude der Notwege und Notstege hinzukam.

Ungeheures haben die Kolonnen auf den russischen Straßen zu leisten gehabt. Bis zu 21 Stunden lagen die Hände der Kraftfahrer am Steuerrade der schwer hin und her schlagenden Lastwagen. Es war schon eine Leistung, als Beifahrer auf solchen Touren glatt durch-

zuhalten, geschweige denn den Wagen immer fest in den Händen zu haben. Und diese Kolonnen waren nun wie die Blutadern des Heeres! Munition und Verpflegung, Sanitätsdienst — kurz alles hatten sie zu bewältigen, seitdem die Truppen dem fliehenden Feinde in ständigen Gewaltmärschen auf den Fersen blieben.

Zwischen den großen Straßen, durch das nicht minder versorgungsbedürftige Zwischenland, rollten nun wieder die endlosen Kolonnen der „Panjewagen"; Gespannzüge, die oft kilometerlang, von Staubwolken graubraun umwirbelt, schwerfällig dahinzogen. Zusammengesunken saßen die Kutscher auf den Lasten. Auch sie fuhren Munition, Lebensmittel und Futtervorräte hinter der Armee her. Durch Tag und Nacht gingen die Züge voll hinaus und leer zurück.

In meinem Quartier in Siemiatycze drang das Knarren der Räder, das Mahlen, Schleifen, dumpfe Stoßen der Achsen immer wieder an meine Ohren. Munitionskolonnen! Sie zogen in das Dunkel hinein, so wie sie aus dem Dunkel aufgetaucht waren. Wagen auf Wagen folgte. Trotz der Dunkelheit erkannte das gewöhnte Auge, wie staubgrau Wagen, Pferde und Menschen waren. Die Begleitmannschaften schliefen mit den Karabinern in den Armen; sie hockten neben und hinter den Fahrern, sie klebten irgendwo am Wagen in Stellungen, bei deren bloßem Anblick einen das Kreuz zu schmerzen begann. Es waren viele Menschen, doch kein Wort war wach, das Schweigen lag wie eine Last über dem stetig vorwärtsziehenden Zuge.

Schwer stampften die Gäule durch den knietief lockeren Sand. Da, mit einem Male, stürzte ein Pferd; es brach in den Vorderbeinen zusammen, und sein Reiter lag unter ihm. Zum Glück konnte er schnell unter dem sich wälzenden Tier hervorkommen, das mit dem Kopf schlug, ehe es wieder hochkam. Es war der Kolonnenführer, ein junger Offizier, der kontrollierend den Zug abritt. Er reckte sich, und dann streichelte er dem Pferde den Hals, befühlte die Schnauze, klopfte dem zitternden Tier den Bauch, den Rücken, um es zu beruhigen, und stieg wieder in den Sattel. Während er grüßend die Hand an den Helm legte und von neuem anritt, sagte er, mehr zu sich selbst als zu uns, die wir, um Hilfe zu geben, zu ihm gesprungen waren: „Es ist ja kein Wunder . . . Wir sind seit 3 Uhr morgens

ohne Unterbrechung auf dem Marsche . . ." Es war 9 Uhr abends. Ich weiß nicht, wie weit der Zug noch in die Nacht hinein mußte. — Diese kleine Geschichte spricht Bände . . . Und weiter zogen die Kolonnen. Schwerfällig fuhr eine Haubitzbatterie vorüber. Die Geschütze schlugen dumpf dröhnend in die Weglöcher. Vorauf aber marschierten die Kanoniere, die ein Lied sangen: vom Liebchen daheim . . .

Stilles Heldentum war schon während des Winterfeldzuges der schwere Dienst der Kolonnen, und nun hatten sie im neuen Bewegungskriege wieder reichliche Arbeit gefunden. Die polnische Erde war ihnen nicht wohlgesinnt, die russische war es noch weniger. Für Schnee und Regen Polens gab es den Staub, den lästigen, atemraubenden, trockenen Schmutz Rußlands.

Auch das „Kulturbild" einer russischen Stadt muß als Ausschnitt des Krieges aufgezeichnet werden. Ich wähle Serock, das in Schmutz starrte; denn der eingesetzte deutsche Ortskommandant, ein Offizier, der einem alten bayerischen Adelsgeschlechte entstammte, konnte trotz aller Anstrengungen das unter Schlammassen verborgene Pflaster nicht zutage fördern. — Bei einer jüdischen Familie fand ich Quartier. Es gab dort ein schiefbeiniges Eisengestell als Bett mit einem Strohsack, der auf Knüppelholz lag. Ich war nach mancher Marschnacht mit der Truppe weniger müde als nach der, die mich zwang, diese Bettstatt aufzusuchen, weil es draußen in Strömen goß.

Serock gab mir den ersten überwältigenden Eindruck, den eine russische Stadt zu geben imstande ist. Elende Reihen von niederen Holzhäusern umstehen die breite Hauptstraße, an die sich schmale, entsetzliche Gassen anschließen. Ein weiter Markt, verkommen, zum Teil grob gepflastert und trotzdem kniehoch grün überwachsen. Judenkinder in Lumpen spielten darauf; dazwischen weideten magere Ziegen und grunzende Schweine, die sich jagten. In der Ecke, nahe beim Schulhause, einem ebenfalls niederen Holzbau, die große mit wuchtigen Türmen versehene Kirche der Polen. Bergab und bergauf ein paar weitere schmutzglitscherige Gassen: die Judenstadt.

In den moosüberkrochenen, grauen Hütten hausten die Menschen in erschreckender Enge; es wimmelte von Kindern, halbnackten Geschöpfen, deren Augen dunkel in bleichen Gesichtern lagen. Fremd,

furchtsam glommen die Blicke wie aus Schattenhöhlen. Sah ich sie beobachtend an, so huschten sie fort; sie duckten sich, drückten sich an den Holzwänden entlang; sie schlüpften plötzlich durch ein Loch, die Haustür, ins Stockdunkle. Das war erdgeisthaft, wirkte unheimlich und offenbarte die Lage, in der diese Menschen, des Zaren „liebe Juden", in diesem Lande der Willkür leben.

Ich durchwanderte diese Straßen russischen Elends, als mir ein alter Jude im langen Samtrock entgegentrat: „Was sucht der Herr?" Es war der Rabbiner, ein einäugiger 90jähriger Greis mit langem wehenden Mosesbart. Seit die Kosaken und abziehenden Russenhorden durchgekommen waren, so erzählte er mir, habe ein Fremder den Stadtteil nicht mehr betreten. Die Gemeinde lief zusammen, da sie den Rabbi mit dem Goi reden sah. Ein Stimmengewirbel entstand: „Erzählungen aus der Russenzeit."

Ich folgte dem Rabbiner in sein nahegelegenes Haus. Dunkel lag hinter der knarrenden Holztür. Die Luft der Stube war dick. Der Einäugige erzählte mit der lallenden, schwerzungigen Sprache des Alters, und seine Worte wurden eine Anklage voll Bitterkeit. Viel Zeit blieb der russischen Soldateska nicht, um ihren Haß gegen die Juden ungezügelt zu entfalten; aber so viel fand sich doch, um Frauen zu schänden, um Geld zu erpressen: 5 Rubel für das Haus, dem die Brandfackel erspart werden sollte. Der Alte, so erzählten mir einige Juden auf meinem Heimwege, war in zwei Tagen ein armer Mann geworden; denn er hat die Judenstadt Serock aus den Händen der Kosaken freigekauft. Zwischen Büchern saß er, als ich von ihm ging, und sein letztes Wort zu mir war eine Frage: „Bleiben eure Soldaten bei uns?"

In ununterbrochenen Märschen war es vorwärtsgegangen. Wir drangen weit in das Land ein. Der Bug, der unterhalb Brest-Litowsk in nordwestlicher Richtung die russische Ebene durchzieht, lag hinter uns. Unsere Armeen drängten sich in der Verfolgung des Feindes immer mehr auf einer verkürzten Linie zusammen, es schien die Gerade werden zu sollen. Dem Rückmarsch der Russen folgte unser Vormarsch auf dem Fuße. Nachdem die ersten Forts von Brest-Litowsk stürmender Hand genommen waren, räumte der Gegner die

Festung, und die dahinter liegende Stadt wurde ein Trümmerhaufen. Das Schicksal der erst nach 1831 neu erbauten Stadt am rechten Muchawiecufer ist tragisch und erinnert an das Moskaus vom Jahre 1812. Um dem Feinde zu schaden, wurde Brest-Litowsk geopfert; die Flammen, die die abziehenden Russenscharen entfachten, fraßen es auf. Es war kein neues Bild, das sich unsern Truppen bot; denn ihre Augen waren an den Anblick der Selbstverwüstung gewöhnt. Bedauerlich ist es aber, daß hier eine moderne Stadt, deren Rußland nicht viele besitzt, den Untergang fand. Rauchende Trümmer, Ruinen, Stadtreste, über denen die flammende Lohe glutrot gekocht hatte, so daß sich der Himmel auf Meilen blutig verfärbte, das war Brest-Litowsk.

Und was kürzlich noch Front war, wurde unter dem schnellen Nachstoß schon bald zum Hinterland des Operationsgebietes. Über den Bug, den deutsche Schützengräben überholten — es waren primitive Erdbauten gegenüber den festen Verteidigungsstellungen der Russen —, führten im Zuge der Etappenstraßen kräftig gebaute Kriegsbrücken, die unter der Last der Kolonnen zitterten. Auf diesem Wege sah ich Nowo Mińsk, Siedlce, Sokołów und unten am Bug Drohiczyn. Städte! . . . Einige verdienen den Namen nicht. Wären diese oft anmutvollen Landgebiete deutsche Erde, so ständen andere Ortschaften darauf; man fände nicht immer wieder zwischen den Ackerstücken hinter weitausgedehnten Forsten die langgestreckten Ansiedlungen aus Blockhäusern, die auch den Städten das Gepräge der Gebrechlichkeit geben. Es waren schlechte Quartiere für deutsche Soldaten. Offiziere und Mannschaften, die sie beziehen mußten, krochen lieber in das frische Stroh als in die Betten, die man fand.

Es war lange still gewesen in den Ortschaften des grünen Buglandes. Der Krieg war weit fort. Hinter Warschau, so sagten die Leute, schlagen sich die Heere. Es ist wohl vorgekommen, daß man von Menschen hörte, denen ein Verwandter im Felde gefallen war; doch wer konnte das nachprüfen? Man lebte dumpf und stumpf fort, zumal vom Kriege auch nicht das geringste zu spüren war.

Darum aber wurde es um so schlimmer empfunden, als eines Tages die ersten russischen Truppen auf ihrem Rückzuge heranmarschierten und bald darauf vom Morgen bis zum Abend die endlosen

russischen Trains sich über die Straßen wälzten. Das erste Zusammentreffen mit dem Heere des Zaren ließ die Einwohner ahnen, was noch kommen würde. Die Soldaten forderten alles und bezahlten nichts; weigerte man ihnen, was sie verlangten, so nahmen sie es brutal und vertrösteten auf die Besuche der Kosaken, die bald kommen würden. Wie eine Panik brach der Krieg herein. Die Häuser wurden leergeräumt. Man schloß alle Türen auf, öffnete die Böden und die Keller; denn was der Kosak verschlossen finden würde, könnte ihn reizen und zum Aufbrechen verleiten. Eilig raffte die Bevölkerung zusammen, was sie besaß; in den Waldungen wurden große Gruben ausgehoben, und dorthin schleppten sie ihren Besitz.

Die Menschen, die nicht flüchteten, behielten nur das Allernotwendigste. So kamen wir in leere Häuser und lagen auf morschen, verfaulten Dielen, in deren Fugen das Ungeziefer hauste, über die Ratten und Mäuse raschelnd dahinfuhren.

Gefechte, die in der Gegend stattfanden, haben nicht viel Schaden angerichtet. Mehr als sie haben tatsächlich die Kosaken auf ihrem Durchzug die „breit angelegte Natur" der echt russisch eingestimmten Bevölkerung aufgerüttelt. Sie vergaß für kurze Zeit das sonst so beliebte „nitschewo", das Gleichgültigkeit atmende „das macht nichts". Namentlich die armen jüdischen Händler haben viel aushalten müssen; denn die Kosaken hatten ihnen die Verkaufshallen aufgerissen und alles durchwühlt. Was sie nicht mitnahmen, warfen sie an die Erde und zertraten es mit den Füßen. Klagende Menschen saßen dort überall auf den Trümmern ihrer Habe; sie suchten im Schmutz herum und priesen jedes Stückchen, das sich noch retten ließ.

In unaufhaltsamem Vormarsch ging es durch das Gebiet der Bialowieska Puszcza, durch die große Urwaldeinöde, in der der Zar noch Wisente gehegt hatte. Herrliche Waldungen! Kämpfend wurden sie durchdrungen. Manches deutsche Soldatengrab liegt darin; denn die Russen nutzten das Dickicht zur Verteidigung aus. Mit gefällten Baumriesen und Drahtverhauen sperrten sie die schwer gangbaren Wege. Wie Wespennester lagen ihre Schützenlöcher dicht beieinander in und vor den Schneisen, und doch drangen die Unsern durch und gewannen das dahinterliegende freiere Land.

Bis hinauf in diese Kampfzone von Weißrußland folgte ich unsern Truppen. Unter Exzellenz von D . . . . ging ich mit einem Teil der Heeresgruppe bis über die Kolonna vorwärts, sah wie sie mit Feind und Land kämpften und unter täglich neuen Mühen beide überwanden.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Im Kampf um Nowo-Georgiewsk.

Während sich das deutsche Heer nach Osten vorwärtsschob, schloß sich eine eiserne Klammer um die am Narew-Weichsel-Zusammenfluß errichtete Festung Nowo-Georgiewsk, um das alte Modlin, das Napoleon I. im Jahre 1807 anlegte. Bis 1831 trug Nowo-Georgiewsk diesen Namen, und mit der Umtaufung begann für die Festung eine neue bedeutungsvollere Zeit; denn die alten napoleonischen Werke wurden erweitert, durch neue ersetzt und ausgebaut. Und recht betrachtet, war der Umbau, die Erweiterung und Verstärkung der drohend gegen die deutsche Grenze sich vorschiebenden Festung auch noch nicht vollendet, als die deutschen und österreichisch-ungarischen schweren Geschütze davor in Stellung gebracht wurden, um auch dort ihre Überlegenheit zu beweisen. Was in Jahrzehnten mühevoller Arbeit erdacht und aufgebaut worden war, nun sollte es in kurzer Zeit fallen.

Seit Tagen donnerten schon vor den Wällen der Festung die Geschütze, als ich von Warschau aus an diese Front kam. Die Erde dröhnte, die Wälder bebten, es zitterten die alten Baumriesen, knorrige Kiefern und Eichen der masowischen Erde. Bis in die Wipfel hinauf griff das Zucken, das grelle Aufleuchten der gewaltigen Mündungsfeuer, die des Nachts wie Blitze durch das Dunkel fuhren, die den Eindruck machten, als ob die Erde geborsten sei und urweltliche Kräfte unter Flammenspeien und bergeberstendem Donner freigebe.

Vor den Wällen von Nowo-Georgiewsk war die Hölle leibhaftig geworden; wild, vollkommen entfesselt, so schien es, rasten dort die Kriegsstürme, die Donnerpauken. Die schwersten Geschütze der verbündeten Armeen krochen in Ruhe heran, und ihre übermannsgroßen



Jüdischer Handelsmann aus Siemiatycze, dessen Laden von Kosaken ausgeraubt wurde.
(Vgl. Seite 267.)

Die Spitze eines Infanterieregiments zieht auf dem Verfolgungsmarsch durch Weißrußland in Hrynki ein.



Biwakierende Infanterie auf einer Waldlichtung der Bialowieska-Puszcza.



Rastende Sanitätsabteilung bei dem Dorfe Masiewo II im Gebiet der Bialowieska-Puszcza.

Geschosse erfüllten die Luft wieder mit Sausen und Brausen. In der weiten Runde, bis auf die Entfernung von einigen Kilometern, schüttelten sich die entfesselten Geister der Luft, die Fenster klirrten weit im Lande, die Scheiben sprangen, und die Scherben fielen zu Boden. Es war schwer, den Lärm der Abschüsse zu ertragen. Schwerer mußte es aber sein, sich vollkommen machtlos den Wirkungen ausgesetzt zu sehen, da nun Geschoß auf Geschoß über die Werke niederbrach. Pressender, schleudernder Luftdruck warf im Umkreis der Geschoßeinschläge alles zur Erde. Hagel von Eisenteilen, turmhoch auffahrende breite Trümmersäulen der zerschlagenen Gesteinmassen! ... Für den zähesten Gegner mußte bei einem solchen Geschützfeuer schließlich die Stunde kommen, in der ihm längeres Standhalten nutzlos erschien.

Eine Flügelgruppe der gegen Warschau marschierenden Armee machte den Vormarsch, der nach dem Fall der Festung eingeleitet wurde, nicht mit. Sie schwenkte, anstatt wie die andern den Weg scharf nach Osten über die Weichsel einzuschlagen, nach Norden ein und vereinigte sich mit den für den Angriff auf Nowo-Georgiewsk bestimmten Truppen zu einem Heeresverband, der Armeegruppe Beseler. Die große Festung, die überrannt werden sollte, war als der am stärksten ausgebaute Waffenplatz ganz Rußlands bekannt und bildete somit das würdige östliche Gegenstück zu Antwerpen. In Rußland konnte sich nichts mit der Weichsel-Narew-Festung messen; denn auch die stark befestigten Plätze Kowno, Grodno und Brest-Litowsk reichten trotz ihrer vortrefflichen, reichen Armierung nicht an Nowo-Georgiewsk heran. In zweifacher Reihe schlossen sich die Befestigungen um das Herz des Ganzen, um das zum Weichsel-Narew-Brückenkopf ausgebaute Kernwerk mit der Zitadelle, die am rechten Weichselufer genau der Mündungsstelle des Narew gegenüberliegt. Zum unmittelbaren Schutz zweier über den Strom führender Brücken dienten die auf der Landzunge zwischen den Flußläufen bei Nowy Dwór angelegten Befestigungen. Um die Zitadelle wurde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Gürtel von selbständigen Werken gelegt, der dann später durch nochmals davor erbaute Außenforts als innerer Ring Bedeutung bekam, da er etwa 7 Kilometer von der Kernbefestigung entfernt lag. Der neue, mit dem Ausbruch des Krieges noch durch starke Feld-

befestigungen ergänzte äußere Fortkranz von stehenden Werken legte sich breit in das Festungsvorgelände. Und an die über Nowy Dwór nach Osten vorgeschobenen Werke reihten sich noch die mit Beton ausgebauten von Dembe, Zegrze und Benjaminów an.

Gegen diese den Narew unterhalb des Bugeinflusses schützenden Befestigungen richteten sich die ersten unmittelbaren Angriffe der deutschen Truppen, nachdem der Durchbruch der Narewlinie durch die Überwindung der nördlich davon gelegenen beiden Festungen Pultusk und Rozan gelungen war. Das ganze Gebiet längs des Narew ist das große Kampffeld von Nowo-Georgiewsk gewesen. Es ist ein landschaftlich schönes Stück Erde, auf dem die Truppen der Armee Gallwitz in heißen Gefechten Großes geleistet haben. Die Spuren der harten Kämpfe findet man überall; denn jedes Dorf hat gelitten, und die kleinen Städte tragen Wunde über Wunde. Am nördlichsten auf dieser Linie am Narew sah ich die in unmittelbarer Nähe der Forts gelegene Stadt Rozan. Sie gleicht freilich keiner Stadt mehr, da vier Fünftel der Ortschaft nur noch als Brandruinen und schmerzlich berührende Trümmerstätten stehenblieben. Arme, verzweifelte Menschen durchschlichen die rauchgeschwärzten Schuttmassen, über denen die alte Rozaner Kirche mit weit offenem Schiff in wilder Zerrissenheit emporragte. Die Stadt war ein trauriger Anblick; sie schien mir eine Stätte des Grauens, zu der sie die Russen werden ließen, die sie niedersengten.

Wie bei Rozan bildeten auch in Pultusk, der nächsten Narewfestung, vorgeschobene Werke nach Westen einen Brückenkopf. Überall sind Infanteriestellungen dazwischen errichtet gewesen. Ich traf sie nach der Einnahme verlassen an, konnte aber trotzdem erkennen, wie meisterhaft der Schutz der Narewlinie durchgebildet gewesen ist. Vierfach und fünffach staffelten sich die Schützengräben, die rund um die Werke gelegt worden waren. In breiten Fronten begleiteten und flankierten sie die Hauptstraße, überschritten sie und zeigten immer wieder überraschend ihre bastionartig ausgebauten Vorstellungen. Sie waren genial in der Geländeausnutzung und meisterhaft im Ausbau. Denn so weit ging die Maskierung der Gräben durch Raseneindeckungen, daß man sie häufig erst erkannte, wenn man wenige Meter davorstand.

Das ganze Narewgebiet war mit Drahtverhauen gespickt. Ungeheuer große, manchmal doppelt und dreifach hintereinander angelegte Pflocksperren von 10 Meter Breite waren nichts Außergewöhnliches. Und so gewann man auch auf diesen Schlachtfeldern erst den rechten Einblick in die Schwere der von deutscher Seite überlegen eingeleiteten und durchgeführten Kämpfe durch die Kenntnis der russischen Verteidigungsstellungen, die sich in festgeschlossenen Linien bis vor die Festung Nowo-Georgiewsk fortsetzten. Wasserläufe, die sich dem Narew entgegenziehen, Sumpfstrecken des Flußgebietes und große Wälder waren wohlüberlegt in die Grabenanlagen hineingezogen worden. Die Wälder lagen, um Schuß- und Sperrfelder zu schaffen, niedergeschlagen da. Die Russen schonten nichts. Sie verrammelten mit Stämmen und Baumkronen die Straßen; denn jedes Mittel war ihnen recht, womit sie glaubten, den deutschen Vormarsch aufhalten zu können. Von Kilometer zu Kilometer, von einem Abschnitt zum andern, haben dort unsere Regimenter anstürmen müssen. Das ganze Land war eine große Erdwerkanlage mit weitverzweigten Gängen, ein Bollwerk von der gleichen Gewalt und Stärke, wie es die Blonie-Grójec-Stellung gewesen ist. Auch sie war einer der Schlüssel, durch den das Tor von Warschau aufsprang und der, nun in unsern Händen, für den Eingang von Nowo-Georgiewsk von Wichtigkeit war.

Von Warschau aus kam ich in das Narewgebiet, das, wie so mancher andere Bezirk des Polenlandes, zu einem großen Friedhof geworden ist. An allen Straßen, an jedem Landwege stehen die weißen Grabkreuze. Oft liegen die Hügelstellen in kleinen Gruppen unter hohen Bäumen, oder sie scharen sich um die weit in das Land hinausrufenden Kreuze, die, so kahl und nüchtern sie auch an den Wegen stehen, doch eine eigene Stimmung heraufzuzaubern vermögen. Heldengräber sind es, die Kunde geben von dem Ringen, das mit der von General von Gallwitz eingeleiteten und durchgeführten Durchbruchsschlacht von Przasnysz in eine entscheidende Phase eintrat. Sie reichen bis über Serock und Nasielsk herunter, und sie schließen sich um Nowo-Georgiewsk zusammen, fügen sich zueinander wie die Verse eines Heldengedichtes. Der Angriff auf die Vorstellungen von Nowo-Georgiewsk, die Kämpfe um die Sperrfortlinie im Osten der Festung sind durch sie erkennbar.

Ende Juli zog sich die Stellungslinie der deutschen Truppen noch in einem weiten Bogen östlich von Wyszogród an der Weichsel bis zum Narew bei Pultusk herauf. Doch bald änderte sich das Bild ganz bedeutend. Der rechte Flügel der Armee von Gallwitz kam Anfang August am Narew hinuntergezogen. Unter dem Kommando von General Scheidemann, dem Bruder des bekannten Heerführers, schickten die Russen gegen die im Anmarsch befindlichen deutschen Kräfte ein turkestanisches Armeekorps, und schon am 4. und 5. August kam es im Abschnitt Dembe—Serock zu erbitterten Kämpfen. Am 6. August wurde nach erfolgter guter Artillerievorbereitung der Sturm auf das Sperrfort Dembe angesetzt und durchgeführt. Fort Benjaminów und die Brückenkopfstellung von Zegrze kamen in deutschen Besitz, und zwar wurde während des Sturmangriffes auf die Werke von Dembe das vollständig betonierte Zegrze von den Russen geräumt. Man darf annehmen, daß die Wirkung der schweren Geschütze auf Dembe so gewaltig war, daß der Kommandant die Räumung aus freien Stücken vornahm. Die Turkestaner mußten nun den Rückzug antreten. Das rechte Narewufer konnte vom Feinde gesäubert werden, und die deutschen Truppen schlossen den Ring um die Festung vollständig zu. Am 13. August setzte dann ein erneutes Vorgehen ein. Die russischen Truppen wurden zurückgedrängt, und mehrere Ortschaften an der Landstraße Nasielsk—Nowo-Georgiewsk konnten im Sturm genommen werden, darunter die Dörfer Cegielnia und Psucin. In südwestlicher Richtung wurde am 14. und 15. August der Angriff fortgeführt, und es gelang der Infanterie, sich bis an die Gräben vor der äußeren Fortlinie heranzuarbeiten, über 1800 Gefangene, darunter sieben Offiziere, zu machen und dem Feinde fünf Kanonen abzunehmen.

Tag um Tag donnerten nun die schweren deutschen Geschütze aus ihren gut gedeckten Stellungen auf die Forts der äußeren Gürtellinie hinüber. Am 16. wurde der Sturm auf Werk X angesetzt, da verschiedene Zeichen darauf schließen ließen, daß er mit Erfolg unternommen werden könne. Gegen Abend war das Fort in unserer Hand, und in langer Kolonne wurden über 2500 Gefangene abgeführt, unter denen sich ein Hauptmann und fünf Offiziere befanden. 16 Geschütze erhöhten die Freude an der Beute und spornten an, den Erfolg schon

am nächsten Tage zu vergrößern. Doch der Feind saß wieder in seinen den Forts vorgeschobenen Erdwerken so fest, daß die Artillerie verstärkt eingreifen mußte. Am 18. gelang es dann aber doch, die Russen zu werfen, und mit weiteren 600 Gefangenen und 6 erbeuteten Geschützen endete der Sturmangriff. Und damit war die erste Bresche in den äußeren Fortgürtel geschlagen. Beide Werke setzten sich aus je drei Teilen zusammen, die untereinander durch starke Feldbefestigungen verbunden waren, und hinter den Werken konnte der zurückflutende Feind sich gleich wieder auf neue, vorbereitete Erdwerke stützen, wodurch die Kämpfe sehr erbittert geführt werden mußten.

Aber die Angriffe unserer im Gefecht stehenden Truppen hatten solche Ruhe und Stetigkeit, daß sie glücklich ausgingen, und es ist eine besondere Pflicht, anerkennend der trefflichen Haltung zu gedenken, die Landwehr und Landsturm in diesen ersten Gefechten um die Feste Nowo-Georgiewsk bewiesen haben.

Gefangenentrupps, lange Kolonnen, wurden schon über das Schlachtfeld unter Bewachung abgeführt. In halbverbrannten Gehöften wurden Versprengte gesammelt, und schließlich kam auch noch ein 160 Mann starker Überläufertrupp an, mit dem sich ein russischer Hauptmann einfand. Der Hagel der deutschen Artillerie war ihnen zu heftig geworden, und so hatten sie es vorgezogen, das Weite zu suchen.

Abends in Serock auf hartem Lager gab es nur ein schweres Einschlafen. Die großen Geschütze hämmerten die ganze Nacht durch. Der Schein ihrer Mündungsfeuer ließ den Himmel immer wieder taghell werden. Man konnte deutlich erkennen, welche Geschütze nach Nowo-Georgiewsk ihre Grüße hinübersandten. Einmal waren es die österreichischen Mörser mit ihrem kurzen Knall; dann aber sangen die deutschen Geschütze ihre Lieder, die mehr dunkel klingen, wie ein schöner Alt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Ehrentag von Nowo-Georgiewsk.

Kurz wie immer, in seiner Klarheit nüchtern, hat der deutsche Generalstabsbericht vom 20. August 1915 den Sieg von Nowo-Georgiewsk gemeldet. Es ließ sich von einem so großen und gewaltigen

Kriegsereignis nicht schlichter sprechen: „Die Festung Nowo-Georgiewsk, der letzte Halt des Feindes in Polen, ist nach hartnäckigem Widerstand genommen.“ — Das klang wie ein Kinderspiel, und doch handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Niederzwingung eines russischen Machtzeichens, um Nowo-Georgiewsk, die als unbezwingbar ausgerufene stärkste Festung des Zarenreiches.

Inhaltvolle Tage, Stunden der größten Spannung, sind in einfache Worte aufgelöst worden. „Hartnäckiger Widerstand“ ... wie schwach klang das gegenüber dem, was den deutschen Sturmtruppen entgegengesetzt worden war, was ein furchtbar hartes Ringen voll eiserner Energie, voll staunenswerter Zähigkeit und beispiellosem Siegeswillen forderte. Heldenhaftigkeit! Alles, was als soldatische Tugend dem deutschen Manne eingeboren ist, half mit, den Kampf zu bestehen gegen ein mit Artillerie gespicktes und umgebenes Bollwerk erster Ordnung.

Der Kampf um Nowo-Georgiewsk ist ein neues Ruhmesblatt im Ehrenkränz unserer Armee; denn was darin vor einem starken Feinde geleistet wurde, stellt sich in eine Reihe mit dem, was das Heer auf den Fluren von Galizien vollbracht hat. Zum Ruhme derer müssen wir es sagen, die daran teilgenommen haben, und denen durch des Kaisers Mund der Dank des Vaterlandes als Anerkennung schon auf dem Schlachtfelde ausgesprochen wurde: es ist ein ungleicher Kampf gewesen, der um einen hohen Preis bis zum vollen Siege durchgeführt wurde. Über 85000 Gefangene und, wie die spätere Zählung ergab, gegen 1200 Geschütze wurden mit der niedergezwungenen Festung von nur 50000 Mann deutscher Truppen der feindlichen Heeresmacht abgenommen. Die deutsche Zahl ist hoch und rund gegriffen, und die Vorteile des Verteidigers gegenüber der Kraftaufwendung des Angreifers, durch die sich das Verhältnis der im Kampfe stehenden Truppen noch wesentlich verschob, ist leicht zu überblicken. Und doch gelang der Kampf; das Bollwerk brach! Im Sturm wurde Werk auf Werk genommen! Und wer waren die Kämpfer? — Keine Kerntruppen, sondern ausschließlich Landwehr und Landsturm; Männer, denen der Lenz schon verweht, denen aber der wilde, vom Donner der Kanonen umgellte Eisentanz einen neuen Frühling in den Herzen erwecken konnte.

Es ist nur hohe Pflicht, hier all denen die Ehre zu geben, denen sie im vollen Maße gebührt: den Kämpfern und Siegern von Nowo-Georgiewsk, den Söhnen Hannovers, Oldenburgs, Braunschweigs, des Rheinlandes und der Grenzmarken Schlesiens.

Mit den Kämpfen des 18. Augusts war die Wkra-Narew-Linie erreicht worden. Die Werke des großen Außenringes, die nordöstlich von der Hauptfestung lagen, Fort XV, Fort XVI und XIV, waren damit erledigt. Es war ein Keil in die Befestigungslinie hineingetrieben worden, der nun erweitert werden sollte. Rund um die Festung wurde angegriffen, jedoch der Hauptstoß erfolgte auch nun wieder fortgesetzt aus Nordosten in zentraler Richtung auf das Kernwerk und die Zitadelle. General von Beseler setzte dort die verstärkte Brigade des Grafen P.... und zwei weitere Gruppen an.

Rund um die Festung donnerten die Geschütze aller Kaliber, übertönt von den ungeheuren Schlägen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Mörser. In den Wäldern hatten die großen Haubitzen batterieweise Deckung gesucht. Kurzes Aufblitzen der Mündungsfeuer verriet den ungefähren Stand, worauf der Feind mit Granatenlagen antwortete. Auch die noch weiter zurück in Walddeckung stehenden schweren Geschütze wurden von ihm mit Streulagen gesucht. Es geschah mit wechselndem Erfolg; jedoch gelang es den Russen nicht, die Stellungen der Batterien so zu erkennen, daß Materialschaden oder Verluste eintraten. Namentlich die schweren Geschütze, deren Geschosse mit entsetzlichem Getöse hinausgeschleudert wurden, und die dann mit erschreckendem Heulen durch die Luft davonsausten, reizten den Feind.

Nach heftigem Artilleriekampf setzte am 19. vormittags dann wieder der Infanterieangriff ein. Gegen Fort III wurde er so kraftvoll durchgeführt, daß am Nachmittag um 2½ Uhr das Werk von den stürmenden Truppen genommen wurde. Auch gegen das Nachbarwerk, Fort II der inneren Verteidigungslinie, hatte inzwischen nach voraufgegangener, wirksamer Artillerievorbereitung die Infanterie mit dem Angriff begonnen. Mit unbeschreiblichem Schneid ging sie vorwärts. Ruhe zeichnete den Sturm aus. Von Sprung zu Sprung schoben sich die Wellen langsam, aber sicher und stetig vorkommend, heran. Ich sah die Sturmtruppen mit eingezogenem Kopf, etwas

gebückt vorangehen, und bald nach 5 Uhr traf die Nachricht ein, daß auch das Werk besetzt sei.

Die Bresche des Fortgürtels war damit nicht nur erweitert, sondern die innere Befestigungslinie durchstoßen worden, und die im Vordrängen begriffenen Truppen fluteten so stark weiter, daß der Feind sich auch in den zwischen den Werken überall stark ausgebauten Feldbefestigungen, die als Aufnahmezwischenstellungen dienen sollten, nicht mehr ordentlich festsetzen konnte. Er versuchte es überall, und an einzelnen Punkten kam es zu den erbittertsten Nahkämpfen. Wo der Russe Fuß faßte, saß er mit erstaunlicher Zähigkeit; er mußte dann teilweise mit dem Bajonett aus den Stellungen geworfen werden.

Zur Ehre des Feindes sei es gesagt, daß er eine unglaubliche Hartnäckigkeit besaß und eine Kampfkraft offenbarte, die die angreifenden deutschen Truppen zu den höchsten Leistungen hinaufpeitschte. Mit Unermüdlichkeit drangen sie von Stellung zu Stellung vor, so daß, als der Brigadekommandeur Graf P.... um 6 Uhr durch eine Aufklärung von Aleksandryjska her gegen den Ort Modlin-Nowy vorstoßen ließ, sehr bald die Meldung zurückkam, daß das Dorf und der daran anstoßende Friedhof, um den hart gekämpft worden war, schon vom Feinde gesäubert worden seien.

Nun aber gab es kein Zurückhalten mehr. Die Infanterie ging hart gegen die Hauptbefestigungen vor, gegen die die schweren Batterien das Feuer nochmals eröffneten. Es wurde ein Schauspiel der eindrucksvollsten Art: über das Feld schoben sich die nachrückenden Infanteriemassen in festen Kolonnen vorwärts, durch die Äcker rumpelten, stoßend in den Erdfurchen, die Batterien heran.

Ein Wasserlauf, ein Zufluß der Wkra, hemmte ihren Aufmarsch nicht; denn planschend gingen Rosse und Reiter in das Wasser, daß die hellen Spritzer im dämmerig werdenden Licht des Tages aufblitzten. Fest saßen die Kanoniere auf den Protzkästen und den Sitzen neben den Geschützen. Mit Plumps und Stoß ging es die glitschige Böschung zur Furt hinab. Die Pferde zogen, die Stangenreiter brüllten; denn es ist besser vor dem Steckenbleiben anzutreiben, als nachher vom Batterieführer etwas von „schweinemäßiger Elendigkeit und Saufahrerei" zu hören. Also gebrüllt, als ob man am Spieße steckt und



Vormarsch auf den Sandwegen in Weißrußland.



Österreichisch-ungarische Bagagen ziehen durch die Narewka.



Divisionsgeneral von Dieringhofen bei der Befehlsausgabe an der Kolonnabrücke zwischen Dobrowola und Hrynki.



Stabswache vor der Kirche von Dobrowola.

im Höllenfeuer geröstet werden soll. Und es half; es ging gut. In zwei Reihen nebeneinander kamen die Batterien durch die Furt. Die Pferde fauchten; sie blähten die Nüstern; sie streckten die Hälse lang. Das Wasser umspülte ihnen den Leib, und die Füße hatten es schwer, auf dem schlüpfrigen Grunde festen Halt zu fassen.

Es ging gut — bis auf einen kleinen Unfall. Eines der Pferde scheute plötzlich, und ein Stangenreiter lag im aufgewühlten Wasser. Herrgott! Ein Orkan von Stimmen! Fahrer, Reiter, Kanoniere, der Herr Hauptmann, der Wachtmeister — alles schrie, schimpfte, fluchte: „Wer ist denn das gottverlassene Rindvieh!" Natürlich stockte der Durchzug einen Augenblick, und der Reiter, der triefend bis über den Bauch im Wasser stand und sich den Helm zurechtrückte, mußte mancherlei Liebesworte über sich ergehen lassen: „Was ist denn das für ein Dämelsack, der da mitten im Gefecht badet!?" ... „Schwimmkünstler!" riefen die Kameraden. Da war aber auch schon der Batteriechef mit dem Wachtmeister zur Stelle. Sie sprengten zu Pferde bis ins Wasser hinein: „Mensch, machen Sie, daß Sie rauskommen!" „Der Kerl hält ja das ganze Regiment auf!" „Vorwärts! Stehen Sie nicht da und glotzen Sie wie 'ne Kommode, die heiraten soll!"

Die Stimme des Hauptmanns klang über den Lärm fort, aber schon war alles wieder in volle Bewegung gekommen. Der Mann saß wieder im Sattel, und die letzten Geschütze ratterten schlagend die jenseitige Böschung des Ufers hinauf. Dort auf der Höhe kam gerade ein Meldereiter über den Acker gejagt.

Er brachte der Batterie den Befehl, noch elfhundert Meter weiter vorzugehen, um vor einem Waldstück Stellung zu nehmen und *sofort* das Feuer auf das *Kernwerk* zu eröffnen.

Also so weit war es schon! ... „Trab!" ...

Wie ein Ungewitter brauste die vorjagende Batterie der befohlenen Stellung entgegen. Es war eine wilde Jagd! Und *alles sang*! Die Fahrer, die Stangenreiter, die Kanoniere! Und es dauerte nur einige Minuten, bis dort die Geschütze bereit waren und mit Salven und Rollsalven krachend von neuem in den Kampf eingriffen.

Unweit des um Fort III sich windenden Weges hatte auch eine Haubitzbatterie Stellung genommen. Sie feuerte bereits seit geraumer

Zeit nach den telephonischen Angaben ihres Beobachters, der seinen Stand dicht hinter dem Friedhof von Modlin-Nowy hatte. Im Rücken des Forts, im Zuge der Hauptstraße, hatten Pioniere einen schmalen Laufsteg aus Brettern gemacht. Infanterie zog darüber. Die Bohlen wackelten, die Wasser gluckften darunter, und rundherum lagen die glühenden, rauchenden, zum Teil sogar noch flammenden Reste der Holzbrücke, die die Russen auf ihrem Rückzuge in Brand steckten.

Auch die Infanterie sang. Sie marschierte auf der Landstraße an dem von den Kameraden erstürmten Fort vorüber; sie zog an ihrem Abschnittskommandeur vorbei. Graf P.... winkte ihnen zu. Der Oberleutnant an der Spitze der Kompagnie saß stramm auf seinem Pferde und grüßte. Es war der Offizier, der vor einer halben Stunde den Aufklärungsritt nach Modlin-Nowy unternommen hatte, und von dem der Kommandeur sagte: „Das ist ein braver, tüchtiger Mann; ein echter Feldsoldat!" Jetzt hatte er seine Leute schon herangeholt und führte sie wieder vorwärts, um den Kampf zu unterstützen, der in der letzten Phase um die Nowo-Georgiewsk-Zitadelle entbrannt war. Der Kommandeur winkte ihm zu, und wieder war derselbe gütige, Anerkennung enthaltende Tonfall in seiner Stimme, als er ihn begrüßte:

„Mein lieber S........, immer ran an die Butter! Feste druff! So eine Gelegenheit wie die kommt vielleicht sobald nicht wieder! Lassen Sie und Ihren Leuten sich das nicht entgehen!"

Der Oberleutnant reckte sich, die Hand grüßend am großen, unvorschriftsmäßig großen Mützenschirm — er sah in dieser Kopfbedeckung verwegen aus, wie ein Kämpfer aus der heiligen Zeit von 1813 —; er antwortete kurz, fast scharf: „Zu Befehl, Herr Graf!", und dann rief er der singenden Truppe zu: „Vorwärts, Leute!"

Als der Kommandeur sich umwandte, stand ein Artillerieoffizier vor ihm: „Melde gehorsamst von Batterie O........: Batterie belegt seit 5 Uhr 40 das Kernwerk. Die Mörser eröffneten um 5 Uhr 55 das Feuer auf das Kernwerk. Die Meldungen an die Infanterie sind weitergegeben ..."

Aus der Mulde leuchtete es blendend hell auf. Dicke, weißgraue Rauchwolken umgaben den Feuerschein. Gleich darauf folgte Krach auf Krach, die Abschüsse der Batterie ... Und so ging es auf dem

ganzen weiten Schlachtfelde. Zur Rechten, zur Linken, vorwärts hinter Waldstücken, und schließlich auch mitten im freien Felde gleich neben den Straßen protzten die Feldgeschütze und Haubitzen ab; denn immer mehr kamen heran, griffen in das dröhnende Gefecht ein. Die Batterieführer ließen ihren Leuten nicht die Zeit, eine notdürftige Stellung herzurichten. Sie galoppierten mit den Geschützen heran, daß man meinte, die Kanoniere auf den harten Eisensitzen müßten sich alle Rippen im Leibe brechen. Kaum waren die Pferde von den Geschützen, so ging das Aufbrüllen und Feuerspeien auch schon los. Die Salven krachten lagenweise über das heiß umstrittene Gelände. Der Russe antwortete. Er antwortete schlecht. Wie ein Schulkind, das nichts Vernünftiges gelernt hat und stottert. Auf unserer Seite machte das Feld den Eindruck, als ob es sich um eine Artillerieversammlung mit Wettschießen handele. Vorn standen die Kleinen, die Feldartilleristen, dann kamen die Haubitzen, die schon ganz gewaltige Stimmen besaßen, und von hinten her ballerten die gewichtigen Mörser, die österreichischen und die Riesen mit dem dunklen, satten Bumm, unter dem die Wälder, die ihre Stellungen umgaben, zitterten, deren Geschosse sich in die Betonumwallungen der Festungswerke hineindrückten wie in Wachs, die die dicksten eisengefütterten Wände zerbissen wie ein Nußknacker die Weihnachtsnüsse. — Das war die artilleristische Versammlung vor dem Kernwerk von Nowo-Georgiewsk; die Abendmusik, die dem Kommandanten aufgespielt wurde, als er sich anschicken mußte, den Gedanken von der Unbezwingbarkeit seiner stolzen Festung aufzugeben.

Ungeheuer, schaurig schön war der einbrechende Abend. Er sollte aber noch einen weiteren Höhepunkt bekommen als das Konzert der deutschen und österreichischen Geschütze, die ja nicht nur auf der nordöstlichen Hauptangriffsfront dem Feinde aufspielten. Mit dem Stärkerwerden der Dämmerung erfolgten aus der Richtung der Zitadelle und dem Narew-Weichsel-Abschnitt, von Nowy Dwór her gewaltige, dumpfe Detonationen. Das konnten nur Sprengungen sein. Die Russen sahen also das Zwecklose ihrer Verteidigung ein, und so begannen sie auch in Nowo-Georgiewsk mit dem üblichen Vernichtungswerk, das ja überall den Weg kennzeichnet, den sie gegangen sind, auf dem sie

geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurden. Wie ein grandios angelegtes Feuerwerk, so stiegen gegen den dunklen Abendhimmel, prachtvoll zu beobachten, helle goldene Garbenbündel sprühender Sterne auf. Eine hohe, schnell weit ausholende Pulverwolke folgte, und dann zuckten, züngelten Flammenspitzen empor, die um sich zu fressen begannen und zu gigantischen Feuersäulen emporwuchsen. An zwei, drei, vier — an fünf Stellen nacheinander dasselbe gewaltige Schauspiel. Im Zeitraum von zehn Minuten kamen die Brände aus, die dem Himmel die Farbe flammenroter Rosen gaben. Es ging etwas ungeheuer Erschütterndes von dem Bilde aus, und damit stieg die für unsere Truppen freudige Erkenntnis: das ist der Todeskampf von Nowo-Georgiewsk; ein unterlegenes Leben, in krampfhaften, gewaltigen Zuckungen bricht es zusammen ... das ist der Sieg!

Und nun geschah das Größte, was innerlich tief ergriff und allen, die diesen 19. August 1915 miterlebt haben, eine herrliche Erinnerung bis an den Lebensrand sein wird. Die Russen hatten nach und nach ihr Artilleriefeuer eingestellt. Nur noch vereinzelt, wie unabsichtlich hinausgeschickt, ohne alles System und Kampfprinzip, fiel noch ein Schuß. Ihre Granaten fielen in das Schlachtfeld wie im Getorkel, sinnlos verstreut. Die deutsche Artillerie schoß noch ungeschwächt. Dann aber flaute mit einem Male das Feuern der Geschütze ab; es stockte; es brach ganz ab, und eine unheimliche, fremde, unverständliche Stille trat ein. Doch dann erhob sich aus dem Schweigen ein neues, entfernteres Gebrause. Stimmen wogten durcheinander — Menschenstimmen. Und nun kam die Klarheit, die beglückende, berauschende Klarheit: „Hurra! Hurra!"

Ja, das war es! Ein gedämpftes und doch Gewalt atmendes Gebrause, so drangen die hell aufjubelnden Stimmen der Sturmtruppen herüber. Kein Zweifel: das Kernwerk und damit die stärkste Feste des Russenreiches, Nowo-Georgiewsk, war gefallen! Über den Mauern der „Unbezwingbaren" ließ der rote Hahn seine Flammenfahnen wehen.

Die Tore der Festung hatten sich vor einer deutschen Offiziersabordnung geöffnet. Der Kommandant, General Bobyr, empfing in der Zitadelle den deutschen Offizier, der die Übergabe der Festung

forderte. Er erklärte sich bereit und fragte nach den Bedingungen, worauf ihm sofort das Wort: „Bedingungslos! Wir haben Werk für Werk mit stürmender Hand genommen!“ entgegengeworfen wurde. Da brach der Kommandant, der ehemals Generaladjutant des Zaren gewesen war, zusammen. Noch in derselben Stunde wurde er im Automobil zum Gefechtsstand des Generalkommandos und weiter nach dem Radziwillschen Schloß Zegrzynek am Narew geführt, wo in der Nacht zum 20. August 1915 vor Exzellenz von Beseler die Übergabe der Festung vollzogen wurde. Mit dem Kommandanten zusammen mußte auch Generalleutnant Kohlschmidt — dessen Großvater noch Deutscher war! — die gewiß nicht leichte Fahrt antreten. Er weinte vor Scham und Wut.

Auf dem Kampffelde vor dem Kernwerk loderten nun die Biwakfeuer auf. Die Schlacht war geschlagen, ein großer Sieg errungen. Und so sangen unsere Truppen in glücklicher Begeisterung sich die Überfülle ihres Herzens frei: „Deutschland, Deutschland über alles!“ und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ ... Leider fehlte an ihren Lagerfeuern mancher treue Kamerad, der am Morgen dieses herrlichen Tages noch unter ihnen geweilt hatte; denn es sind schwere, harte, ehrenvolle Kämpfe gewesen, ehe der Sieg den Tag krönte.

Am andern Morgen begann dann der große Einmarsch in das Kernwerk. Was sich dort den Augen darbot, war ein gigantisches, aber auch schauerliches Kriegsbild. Die ganze Straße zum Haupttor der Innenfestung war mit Waffen bedeckt. Wir marschierten über Tausende von fortgeworfenen russischen Gewehren, die zerschlagen, zertreten im Kot, im Schlammbrei der Straße lagen. Schon am letzten Kampftage drängten sich auf den Ackerweiten vor den einzelnen Festungswerken und auf dem flachen Gelände dazwischen die Massen der dort zu Gefangenen gemachten Besatzungstruppen. Nun aber, da unser Einmarsch vor sich ging, kamen die Scharen der entwaffneten russischen Soldaten herangeflutet. Zu Hunderten, zu Tausenden, in endlosen, lehmbraunen Zügen strömten sie wie eine Flut ins Freie. Es war, als ob sie aufatmend einer Hölle entweichen wollten, die sie noch einmal lebend aus ihren Labyrinthen entfliehen ließ.

Unendlich schienen uns die Reihen der Gefangenen. Und doch war das alles nur der Anfang! Jede Straße im Bereich des Festungs-

gebietes war mit ihnen vollgestopft. Sie standen zwischen den Werken, sie lagen, saßen an den Seiten, sie umhockten die Feuerstellen, die sie sich entzündet hatten. In der Nähe der Kasematten, in denen die gefangenen Offiziere interniert worden waren und bis zum Abtransport bewacht wurden, konnte man knapp vorwärtsgelangen; denn zu den Tausenden, die in Marsch gekommen waren, kamen immerzu neue Tausende, die auf den Straßen harrten. Es war ein ungeheuerliches Gewoge von Menschen, von feindlichen Soldaten, die der Sieg von Nowo-Georgiewsk aus dem Kampf ausgeschieden hatte.

Und wie mit den Mannschaften, so war es mit der Munition, die wir vorfanden. Bergig in breiten Lagern waren die Vorräte an Artilleriegeschossen aller Kaliber aufgespeichert. Wohin man sah: Menschen, Waffen und Munition! Die Festung war zur Verteidigung für lange Monate ausgerüstet. Unsere Artillerie hatte sie erschüttert, und die Infanterie hatte sie dann einfach über den Haufen gerannt. Wahrlich, deutsche Werke wären in so wohlversorgtem Zustande niemals dem Feinde in die Hände gefallen. Aber nach allem, was ich hörte, muß das Feuer unserer Artillerie und besonders das der großen Mörserbatterien die Besatzung kopflos gemacht haben. Nowo-Georgiewsk wurde ihnen eine Hölle, und ich sah selbst in den Lünetten, welche schauerlichen Wirkungen mancher deutsche Einschlag gehabt hat. Gehäuft lagen die Toten; sie lagen oft noch so, wie sie gefallen waren, und auf den Wällen in den Infanteriestellungen sah es nicht anders aus.

Nowo-Georgiewsks Kernwerk, eine kleine Stadt, war teilweise nur noch ein Schutthaufen. Die Munitionshäuser, die Lagerschuppen der Verpflegung, die Kasernen, Laboratorien und der neben dem Hauptwerk liegende Bahnhof, alles hatte durch die Beschießung gelitten. Der Autopark lag als Trümmerstätte da; er war in Brand geraten. Auf den Wällen standen durch Treffer zerstörte Geschütze mit geplatzten Rohren und zerschlagenen Lafetten. Auf den grünen Wällen lagen braun, tief aufgeworfen, die Granattrichter, und in den Werken davor erkannte man die Wirkung der geplatzten Geschosse. Ein Wallgraben aber sah besonders furchtbar aus. Dort hatten die Russen, um dem Sieger zu schaden, beinahe den ganzen Pferdebestand einer

Schwadron erschossen. Die Tiere stürzten in den Graben. Die toten Leiber überhäuften sich, wälzten sich übereinander hinab in den Grund.

Im Narew unten lagen die Trümmer der gesprengten Eisenbahnbrücke. Die Holzwerke der Werft brannten; Schiffe im Strom standen in Flammen, und hinter dem Kernwerk prasselte es mit einem Male hellrot in die graue Morgenluft hinein: die Magazine mitsamt den Kasernen gingen in Flammen auf. Schaden dem Sieger! Was nicht gehalten werden konnte, sollte den Deutschen wenigstens keinen Nutzen bringen, und so wurde der Brand an die wertvollen Vorräte in den Magazinen gelegt, die nun ebenso ein Raub der Flammen werden sollten, wie der Bahnhof und alles, was dort in den Schuppen gelagert hatte.

Über eine waffengepflasterte Straße, an gefallenen Feinden und den Scharen der Gefangenen vorüber, marschierten wir ein. Nowo-Georgiewsks Kernwerk brannte! Und mittags zogen unsere Mannschaften wieder hinaus — nur eine kleine Besatzung blieb zurück —; denn vor der gefallenen Festung auf dem Schlachtfelde sollte Paradeaufstellung genommen werden. Eine Anzahl Bataillone, Kavallerie und Artillerie versammelten sich auf dem Ehrenfelde, auf dem noch vor Stunden gekämpft worden war. Man sagte: „Der Kaiser kommt!"... Es lag eine große Erregung über allen Leuten. Natürlich zog ich mit hinaus, und schon von weitem hörte ich Kommandostimmen. Es war, als ob nachexerziert würde. Friedensmäßige Parade! Kasernenhofblüten beim Ausrichten. Als man endlich fertig war, standen die Truppen, und sie warteten bis in den Nachmittag hinein, ehe tatsächlich wahr wurde, was am Morgen von Mund zu Mund ging.

Automobile fuhren an, und während auf dem Paradefelde Kommandos die Mannschaften zusammenrissen, kam der Kaiser auch schon mit großen, weitausholenden Schritten über das Feld. Er ging direkt auf seine Truppen zu.

„Guten Morgen, Kameraden!"

„Guten Morgen, Majestät!"

So viel Bataillone. So viel Male knapp, klar, kräftig Gruß und Gegengruß ... Nowo-Georgiewsk! Der Kaiser und seine Soldaten! Wir standen auf kampfumtobtem Felde, und hinter uns brannte die

Festung, über deren Zitadelle die deutsche Fahne im Winde wehte!... Es war alles wie ein Traum. Aber der graue Tag und sein Inhalt waren Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit war Weltgeschichte!

Auf dem Mittelpunkt des Feldes versammelte sich das Gefolge, während sich die Truppen zum großen Viereck formierten. Neben dem Eroberer von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, Exzellenz von Beseler, standen Prinz Joachim von Preußen, der Kriegsminister von Falkenhayn, Exzellenz Ludendorff, General von S......, Offiziere des Großen Hauptquartiers und — Generalfeldmarschall von Hindenburg... Alle waren sie zu den Kämpfern gekommen, die in heißem Ringen einen Sieg erfochten, der sich würdig an die andern schon im Osten gegen Rußlands Heer erstrittenen anreiht. Der Kaiser! Hindenburg!... Jeder Mann fühlte, was der Tag bedeutete: Fort Dembe! Die heißen Stunden um die Fortifikationen von Werk XV und XVI! All das Land davor und dazwischen, Schritt für Schritt einem zähen Feinde abgerungen! Infanterie und Artillerie, brüderlich haben sie um dieselben Ziele gestritten, und alles das hat der Kaiser gesehen. Denn er ist über die Kampffelder geschritten, die zerschlagen waren, deren Boden wie ein großlöcheriges Sieb aussah; er hat auf den Wällen der erstürmten Werke gestanden, gegen die unsere Artillerie ihr Feuer richtete, auf denen die Einschlagtrichter auf den Umwallungen, auf den Kämmen der Bastionen lagen, so groß und tief, daß man in jedem ein polnisches Bauernhaus glatt unterbringen konnte. — Er sah aber auch die kleinen, frischen, braunen Erdhügel mit den weißen Kreuzen, die Gräber, auf denen deutsche Helme lagen. Ehre den Wackeren, den Kameraden, die fielen! Manch einen traf die Kugel, da er schon oben auf dem feindlichen Wall als Sieger dahinstürmte. —

Stramm, ausgerichtet, standen die Bataillone, und doch fühlte sich in dieser großen Stunde jeder Mann wie aus der Masse herausgehoben, durch die schöne, stille, ehrende Art, mit der der Oberste Kriegsherr unter die Sturmtruppen von Nowo-Georgiewsk getreten war.

Die Bastionen der erstürmten Werke standen scharf geschnitten gegen das helle Grau des verhangenen Himmels gestellt. Es lag ein ungeheurer Ernst in der schon herbstlichen Natur. Auf dem weiten blutgetränkten Felde hatte man in der Eile nur gerade die notwendigsten



General von Beseler während des Sturms auf Nowo-Georgiewsk.
Links von ihm Stabschef General von Sauberzweig, rechts von ihm (in der zweiten Reihe) Geheimrat Körte, beratender Korpschirurg.



Stadttrümmer und zerschossene Kirche von Rozan.



Große Bagage vor Nowo-Georgiewsk.



Russische Gefangene vor Nowo-Georgiewsk.

Aufräumungsarbeiten vornehmen können. Tote Pferdekörper, schon aufgedunsen, lagen in langen Reihen umher. Es war kein erbaulicher Anblick. Dicht vor der Front sahen wir die Reste einer russischen Protzenabteilung: Wagen, Pferde, Trümmer.

Gelb leuchtete die Kaiserstandarte über das Feld, gelber aber noch, rotglühend durchzuckt und von schwarzen Rauchfahnen schwer überweht, stand im Hintergrunde der Brand von Nowo-Georgiewsk. Es war ein wundervolles, ein gigantisches Bild.

Und nun sprach der Kaiser zu seinen Soldaten von der Größe des Siegestages, der allein der herrlichen Tapferkeit der Landwehr und des Landsturms zu danken sei. Seinen und den Dank des Vaterlandes brachte er ihnen in klaren, weithin schallenden Worten dar. Er lobte das Heldentum, gedachte der Verwundeten und der gefallenen Kameraden und erkannte besonders an, daß der große Sieg allein durch Truppen erfochten worden sei, die ja eigentlich gar nicht bestimmt seien, vor dem Feinde im Feuer zu stehen. Der ungeheure Kampf, den das Vaterland führen müsse, habe aber vieles geändert, und so auch das. Aber es sei sicher, daß der Sieger von Hohenfriedberg mit Freude vom Elysium heruntergesehen haben würde und nicht minder stolz auf solche Soldaten gewesen wäre, wie er selbst es sei. Und nun fielen zum ersten Male die großen Zahlen der Siegesbeute. Der Kaiser nannte 85000 Gefangene und 700 bis 800 Geschütze — die erste Zählung, die sich noch erhöhen sollte. Eigenhändig verlieh er das Eiserne Kreuz all denen, die sich im Kampfe um Nowo-Georgiewsk Verdienste erworben hatten.

Unter dem Jubel der mit Musik abziehenden Regimenter fuhr der Kaiser mit seinem Gefolge ab. Immer wieder grüßten ihn die Zurufe der alten Soldaten, und so wie ihm galten auch der Person des Generalfeldmarschalls von Hindenburg die begeisterten Freudenkundgebungen, die laut über das Schlachtfeld dahinwogten.

Der Kaiser und Hindenburg! Das waren die großen Ereignisse des Ehrentages von Nowo-Georgiewsk für die Truppen. Viele Strapazen hatte es gegeben, nun aber lohnte es ihnen der Kaiser durch große Ehre. Und so zogen sie singend in ihre Quartiere ab. Sie marschierten wieder in die überwundene Festung ein, die in Flammen gehüllt vor ihnen stand.

Auf der großen Straße, die der Kaiser auf seiner Rückfahrt nahm, wälzten sich schon seit der Mittagstunde die endlosen Kolonnen der Gefangenen vorwärts; der große Abtransport hatte begonnen. Es war kein leichtes Stück Arbeit. Am nächsten Sonntag merkte man ihn auch in Warschau, wo in den ersten Nachmittagsstunden lange Züge auf dem Wege zu den Bahnhöfen durch die Stadt geführt wurden. Ein Transport, Mannschaften und Offiziere, marschierte geschlossen drei Viertelstunden lang vorüber, und die Volksmenge stand staunend an den Straßen. Der große deutsche Sieg von Nowo-Georgiewsk wurde auch für die alte polnische Hauptstadt ein sinnfälliges greifbares Geschehnis.

Nowo-Georgiewsk aber verfiel einem vernichtenden Brande. Flammende Magazine, stürzende Balken und berstende Mauern! Hochauf loderten die Feuer über riesigen Kornlagern. Goldene Garben stiegen sprühend, leuchtend in die Nacht. In sich glutende, rot umzüngelte Ballen von Preßstroh lagen wie schwere, riesige Goldbarren da und verbreiteten eine vernichtende Hitze. Kasernen standen in Flammen und Rauch eingehüllt. Wohin man sah, kämpften brennende Lohe und dunkler Qualm miteinander; fast die ganze innere Zitadelle war ein großes, rot glühendes Meer, aus dem das Geknatter der in den Gluten explodierenden Munition herausklang. Die Scheiben platzten und fielen klirrend zur Erde; die Fensterrahmen brannten mit hellen Stichflammen, und über den Dächern fuhren die Brandfahnen wild in die Luft hinauf.

Es war eine grandiose Feuersbrunst, ungeheuer, erschreckend in ihrer Wildheit, aber sie war eine Siegesfackel, die uns die Russen angezündet hatten. Die stolze Festung glich der Armee, die sie verteidigt hatte, und die mit ihr zusammengebrochen war. Wir aber faßten das Ende des niedergezwungenen russischen Bollwerks als eine Vorbedeutung auf für den endgültigen Ausgang im Kampfe gegen das Heer des Zaren, gegen das unsere Truppen in Weißrußland und Kurland weitermarschierten.

Fünfter Teil: Serbische Kriegsbilder.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der große Donauübergang der Balkanarmee.

Der Kreislauf der Dinge! Wie immer und überall, so auch in den Geschehnissen des entbrannten Völkerringens: vom Balkan flammten die Brandzeichen des Weltkrieges auf, zum Balkan kehrte die hochflammende Lohe zurück, und das Bergland der so oft von wilden Kämpfen durchtobten Halbinsel hallte wider vom Geschützdonner, der schon über ein Jahr ganz Europa durchtobte. Und daß der Kampf gegen Serbien etwas Besonderes bedeutete, daß in diesem neuen Balkankrieg mehr als nur das Schicksal eines kleinen Volkes entschieden wurde, weiß jeder klare Beobachter. Nicht dem kleinen Kläffer, dem Störenfried allein, galt die Züchtigung, sondern sie traf alle, die ihm den Rücken stützten, die ihm Mut machten zu unverschämtester Verwegenheit. Der Schlag, der Serbien traf, traf England, Frankreich, Rußland und Italien, und darum drängte sich alles Interesse auf das stärkste der neuen Kampfhandlung entgegen und rückte ihren Schauplatz in den Vordergrund.

Ungarn, das breite Land, das Land der traurig-schönen Pußten, die sich bis nach Süden gegen die Donau weiten, hat in seinen Grenzkomitaten Großes erlebt. Die Vorbereitungstage des von unsern Heerführern genial angelegten Donauüberganges bei Báziás, Palánk, Dunadombó, Semendria und Semlin auf Belgrad brachten neuen Schwung in das trotz des Krieges still fortflutende Leben. Die brennenden Fragen des ungeheuerlich um sich greifenden Preistreibens standen nicht mehr im Mittelpunkt, auch die Kaffeehäuser und die darin lärmende, patriotisch aufgemachte Zigeunermusik waren nicht mehr der

Inbegriff des Daseins, sondern der Krieg wurde es wieder. Trotz der Nähe des feindlichen Serbenlandes hatte er nichts übermäßig Drohendes gehabt, da man den Donau-Uferrand mit guten Abwehrstellungen, mit Schützengräben, die ein Labyrinth von Gängen und Höhlen zwischen allen Ortschaften hatten entstehen lassen, gesichert wußte.

Die großserbische Propaganda, die von Belgrad her in Ungarn und Bosnien auf die Stammesgenossen einzuwirken suchte, die, trotzdem sie Staatsbürger der k. u. k. Kronländer waren, ein schwankendes Herz hatten, war schon lange in Fesseln gelegt. Nachdem man, als Frucht einer zu weitgehenden Milde, beim Beginn der ersten großen Offensive gegen Serbien Nackenschläge über Nackenschläge bekommen hatte, beugte man der Spionage und dem Verrat vor; alle serbischen Elemente wurden vor dem Beginn der Operationen aus dem Gebiet des Grenzlandes entfernt und in das Innere gebracht, um so von vornherein die Lüftung der Landesverteidigungsgeheimnisse unmöglich zu machen und die Pläne zu sichern, die dem neuen großen Offensivstoß der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen zugrunde lagen.

Serbien genoß, wie wir aus den verschiedensten Beobachtungen und sich ergänzenden Meldungen wußten, eine weitgehende Unterstützung durch seine Verbündeten. Österreich-Ungarns erster Angriff, in der Hauptsache wohl mit zu schwachen Kräften unternommen, scheiterte an der aufgefrischten militärischen Kraft des gut ins Schlepptau genommenen Königreiches, und der Erfolg des notgedrungenen Rückzuges des österreichisch-ungarischen Heeres war der, daß seit den damaligen Tagen über Serbien ein wahrer Taumel der Siegesgewißheit kam. Nicht nur in Belgrad, der Königstadt, der König und Regierung fern waren und fern blieben, herrschte der Rausch, der jedem Bürger ein großes, starkes, unbesiegbares Serbien vorgaukelte, sondern auch in Nisch und all den kleinen, elenden Landstädtchen wurde aus jedem Zwerg ein Riese. Sicher ist, daß das soldatische Bewußtsein, das dem Serben eingeboren ist und das durch das nicht endenwollende, immer wieder aus der letzten Glut neu aufflammende Kriegsleben der Balkanhalbinsel stets frische Nahrung empfing, außerordentlich gekräftigt wurde. Aus den letzten Balkankriegen hatte Serbien Siegeslorbeeren heimgetragen. Diese Tatsache wirkte nach;

als die österreichisch-ungarische Offensive abgebrochen worden war, wurde das edle Reis ein billiges Kraut. Serbiens Machtbewußtsein schwoll auf, und wir erfuhren aus immer wiederkehrenden Gefangenenaussagen, daß Serbien sich vor einer neuen Offensive der Zentralmächte sicher glaubte, und daß es vor allen Dingen den Versuch, nochmals die Donauschranke zu überschreiten, um damit Belgrad anzugreifen, für ausgeschlossen gehalten hat.

So erklären sich denn auch die Verwirrungen, die auf der ganzen serbischen Nordfront ausbrachen, als plötzlich von Ungarn her die neue Bewegung einsetzte. Was während der Tage der Aufstellung des verbündeten Heeres den kleinen ungarischen und kroatischen Städten das große, neue Kriegserlebnis wurde, mußte für Serbien Bestürzung schaffen.

Ein neuer Akt in dem großen, ernsten Schauspiel begann, und gleich der Eingang rief einen starken Eindruck hervor. Was seit der Türkenzeit und dem siegreichen Vordringen des Prinzen Eugen nicht wieder gelungen war, kam zur Ausführung: eine starke Heeresmasse überschritt die gewaltige Flußschranke der Donau, die die Balkanhalbinsel von dem übrigen Europa trennt. Wie schon so oft in diesem Kriege, trat auch bei dieser großen Operation die Erfahrung zutage, daß es unüberwindbare Schwierigkeiten nicht mehr gibt. Wie alle Hindernisse durch technische oder operative Unternehmungen aus dem Wege geräumt werden konnten, die sich dem Vormarsch der Heere entgegenstellten, so fand man auch die Mittel, um den Übergang eines modernen Heeres über die Donaubarriere glatt durchzuführen. Als geleistete Arbeit verdient die Unternehmung aber trotz der Selbstverständlichkeit, mit der die Heeresleitung ihre Durchführung bekanntgab, die allergrößte Bewunderung. Nichts Geringeres galt es, als einen Strom zu überbrücken, der seine reißenden, strudelnden Fluten mit einer Sekundengeschwindigkeit von 4½ Metern vorwärts jagt, dessen Wasserfläche 1000 bis 1500 Meter breit ist, der noch an den schmalen Stellen, dort, wo Inseln in seiner Mitte aufsteigen, mit 700 und 800 Metern Überquerung und mit Tiefen bis zu 20 Metern ein außerordentliches Hemmnis darstellt.

Was die unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Mackensen stehenden Heeresgruppen der verbündeten Balkanarmee

leisteten, war ein neues Beispiel der militärischen Kraft Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Zwischen Pancsova und dem Lokvagebirge schiebt sich in einem Flußbogen die Kincstári Homok Puszta, breit nach dem Süden ausladend, gegen Serbien vor. Hier sollten die Ausfalltore der Hauptmacht sein; denn das ziemlich ebene Land bot einen trefflichen Versammlungsraum für die zum Angriff bestimmte Armee. Mitten in der dort stellenweise sehr breiten Donau liegen einige Inseln, die zur Deckung der Operationen in diese mit einbezogen wurden, und außerdem schiebt sich gegenüber der Karas- und Neramündung die etwa 4 bis 5 Kilometer lange Halbinsel von Ram mit dem 350 Meter hohen Bergmassiv der Goricahöhe als serbischer Landbuckel gegen Ungarn vor: eine Felsenhöhe, die von den Serben befestigt worden war, aber durch unsere Artillerie vorzüglich mit gutem Wirkungsfeuer überschüttet werden konnte.

Von der Ramhalbinsel bis gegen Semendria, auf einer 35 Kilometer langen Flußstrecke, wurde denn auch der Angriff auf das serbische Gebiet und der Übergang für die Korps der Armee Gallwitz angesetzt, während den Verbänden der Armee des k. u. k. Generals von Kövess der Raum um Semlin-Belgrad für den Vorstoß zugewiesen worden war. Natürlich konnte die auf ungarischem Boden plötzlich erhöht einsetzende Bewegung dem Feinde nicht verborgen bleiben, und so suchte er die in größter Ruhe vorgenommenen Vorbereitungen zunächst durch Artilleriefeuer zu stören. Große Wirkungen erzielten die serbischen Kanonaden freilich nicht. Das Bahnhofsgebäude der Endbahnstation von Báziás erhielt einen Treffer, und flußaufwärts bei Palánk gegenüber der alten, noch aus der Zeit der Türkenkriege stammenden Ruine von Ram fuhr eine Granate mitten in eine Kolonne.

Im allgemeinen machte sich bei den Serben die Überraschung in einer großen Planlosigkeit bemerkbar; denn da auf der ganzen Strecke von Belgrad bis zur rumänischen Grenze plötzlich auf ungarischem Boden Truppen erschienen, konnten sie nicht erkennen, an welcher Stelle der Übergang angesetzt wurde. Die Täuschung, die natürlich unsererseits eine Kriegslist war, gelang so gut, daß serbische Zeitungen die Nachricht verbreiteten, 300000 Mann ständen auf ungarischem

Boden in der Nähe des rumänischen Staatsgebietes zum Einfall in das Königreich Serbien bereit. Als dann aber gar noch nach dem Übergang auf das feindliche Gebiet erkannt wurde, daß man auch große geschlossene Verbände deutscher Truppen vor sich hatte, wuchs sich die Planlosigkeit der Serben zur Kopflosigkeit aus. Fliegerbeobachtungen stellten fest, daß die Eisenbahnen mit Militärtransporten kreuz und quer durch das Land jagten. Dort, wo man den Einmarsch befürchtet hatte, wo man sich, durch die Demonstrationen getäuscht, anschickte, ihm entgegenzutreten, unterblieb er. Anstatt durch den zwischen Ungarn und Rumänien liegenden Zipfel, den die Donau vollständig umschließt, wurde der neue Angriff auf die Hauptstadt selbst und die Mitte der serbischen Nordgrenze angesetzt und unter ausgiebiger Verwendung schwerster deutscher Artillerie und der österreichisch-ungarischen Mörserbatterien aufs energischste erzwungen.

Ohne Überhastung und mit peinlicher Genauigkeit hatten sich alle Vorbereitungen für die Kämpfe vollzogen. Im Randgebiet des Lokvagebirges, zu beiden Seiten der Nera und der Karas bis stromauf nach Dunadombó ging deutsche Artillerie allen Kalibers in Stellung. Auch hinter und auf der großen Temesinsel wurde schweres Geschütz aufgefahren, das zusammen mit Flachbahnkanonen und Feldhaubitzen die Uferstrecken und das Hinterland der Landungsplätze der Gallwitz-Korps unter Feuer nehmen sollte. Da man darauf vorbereitet war, daß der Feind energischen Widerstand leisten würde, so mußte der Übergang gewaltsam mit allen verfügbaren Mitteln erzwungen werden. Und um ihn mit Sicherheit und Schnelligkeit durchführen zu können, wurde darum auch gleichzeitig der Kampf bei Semendria eingeleitet. Auch dort baute sich auf dem ungarischen Donau-Ufer schweres und schwerstes Geschütz auf. Die im Festungskrieg in Belgien, Frankreich, Rußland und Galizien erprobten deutschen und österreichisch-ungarischen Mörserbatterien bekamen neue Aufgaben, die sie in der besten Weise zu lösen verstanden.

Zeitlich gestaffelt sollten die Übergänge vorgenommen werden. Es war am Morgen des 7. Oktobers 1915, als um 6 Uhr 30 Minuten das gewaltige Brummen der Geschütze einsetzte. Die Goricahöhe hatte den ersten Granatensturm auszuhalten, der zwei Stunden mit

ungeheurer Heftigkeit die dort errichteten serbischen Stellungen mit einem verwüstenden Eisenhagel überschüttete. Hinter den Bergkegeln des Lokvagebirges brauste es dröhnend in die Luft; aus den Flußtälern fuhren die Geschosse sausend auf. Es war ein indirektes Schießen, ein Trommelfeuer schlimmster Art, vor dem die Serben aus den Ufer- und Höhenstellungen zurückwichen, so daß gleichzeitig mit dem Übersetzen der Infanterie begonnen werden konnte.

Während die Granaten die Goricahöhe reinfegten, gingen die ersten Mannschaften in die von den Korpsbrückentrains bereitgehaltenen Pontons, um im rechten Augenblick sofort über die Donau geschleppt zu werden. Das gegnerische Flußgebiet wurde inzwischen auf Minen untersucht. Man ließ kreuzartig zusammengeschlagene Rechen davonschwimmen. Die Fluten erfaßten die Balken, die sich zu drehen begannen, und in der Tat gingen bald darauf einige Wasserfontänen in die Höhe, die den Beweis erbrachten, daß Vorsicht am Platze war. In einem kleinen Boot stieß nun eine aus drei Mann bestehende Pionierzerstörungspatrouille ab, die reichlich mit Drahtschneideinstrumenten und Handgranaten ausgerüstet war. Sie erreichte die Ramhalbinsel und erstieg, nachdem die Uferstellungen abgesucht worden waren, die Goricahöhe, auf der sie mit einer Serbengruppe zusammenstieß. 15 Mann standen den drei deutschen Pionieren gegenüber. Der Kampf endete mit einigen toten Serben und sieben Gefangenen; der Rest entfloh. Als die ersten deutschen Infanteriesturmgruppen auf serbischem Boden landeten, richteten unsere Geschütze schon ihr Feuer gegen die mehr zurückgelegenen Höhen Lipar und Anatema, die sich als selbständige Felsmassen mit kahlen Höhen auf der Halbinsel erheben. Auf beiden Bergen hatten sich die Serben in gut eingebauten Schützenstellungen verschanzt, und unsere Truppen merkten es sofort, daß ihnen ein ernst zu nehmender Gegner gegenüberstand, mit dem sie denn auch bald heftig zusammenstoßen sollten.

Die zweite Übergangsstaffel, im Schutze der Temesinsel bereitgehalten, hatte inzwischen schon auf der Insel selbst versammelt werden können. Sechs Fährstellen waren in der Nähe des kleinen ungarischen Landstädtchens Dunadombó eingerichtet worden, während von Báziás und Palánk aus der Übergang schon in flottem Gang

war. Die Cibuklia-Insel hatte den Pontons als Stützpunkt gedient. Dort lag auch das große Donaufährschiff, Dampfer „Kornfeld", bereit, der große Schiffsgefäße zu je 750 Mann Infanterie hinter sich her schleppen sollte, während er selbst für den Transport von Pferden, Artillerie und Wagen eingerichtet worden war. Mit abgeblendeten Lichtern war das Schiff in der dem Übergang voraufgegangenen Nacht die Donau heraufgekommen, wo es hinter der Moldova-Insel unter Dampf gelegen hatte. Man mußte sich für den Übergang so großer Schiffsgefäße bedienen, weil der breite Strom gerade in der Herbstzeit von der plötzlich einsetzenden Kossova, einem orkanartigen Oststurm, überfegt wird, der, einmal hervorbrechend, durch Stunden, oft durch Tage über die Donau dahinbraust. Die Wasser des Stromes sind dann aufgewühlt; sie werden von ihm aufgepeitscht. Wellenkämme, die weiße Schaumkronen tragen, jagen wie wilde Reiterscharen auf Wasserhügeln dahin, die bis zwei Meter hoch sind. Die Donau bietet dann einen herrlichen Anblick; der Schiffahrt droht aber durch den Sturm schwere Gefahr, da die kurzen, stoßenden Wellen alles überfluten. Vor Báziás sah ich den Dampfer „Kornfeld" wild geschaukelt durch die Donau zum serbischen Ufer fahren; umspritzt, umgischtet, stampfend, schlagend fuhren die Radschaufeln in das gelbe, aufgewühlte Wasser. Das Schiff bäumte sich, und die fest an Stahltrossen nachgeschleppten Infanteriefährschiffe wurden von hohen Spritzwellen weiß überschüttet.

Von Dunadombó nach der Temesinsel wurde der Übersetzverkehr in zusammengekoppelten, großen österreichisch-ungarischen Pontons vorgenommen, die, von kleinen Motorbarkassen geschleppt, den Strom überquerten. Auch deutsche Brandungsboote, schwere, für den hohen Seegang an den Meeresküsten gebaute Marinefahrzeuge, kamen mit zur Verwendung. Eine deutsche Marinepionier-Landungstruppe hatte sie nebst Barkassen mitgebracht, und die Formation, auf den Seedienst eingestellt, leistete die wertvollste Hilfe.

Es war von der deutschen Heeresleitung alles so wohl durchdacht und vorbereitet worden, daß sich die Übergangsmanöver wie am Schnürchen abwickelten. Von der Temesinsel zum serbischen Ufer wurden sodann unter feindlichem, aber nicht gerade wirksamem Feuer zwei Fährbetriebe über den Fluß eingerichtet. Da auch auf diesem

großen Donau-Eiland schwere Artillerie zur Aufstellung gekommen war, so konnten, nachdem der Feind durch das starke Trommelfeuer aus den Ufer- und ersten Höhenstellungen vertrieben, sofort Geschütze auf serbischen Boden gebracht werden. Was von gegnerischer Artillerie auf der Goricahöhe gestanden hatte, zwei de-Bange-Geschütze französischer Herkunft älteren Systems, war von der ersten Pionier-Aufklärungsmannschaft schon erbeutet worden, so daß jetzt nur noch von den entfernteren Bergen ein schwaches Granat- und Schrapnellfeuer beunruhigen konnte.

Durch Tag und Nacht kräftig gefördert, war das erste Übersetzen glatt vor sich gegangen. Freilich: wir hatten Glück; denn gerade in der Stunde, da unsere Tätigkeit am Strom begann, setzte die bis dahin mit Windstärke 10 wütende Kossova aus. Nur zeitweise brauste sie noch durch den Engpaß zwischen dem Lokvagebirge und den Bergmassen der Ramhalbinsel, den die Donau dort, in starkem Bogen eingezwängt, durchfließt. Alle Mittel waren zur Förderung der Operationen eingesetzt worden, und da man nichts gescheut hatte und durch die bis Báziás reichende Bahn auch eine gute Materialzuführung besaß, so konnte schon mit den ersten Transporten der Kampftruppen für einen Nachschub an Munition und Verpflegung gesorgt werden.

Am 8. Oktober setzte dann die dritte Übergangsstaffel mit ihrer vollen Tätigkeit ein. Auf die ungarischen Orte Kevevára und Kevepallós gestützt, wurde der Übergang vor Semendria unternommen. Die Semendrianer Insel bot den Fährbooten und Pontons bis zur Stunde des Beginns einen Schutz. Dann aber fehlte es den dortigen Manövern an Deckung, und so kam es, daß eine Reihe von Pontons vom feindlichen Gewehrfeuer zum Sinken gebracht werden konnte. Der Übergang war schwierig; da er aber unbedingt durchgeführt werden mußte, um die feindlichen Verbindungen zu stören und gleichzeitig im Zusammenarbeiten mit dem Nachbarkorps dieses zu entlasten, so wurde er nach Befehl vollzogen. Fast alle Mannschaften der sinkenden Boote konnten sich durch Schwimmen in Sicherheit bringen, so daß wir nur mit geringen Verlusten gegen Feind und Strom kämpften.

Die deutschen Truppen, die sich, nachdem sie feindlichen Boden gewonnen hatten, schnell zu einer Kampffront entwickelten und ein-

gruben, bildeten nun eine geschlossene Kette. Ungefähr 50 Kilometer serbischen Ufergebietes hatten sie besetzt, doch fanden sie beim Versuch vorzudringen entschiedenen Widerstand. Gegenüber der Temesinsel kam es sofort zu heftigen Kämpfen um die vor der Höhe von Kostolac liegende Glasfabrik und das Kohlenbergwerk. Nach kräftigem Angriff konnte der Feind hier geworfen werden. Aber kurz darauf hielt er schon von neuem stand, indem er sich auf vorbereitete Stellungen zurückzog, die auf dem 200 Meter hohen Lestarberge lagen. Er wurde auch von dieser Höhe und den umliegenden Bergkuppen vertrieben, und zur gleichen Zeit entspann sich ein außerordentlich wildes Ringen um den Besitz des Dorfes Petka. Straßenkämpfe entwickelten sich dort, und nicht nur das serbische Militär stand im Gefecht, sondern auch die Einwohnerschaft griff nach belgischem Vorbilde mit an. Aus allen Häusern wurde auf die eindringenden deutschen Truppen geschossen. Halbwüchsige Burschen, die Frauen bis zu den ältesten Jahrgängen wurden mit Gewehren in der Hand getroffen, doch all das vermochte dem begonnenen Einmarsch nicht Einhalt zu bieten.

Bei Palánk waren die Schwierigkeiten groß, die die Donau dem Übergang bereitete; volle acht Stunden rangen die Rudermannschaften mit dem Strom, um einmal von Ufer zu Ufer zu kommen, bis sie schließlich doch ihre Arbeit einstellen mußten. Auch der Barkassenverkehr konnte dort zeitweise nicht aufrechterhalten werden, da die motorischen Kräfte der Fahrzeuge nicht gegen die Naturgewalt ankommen konnten. Trotzdem gelang es aber auch hier schon am zweiten Tage, mit fast allen Gefechtstruppen auf serbisches Gebiet hinüberzukommen und auch so viel an Munition für Geschütze und Infanterie, sowie Verpflegungsmaterial nachzuschieben, daß die Gefechtskraft der Truppen vollkommen sichergestellt war.

Diese Übergangstage waren gleichwertig den Schlachttagen erster Ordnung; sie sind an die Seite der großen Abwehr- und Angriffskämpfe zu stellen, die unsere Westfront ausgefochten hat. Sie haben im Zeichen derselben heroischen Kraft gestanden, die die Kämpfe unserer Truppen in dem schweren, harten Winterringen in Masuren und während des gewaltigen Karpathen- und Galiziensturmes zum Erfolge führte. Von

den Führern bis zum letzten Mann zeigte jeder eine beispiellose Hingabe an die gestellte Aufgabe. Niemand rastete, zögerte einen Augenblick; alle waren sich bewußt, welche wichtige Tat es zu leisten galt — eine Tat, deren Größe nur ganz ermessen kann, wer jemals den blanken, gelben Riesenstrom, die Donau, sah, die sich, von Windruten wild überpeitscht, von Sturmstößen bis in ihre dunklen Tiefen aufgewühlt, schwer als Grenze zwischen den feindlichen Reichen dahinwälzte. Es ist ein ungeheures Geschehnis gewesen, das die verbündeten Armeen unter einem deutschen Oberbefehlshaber ausführten, der selber im peitschenden Sturm auf den Höhen über Báziás und Palánk stand, als die ihm unterstellten Truppen den serbischen Boden angriffen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Um und in Belgrad.

In Pancsova lag auf der Temes das Motorboot bereit, das uns nach der Festung Belgrad fahren sollte. Nur wenige Menschen nahm es auf. — Durch die Dunkelheit waren wir ihm entgegengestapft, durch schon leergewordene Straßen, an niederen, aber sauberen Häuschen vorüber, an einem riesengroßen, stillen Marktplatz vorbei und wieder durch Gassen und Gäßchen und schließlich stolpernd über einen Eisenbahndamm, auf dem kurz zuvor unser Zug mit soundso viel Stunden Verspätung zwischen Militärtransporten angekommen war. Tag und Nacht hatten wir auf der Bahn gelegen. Ungeheizte, dunkle Wagen. Stundenlanges Warten voll Unruhe und schließlich auch voll Hunger. Der Wind pustete über die freien Strecken, die die südungarische Pußta durchschnitten. Am Hafen passierten wir eine Postenkette. Ungarische Gendarmen mit schwarzen Lackhüten, ähnlich denen der Kaiserjäger. Helmfedern flatterten; dunkle Augen funkelten durch das Nachtschwarz. Es gingen alle Dinge ins Ungewisse hinüber, bis sich das Auge an das seltsame Licht gewöhnt hatte. Dann aber bekam alles wieder Farbe, und plötzlich lag ein breiter, glänzender Spiegel vor uns, graudunkel und doch licht: die ruhig mit leisem Glucksen fließende Temes.

Über eine schmale Planke ging es in das Boot hinein, und dann wurde der Motor angedreht. Er sprang an, das Boot zitterte, zuckte, bebte — Ketten rasselten dünn, und nun glitten wir über das Wasser hin, das um den schneidenden Bug spielte und sich mit kleinen Silberperlen stäubend gegen die Bordwand legte. Die Temes war um gut zwanzig Meter aus ihren Ufern getreten. An den Fährstellen hatten es unsere Truppen in den voraufgegangenen Tagen erkennen müssen, wie das Wasser der Donau stieg; denn die von Pionieren erbauten Stege mußten erhöht werden, da das Wasser, von der Kossova bergan getrieben, sie überflutete.

Wie stille Musik war das Wasserrauschen. Es ging stromab der Donau entgegen, die wir an den Leuchttürmen erreichten. Ein Jahr und mehr hatte kein Licht auf ihnen gebrannt; jetzt aber flimmerten die Signale wieder mit feinen Strahlen in die Nacht; denn das serbische Ufer war frei geworden; es war in unserer Hand. Nach einer Biegung, die das Boot machte, packte uns plötzlich ein Stoßen an. Der Motor arbeitete lebhafter, schwerer, aber sein Summen und Surren wurde schwach; denn über die Strombreite raste es dahin, als ob wilde Reiterscharen in Bewegung gesetzt worden seien. Gischtend, überschäumt tanzten die Wellen. Das Boot rollte, stampfte; es hob und senkte die Nase, und zwischendurch spritzten die Donauwasser hochauf über das schlanke, schwanke Schifflein, das sich durch die Fluten vorwärtsdrängte. Regenschauer und Windpfeifen, ein Drängen in der Luft und auf dem Wasser, das war der gefürchtete Herbststurm, der von den Hochflächen der um die untere Donau gelagerten Gebirgsmassen herunterstürzt, der sich durch die Engen des Eisernen Tores, durch den Kazanpaß und nochmals zwischen Ramhalbinsel und Lokvagebirge hindurchzwängt, um dann, ein geknechteter, wieder frei werdender Riese, empört die Wasser des Stromes zu hohen Wellenbergen aufzupeitschen. Die Kossova, mit der unsere Truppen während des Überganges vor Semendria den Kampf gewagt! Halb hatten unsere Leute gesiegt, da sie an einer Stelle ihr zum Trotz die befohlene Arbeit durchführten; an der andern aber mußten sie ihr Bemühen einstellen, weil ihnen der Sturm die Pontons mit Wasserbergen überhäufte und sie einfach niederdrückte.

Der Mond ging über der weiten Fläche des Stromes auf. Waldufer, Inseln schwammen vorüber. Das Boot tanzte, umgeben, umspielt von Hunderttausenden von springenden Lichtern. Das eroberte Uferland Serbiens stand silhouettenhaft gegen den Himmel gezeichnet, und ab und an schimmerten die weißgetünchten Häuser eines Dorfes auf. Dann sahen wir vor uns die Lichter von Semlin, und der Strom schien durch eine Bergmasse abgesperrt zu werden. Es war das das breite Kalksteinmassiv, auf dem Belgrad an der Stelle liegt, die einst das alte Römerlager Singidunum einnahm. Fahrzeuge aller Art lagen davor. Ihre Lichter leuchteten in die Nacht hinein; sie lagen unter den Felsen von Belgrad, der feindlichen Hauptstadt, wie im tiefsten Frieden; denn die Geschütze auf den Wällen der alten Festung schwiegen, nachdem der Kampf vertost war. Um das Felsmassiv herum und in die Save hinein steuerte das Boot. Dort war es lebendig. Tausende von Menschen bewegten sich. Stimmen wirbelten durcheinander. Breite Lichtflammen durchstachen das Dunkel; denn überall waren riesenhafte Scheinwerfer aufgestellt, die alles phantastisch wild beleuchteten. Dort ging noch immer die Ausschiffung übergesetzter Truppen der Köveß-Armee weiter. Reserven, Landwehr- und Honvedmannschaften wurden den verbündeten Kampftruppen nachgeschoben, und auf schweren Donautransportschiffen kamen Fuhrparkkolonnen, Fahrküchen, deutsche und österreichisch-ungarische Verpflegungszüge an, die polternd an das serbische Ufer gebracht wurden.

Dunkel in ihrer Masse, schwer und breit überzackt von Türmen und Türmchen, lag die bezwungene Festung tot auf ihrer Höhe. Ein Scheinwerferstrahl, der durch das Gelände fuhr, betastete ihre Mauern, in denen die Granatlöcher klafften. — Bergan stiegen wir nun zur Stadt hinauf. Auf der unteren Hafenstraße hieß es, sich durch Wagenburgen, Menschenknäuel, Massen wohlgepflegter Pferdeleiber hindurchdrücken. Die Straße stand gestopft voll. Materialien, Kriegsnachschübe aller Art; die Etappenarbeit, die gründlich vorsorgende, langte zur Front. Berge von Munition waren aufgebaut; Granaten, fein säuberlich wie Zigarren oder Leckerbissen in blanke Holzkisten verpackt, standen in hohen Haufen. Jedes Kaliber war reichlich versorgt, und ungarische Infanteristen hielten die Wache vor den Lagern. Auskunft über den Weg zur Stadt war schwer zu bekommen; denn die deutschen

Mannschaften und ebenso die Angehörigen der k. u. k. Truppenverbände, die schon „von vorne" gekommen waren, kannten sich nicht aus, und die Bundesbrüder sprachen Ungarisch, Kroatisch, redeten in zehn Zungen, ehe es gelang, einen Tiroler zu erwischen — der auch nichts wußte.

Also bergan. Durch Schlamm- und Kotbäche, durch zermahlene Haustrümmer und über schnell und schlecht zugeworfene Granatlöcher. Lagerfeuer flackerten aus Hausruinen heraus, an denen abkochende Mannschaften saßen. Wie Blut so rot zuckten die Flammen durch die braungrauen Qualmschwaden auf; denn das Holz war naß, es schwelte, aber knisterte nicht. Umhockt, umlagert waren die Feuerstellen; denn es war schon kalt. Der Reif legte sich weiß auf die Dächer, auf die Zelte der Planwagen; er saß den Kroaten, die festvermummt vor einem Lebensmitteldepot standen, mit feinen, glitzernden Kristallen in den abwärtshängenden, spitz gedrehten Schnurrbärten.

Aus dem Hafenbezirk steigt eine schmale Straße den Berghang hinauf. Das Pflaster ist miserabel. Man stolperte über Kopfsteine, und seitwärts lagen auch dort Haustrümmer, Schuttmassen — Granatentrichter. Doch nun verebbte der Lärm des Hafens, und fast romantisch wurde die Welt; denn das Mondlicht war so voll geworden und legte sich mit seinem Silberglanz über die Gassen, die wie im tiefsten Frieden zu schlafen schienen. Durch ganz schmale Häuserzeilen ging es aufwärts. Treppenstraßen. Zwischen kleinen, verkommenen Gärtchen stiegen sie an. Die Häuschen, die in den Gärten liegen, waren ungepflegt. Weinlaub umgab die Fenster und die Türen. Das Gerank war verwildert, wie von Stürmen durcheinandergeschüttelt. Es sah alles wehmütig aus, und Bilder standen vor den Augen, als ob etwas Fernes, weit Zurückliegendes von neuem lebendig geworden sei. Dort, wo nach unsern Begriffen die Zeit zum mindesten vor einem Jahrhundert stehengeblieben war, war Belgrad schön, war es eigenartig und schloß sich mit der alten Festung, die schon von den Türkenkriegen zu berichten weiß, zu einem Ganzen zusammen. Die Vorstadt unter und um den Park Kalemegdan trug den Duft der Weinberge, die sich im Süden von Belgrad an dem Topčider emporschieben. Immer wieder muß ich an diese nächtlich romantischen Straßen denken, die in ihrer Ungepflegtheit ehrlich waren im Gegensatz zu dem

„modernen“ Belgrad, das sich im Kernpunkt der Stadt wie eine französische Dirne geschmückt und ausgeputzt hat.

Es kam eine bewegte Nacht; denn die Stadt, die vollkommen dunkel lag, machte eine Orientierung sehr schwer. Erst als wir weiter hineinkamen und aus den zerfallenen Gassen herausdrangen, griffen ein paar Scheinwerferstrahlen mit langen Stichen durch das Dunkel der Stadt. An einigen Straßenkreuzungen waren die Apparate aufgestellt. Mannschaften schliefen in den Ecken; sie lagen, fest in ihre Mäntel gewickelt, ein Deckenstück oder ähnliches unter dem Kopf, auf den Steinen. Sie lagen auch noch nach einer Stunde dort, und der Regen, der wieder eingesetzt hatte, störte sie nicht. Im „Grand Hôtel“, das sich nach langem Klopfen vor uns öffnete, waren Zimmer bereitgestellt; doch sie waren abgeschlossen. — Erst nach langem Bemühen fanden sich ein paar Räume mit schmutzigen Betten, mit „weißem“ Leinen, das entfernt werden mußte, weil es in seinem Schmutz erschreckte. Nach den voraufgegangenen Stunden voll Unruhe und unerfüllten Suchens war die blanke Matratze eine Wohltat. Unten im großen Gastraum des Hauses waren alle Polsterbänke mit Soldaten belegt, auch das Billard hatte Einquartierung bekommen. Oben in den Zimmern lagen Bettsäcke und Einlagekissen auf den Dielen, in den Ecken, und todmüde Menschen verschliefen ihren Hunger.

Am nächsten Morgen durchwanderte ich wieder die langen toten Straßenzeilen der Stadt. Granaten hatten das Pflaster aufgerissen, das nun von deutschen Armierungssoldaten durch Schuttschüttung ausgebessert wurde. Die Häuser standen als Ruinen zu Dutzenden an den Straßen. Tiefe, klaffende Löcher gaben ihnen ein schauerliches Aussehen; doch noch schlimmer wurde der Anblick durch die vielen zerstörten Geschäfte, die, erbrochen und mehr oder minder ausgeraubt, offen standen. Als die Beschießung der Stadt einsetzte, flohen die Einwohner. Einzelne Granaten verwüsteten die ersten Läden, da sie mitten über der Stadt platzten. In wilder Hast stürzten die Bewohner davon, und als dann später das Gewirr des Straßenkampfes während des Sturmes begann, als der Hagel der Infanteriegeschosse von der nördlichen Vorstadt her in die Gassen hineinprasselte, gewann der zurückgebliebene Pöbel Belgrads die Oberhand und plünderte!



Donau-Übergangsstelle vor Ram bei Báziás.



Die zerschossene Festung Belgrad.



Bosnischer Wachtposten am Zitadellentor der Festung Belgrad.



König Peters Thronsaal im Belgrader Konak nach der Beschießung der Stadt.

Die Verwüstungen, die dabei entstanden, gaben der Stadt den furchtbaren Ausdruck des Krieges. Leere, lange und zerschlagene Straßen von einem Ende bis zum andern. Tote Märkte mit verlassenen Verkaufsständen. Wachtposten überall, die nun, da die österreichisch-ungarische Besatzung und Verwaltung Ordnung schafften, mit gemessenen, hallenden Schritten über das Pflaster gingen. Bosniaken standen vor den zerschlagenen Läden mit aufgepflanztem Seitengewehr. Jeder Schritt knirschte noch über Kristallscheibenreste, die auf dem Pflaster lagen.

Im Konak, dem Belgrader Königschloß, sah es ebenso wild aus wie in der Stadt ringsum. Eine Granate hatte schon bei der ersten Beschießung die über dem Thronsaal liegenden Gemächer der königlichen Bibliothek getroffen. Sie durchbrach die Decke und drang unter furchtbaren Verwüstungen in den Saal ein. In großen Trümmerstücken fiel eine Trennungswand zusammen; gesplitterte Balken hingen drohend in den Saal herein, und Berge von Schutt türmten sich um den Thronsessel König Peters auf. Das Schloß glich einer großen Rumpelkammer, in der goldstrotzende Möbel wie Theaterrequisiten wild durcheinandergestapelt standen. Wie Dekorationskünste billigster Art muteten die Draperien über der zu den Wohngemächern führenden Treppe an. Von Staub, Schutt und Unordnung umgeben, machte dieser ganze Königssitz einen kläglichen Eindruck. Auch die Kronen und Krönchen, die, in reicher Zahl angebracht, überall in Gold leuchteten, vermochten ebensowenig den Räumen des weiten Hauses ein Ansehen zu geben, wie die schlechten Kunstwerke, die König Peter im Krönungsornat darstellten.

Und wie der Konak, so hatten fast alle großen und öffentlichen Gebäude Belgrads gelitten. Darin fügte sich das Bild der Stadt einheitlich zusammen: die Arbeit der angreifenden Artillerie war eine gute gewesen. Am besten konnte ich das Resultat auf der Zitadellenhöhe feststellen. Bis hinunter in die Kasematten rissen die Geschosse die Werke auf. Riesige Steinblöcke wurden von dem alten Mauerwerk der Wallbauten durch die Beschießung abgeschlagen, und ganze Häusergevierte lagen in dem von Kasernen umgebenen Kernwerk total in Trümmer gestampft. Auch hinter dem Park Kalemegdan

setzten sich die Verwüstungen fort, die die Artillerie herbeiführte. Alte und neue Schüsse lagen nebeneinander. In der am Park gelegenen Straße klaffte fast jedes zweite Haus mit tiefer Wunde. Die Dächer hingen schief, und der Wind, der von Save und Donau heraufblies und sich oben auf der Festungshöhe ganz tüchtig austollte, riß an den nur noch fragwürdig hängenden Dachblechen herum, schaukelte sie und warf den Vorübergehenden lose Ziegel auf die Köpfe.

Oben auf den erstürmten, zerschlagenen Festungswällen von Belgrad, inmitten der Trümmer der von unsern Geschützen wüst zugerichteten Werke bot sich uns ein wundervoller Rundblick. Breit drängt die Donau vorüber, und die Save ergießt sich strudelnd in den Strom. Wie ein großer See, in dem zahlreiche Inseln lagern, weitet sich die Wassermasse, auf der die Wellen tanzen, die sich zu ihrem ungehemmten Spiel weiße Schaumkronen auf die Köpfe setzen. Es ist ein herrliches Bild. „Drüben“ steigt die kroatische Erde auf. Semlin! Es ist das alles historisches Land. Grund, auf dem die Geschichte aufbaute. Semlin, das alte Taurunum der Römerzeit. Kirchen überragen die Stadt, deren Türme den Serben ein Ärgernis waren, weshalb sie mit Granaten über den Strom hinweg danach langten. Johann Hunyadi, der berühmte Ungarheld, hat seinen Namen mit der Stadt verwachsen lassen; man sieht noch die Reste seines Schlosses. Krieg aus alter und neuer Zeit. Man kann auf den Trümmern der Feste von Belgrad sitzen und in die Weite schauen; es webt sich ein Bild zusammen, gewaltig und überaus bewegt, und nicht die schlechtesten Abschnitte darin sprechen von den jüngsten Taten der tapferen verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen.

Von der Moldova-Insel bis weit westlich von Belgrad, vom Lokvagebirge bis zum Zusammenfluß der Kolubara und der Save vor Obrenovac, war nun das Grenzgebiet vom Feinde gesäubert. Die Truppen der Armeen Gallwitz und Köveß hatten sich in die harte Arbeit geteilt, und während diese Kampfgruppen vorstießen, drangen neueingesetzte österreichisch-ungarische Kräfte im Raum von Šabac über die Save vor, worauf andere Heeresteile der Köveß-Armee die Drina überschritten, um durch eine zusammenhängende Operation die Mačva in ihren Besitz zu bringen. Um die Königstadt Belgrad, die so

beherrschend, doch durch ihre nun zertrümmerten Werke nicht mehr drohend, der Stadt Semlin gegenüberliegt, weitete sich nach Süden das von den Truppen erstürmte Land. Aber nicht nur der Landbesitz war der Erfolg der Kämpfe, sondern auch die halbe Beherrschung des Donaustromes war ein Gewinn, der uns unserm Ziel entgegenführte, mit den im Südosten streitenden Verbündeten, den Bulgaren und Türken, zusammenzukommen. Noch beherrschten serbische Geschütze von der Moldova-Insel talwärts den Strom, aber unter dem ständigen, von Norden her wirkenden Druck der deutschen und der mit ihnen auch bei Orsova in der ungarisch-rumänisch-serbischen Grenzecke über die Donau gegangenen k. u. k. Truppen hatte der Feind von der Miroč Planina am Engpaß von Kazan weichen müssen. Zum eiligen Rückzug gezwungen, gab er das Dobravoda-Bergland auf und räumte damit das letzte, Ungarn gegenüber noch besetzt gehaltene Donau-Uferstück. Einmal zum Preisgeben des Gebietes gedrängt, machten die Serben auch das von schmalen Hochpässen durchzogene Gebirge der Kraina frei, weil sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch die energisch vorstoßenden Verbündeten der Mittelmächte von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnürt zu werden und die dort gehaltenen Kräfte eingekesselt zu sehen. Aus dem Timokwinkel drohte, seitdem die Bulgaren sich zum Kampf gegen ihren Erbfeind dem verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heere angeschlossen hatten, ein schweres Wetter: Knjaževac, Zaječar, Negotin! ... Aus dem Vidinzipfel und den hohen Bergen des Westbalkans drang ein neues willensstarkes und kampffreudiges Heer nach Serbien hinein. Die deutschen Truppen der Mittelgruppe, der Gallwitzschen Hauptmacht, kämpften im kraftvollen Vormarsch um das Nordgelände von Palánk und Petrovac. Seit dem Eindringen über die Ramhalbinsel überwanden sie trotz der starken serbischen Gegenwehr und der um die Stadt Požarevac errichteten schweren Feldwerke, aus denen der Feind durch Umgehungsmanöver hinausgedrängt worden war, eine Landbreite von 50 Kilometern; ein tüchtiges Stück für die kurze Zeit seit dem Beginn der Operationen und noch mehr bedeutend durch den Gebirgskrieg, in dem es erstritten worden war.

Unten, vom Wasser breit umflossen, liegt vor Belgrad die große und die kleine Kriegsinsel. Wie es Prinz Eugen getan hat, so sammelte

auch General von Köveß — gleich Exzellenz von Gallwitz ein energievoller und weitblickender Heerführer — vor diesen Eilanden seine Truppen, bevor sie in Staffeln zum Angriff auf die serbische Hauptstadt über den Strom vorgingen. Von dort und von der in der Save liegenden großen und kleinen Zigeunerinsel brach der Sturm los. Es ist auch hier ein Kampf gewesen, der schwer war, der nur durch Zähigkeit entschieden werden konnte. Es gab Stunden darin, die an dramatischer Steigerung und Spannung nichts zu wünschen übrigließen. Mit einem Artilleriekonzert fing die Schlacht um die Donau schon am 6. Oktober an; denn um den Fluß wurde gekämpft, um den gewaltigen Strom, der Besitz werden mußte. Zunächst der Strom und die Inseln in ihm, dann die Festung, die Wälle mit dem Eisenbahndamm davor, die Zitadelle und schließlich der Park Kalemegdan und die Stadt Belgrad.

Der Kampf um die Festung und Königstadt Belgrad ist ein großes, wildbewegtes Schauspiel gewesen. Auch in ihm gab es Täuschungsmanöver; doch als dann die schweren Geschütze zu donnern anfingen, einen Tag lang brüllten und schließlich vom 6. bis zum 7. in höchster Steigerung feuerten, muß der Boden unter Belgrad gezittert haben. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen erfüllten gemeinsam im Angriff über Donau und Save die ihnen gestellten Aufgaben. Einzelheiten, aus denen der heldische Kampfwille unserer Soldaten erkennbar geworden ist, gab es in Fülle. Im feindlichen Feuer, im lebhaftesten Kugelregen gingen sie über die Flüsse: die Österreicher und Ungarn gegen die Zitadelle im Angriff östlich über die Donau, die Deutschen westlich von der Stadt über die Zigeunerinseln, auf den Bahndamm und schließlich auch noch auf die schon im Süden von Belgrad gelegenen Höhen von Topčider. Und gerade den deutschen Truppen stellten sich ungeheure Schwierigkeiten entgegen. Um die große Zigeunerinsel tobte ein schwerer Kampf, da die Serben das waldbestandene Eiland stark befestigt hatten. Aber schließlich zerbrach die Kraft des Feindes unter dem Ansturm der deutschen Mannschaften; die feindlichen Stellungen wurden überrannt, und da ein Bataillon in schneidigem Vordringen vom Südzipfel der Insel schon auf serbischem Boden landete, gelang es nicht nur, die Serben zu werfen, einen Teil abzuschneiden und gefangenzunehmen, sondern auch die von ihnen

vom Festlande zur Insel gebaute Kriegsbrücke unversehrt in die Hände zu bekommen. Alles war schon zur Sprengung eingerichtet, doch fehlte es dem Feind an Zeit, sie noch ausführen zu können.

Der Kampf um die Zigeunerinseln, um den Brückensteg, den Bahndamm und die Save-Ufer-Straße, vor der sich die ersten deutschen Landungsstaffeln anklammerten, die dort das Serbenufer nur noch mit Mühe und Not in ihren zerschossenen sinkenden Pontons erreichten, das waren Heldenstücke. Auf das schwerste im feindlichen Feuer stehend — denn von der hochliegenden Zitadelle wurden Strom und Ufergelände vollständig beherrscht —, ohne Nachschubmöglichkeiten an Munition und Hilfsmannschaften, haben die Kämpfenden Ungeheuerliches geleistet. Sie hielten, am Bahndamm angeklammert, vollkommen losgelöst von ihrem Regiment, die Landungsstelle, indem sie einen serbischen Schützengraben besetzten, bis es nach Tag und Nacht möglich wurde, ihnen Verstärkungen nachzuschieben. Und wie sie sich an diesen Punkten während der schweren Landung schlugen, so kämpften sie auch weiter beim Eindringen in das Land. Sie überließen es den Verbündeten, die Stadt zu besetzen, die von Nordwesten her die Festung nahmen, durch den Park Kalemegdan vorstießen und bald bis an die Stadtgrenze gelangten. Die deutschen Truppen nutzten die Wucht ihres Vorstoßes aus und folgten dem Feind, der nach dem ersten Weichen auf den Höhen von Topčider in vorbereitete Stellungen ging. Rücksichtslos griffen sie ihn sofort wieder an. Im Sturm, wie auf der Zigeunerinsel, mit Handgranaten und mit gefälltem Bajonett drangen sie voran und warfen ihn! Am Abend des 8. Oktobers war die Arbeit getan, und durch den Besitz der Höhen von Topčider wurde der Fall von Belgrad besiegelt. Während österreichisch-ungarische Truppen um die Zitadelle noch am Nordrande der Stadt einen erbitterten Straßen- und Häuserkampf führten, erreichte eine von Topčider aus zur Verbindung mit den Verbündeten entsandte deutsche Abteilung die Mitte der Stadt und den neuen Konak. Mit Tagesanbruch erstürmten sie das noch vom Feinde besetzt gehaltene Königsschloß und hißten auf ihm die deutsche Flagge, der dann bald die Farben Österreich-Ungarns folgten. Die serbischen Streitkräfte, denen Umfassung drohte, hatten flüchtend ihre Hauptstadt aufgegeben. —

Schauen wir auch noch auf das Kampffeld vor Topčider hinüber:

Vom Save-Ufer an steigt das Gelände beträchtlich. Es war also kein leichtes Verfolgen und Vorwärtsstürmen gegen die vorzüglich eingebauten serbischen Schützenstellungen. Durch Weinbergland und wild verwachsene Rosengärten, die um einzelne Landhäuser liegen, mußten die deutschen Stürmer hindurch. Aber sie schafften es, und sie werden dort oben keine geringe Freude an dem Anblick gehabt haben, der deutlich von der Wirkung unserer Artillerie Zeugnis ablegte. Über das ganze Angriffsfeld lagen die Granattrichter verstreut. Mit einer Sicherheit wurde das Feuer immer weiter zurückgelegt, bis es dann in den Stellungen haltmachte und sie total eintrommelte. Französische Feldkanonen waren als Sturmabwehrgeschütze zwischen den Infanteriewerken eingebaut. Der Sturm der deutschen Mannschaften fegte die Bedienungen fort. Weiter oben auf der Höhe, beherrschend über dem ganzen Savelauf aufgestellt, drohend gegen das ungarische Ufer und die Insel gerichtet, stand auch noch ein langrohriges französisches 15-cm-Schiffsgeschütz. Ein Treffer hatte die Rohreinstellung zerschlagen und die Panzerschutzschilde stark beschädigt. Ein zweiter Einschlag lag ungefähr 4 Meter rechts vom Geschütz; er traf den Unterstand, den er eindrückte, durcheinanderwühlte und verschüttete. Aus dem Schutzbau wurde ein Grabraum.

Mit geborstenem Mauerwerk standen die Landhäuser da; die Granaten hatten die Dächer zerschlagen, die Wände eingerissen. Die Möbel lagen zersplittert zwischen den Schuttmassen und wurden, unter der Gewalt der Explosionen in Stücke zerhackt, in die Weingärten und die Rosengesträuche geschleudert. Die ganze Höhe von Topčider war ein Bild der Verwüstung, doch man konnte dort oben sehr interessante Feststellungen machen. Nicht nur die Geschütze waren französisch, sondern auch die Bedienungsmannschaften, die dort mit im Kampfe gestanden haben, müssen es gewesen sein. Feldpostbriefe in Fülle lagen noch verstreut umher. In den Unterständen gab es alle großen französischen Zeitungen und dazwischen Buchreste und an einer Unterstandswand die primitive, aber kennzeichnende Buntstiftzeichnung eines französischen Seemannes. Unweit der vollständig zerstörten Villa des ehemals berühmten und berüchtigten Diplomaten Christič, der als

Parteigänger der Obrenović in Konstantinopel wirkte, lagen die Geschützträmmer. Die Villenhöhe von Topčider war ein Totenberg. Unsere Truppen waren über ihn in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen hinwegmarschiert. Wo ihre Straße ging, verriet der von Süden kommende Kanonendonner. Weit hinter ihnen im Rücken und erledigt, lag Belgrad auf seinem Kalkfelsenmassiv über Donau und Save als tote Stadt.

Nur durch die Vorstädte vom Hafen an der Save klang mitunter das Leben in die Stadt hinein. Aber es klang fremd, es war der Krieg. Von dorther marschierten die Truppen, zogen die Kolonnen in das serbische Bergland.

Draußen auf dem Avalaberge habe ich gestanden, den deutsche Infanterie und Mannschaften einer k. u. k. Gebirgsbrigade erstürmten, trotzdem die Serben in ungeheuer dicht angelegten Stellungen ihn besetzt hatten und zu halten suchten. Mit unverwüstlicher Kraft griffen unsere Leute an. Sie säuberten den Berg, der die Vormarschstraße beherrschte, und da Artillerie durch Sperrfeuer Gegenangriff und Abzug des Feindes unmöglich machte, so wurde der Rest der dort im Gefecht stehenden Serben, 650 Mann, gefangengenommen. Von der Höhe schweifte der Blick nach Süden weit in das Bergland, das vom Gesang der Haubitzen übertönt wurde, in dem der Gegner in den fortschreitenden Kämpfen so große Verluste erlitt, daß er oft nicht die Möglichkeit hatte, seine Toten zu bestatten ...

Nach Süden waren wir auf dem Marsch. Ein großes Waffenwerk war schon vollbracht. Im Rückblick auf die gewaltigen Kämpfe um die serbische Hauptstadt gedachten wir aber auch der tatkräftigen und aufopfernden Mitwirkung der österreichisch-ungarischen Donauflottille. In schweren Tagen war sie dem heimischen Boden eine mächtige Beschützerin, und als es zum Angriff überging, spien auch ihre Feuerschlünde dem Feinde den Tod entgegen. Auch sie kämpfte unermüdlich für die Erreichung des hohen Zieles mit: um die Eroberung von Belgrad und die Niederwerfung des Gegners auf feindlicher Erde.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Semendria.

Nach dem Abschluß der gegen die serbische Armee eingeleiteten Operationen fügte es der Zufall, daß ich noch einmal nach Nordserbien kam und damit die Donau-Ufer wiedersah. Durch Wochen tobten die Kämpfe, die nun von Erfolg gekrönt waren. Märsche und Strapazen hatten sie für unsere Truppen gebracht, aber frohen Mutes standen sie am Feind. Furchtbar war das, was hinter ihnen lag; denn das ist gewiß: schwerer als er in Serbien gewesen ist, kann der Krieg nicht sein.

Auch den letzten Anstrich eines Kulturmenschen hat der Balkankrieg verwischt. Man stand im Dreck, man watete im Kot und Schlamm aufgeweichter Straßen, man schlief in Kukuruzschobern, auf der stinkenden Erde elender, rußschwarzer Serbenhütten, man lag im Freien bei Regen und Schnee, man röstete sich förmlich an den offenen, schwelenden Feuern, über denen Qualmschwaden entweder gegen den grauen Schneehimmel der Nacht oder gegen die teerschwarzen Holzdecken der Hütten dick emporstiegen. Man saß an diesen Feuern mit Tränen in den brennenden Augen, solange man wach war, man „weinte“ sich in den Schlaf, wenn man in die Decken kroch; denn das Brennen in den Augen ließ auch nicht nach, wenn man sie schloß; es wurde fast noch stärker.

Unsere Soldaten stürmten vorwärts, während drinnen im Lande eine neue Ordnung Platz griff. Von Stalać an, in naher Umgebung von Kruševac, konnte ich schon die serbische Hauptbahn, die neu aufgebaute Orientbahn, benutzen, deren Durchführung nach Nisch so etwas wie ein Weihnachtsgeschenk unserer Eisenbahner an den serbischen Kriegsschauplatz war. Man stelle es sich vor: deutsche Militärlokalzüge in Serbien! Wir fuhren mit Polsterklasse; es ging langsam, aber glatt. Wir erreichten die Donau bei Semendria zwischen deutschen und österreichisch-ungarischen Güterwagen und gefolgt von einem Schwanz offener belgischer Loren, die mit — serbischen Gefangenen voll



Bosniaken beim Wegebau vor Krusevac.



Küchenidyll in Semendria.



Semendria.

Die Türme der alten Türkenfestung, beschossen mit 42-cm-Mörser.



Straßenbild aus Leskovac.

angefüllt waren. An den Haltestellen wurde der Zug von Scharen serbischer Frauen immer wieder erwartet, die dann die Wagen in respektvoller Entfernung umschlichen, bis ihnen die deutschen Landsturmleute das Herantreten erlaubten. Kartoffeln, Maisbrot, Polenta flogen dann in hohem Bogen als serbische Liebesgaben in die Wagen hinein, und die zerlumpten Gestalten der Gefangenen hingen weit über die Wände hinaus; sie bettelten, schrien, strahlten, wenn sie etwas ergattert hatten. Die ganze Strecke entlang wiederholte sich das Geben und Nehmen. Man ließ den armen Menschen dieses bißchen Freiheit, das ja sowieso nichts anderes war als ein Abschiednehmen von der Heimat. Täglich wurden große Transporte nach Ungarn abgeführt, die aus der Gefangenensammelstelle in Semendria kamen.

Semendria: deutsche Etappe. Ich habe schon viele Orte kennen gelernt, denen es im Laufe des Krieges beschieden war, durch ihre Lage eine besondere Rolle im Operationshinterlande zu spielen. In Polen und Rußland kam die Einwohner solcher Städte das Wundern an. Wären hier noch Menschen vorhanden gewesen, so wäre es ihnen nicht anders ergangen; jedoch die vollkommen tote und durch die erfolgreiche Beschießung entsetzlich zugerichtete Stadt hatte keine Menschen, die sie beherbergen konnte. Die Einwohnerschaft war geflohen, und die Trümmer von Semendria blieben liegen. Rund um die Kirche, deren Turm und Dach klaffende Löcher aufwiesen, lagen die kleinen Serbenhäuschen mit toten Augen. In den Fensterrahmen fehlten die Scheiben; der Schutt der zusammengebrochenen Gebäude lag in wildem Chaos in jeder Straße zwischen Brandstätten; denn durch die Bombardierung schien reichlich Feuer ausgebrochen zu sein.

Ein Bild des Elends war die Stadt; sie war es damals, als ich sie kurz nach der Einnahme betrat, in noch weit höherem Maße. Wie jeder, der hineinkam, mußte ich mir einen Weg über verkohlte Balken, Schuttmassen, Dachziegel und auf den Gassen zerschlagen liegenden Hausrat suchen. Man patschte durch breiige Schlammwässer oder schlitterte im Schmutz, und im Abenddunkel war es direkt lebensgefährlich. Nun, ganz so schlimm war es jetzt nicht mehr, dank der Sorge des deutschen Ortskommandanten. Die Gassen wurden frei

geräumt. Scharen von Gefangenen schaufelten auf den Dämmen und Bürgersteigen, aber es schien, als ob es nie gelingen werde, in die Reihen der Häuser Ordnung und Sauberkeit zu bringen.

Und doch, was war nicht schon alles anders geworden! Die Mühe, die Stadt wieder bewohnbar zu machen, war auf Schritt und Tritt erkennbar: deutsche Befehle, Aufrufe und Ermahnungen zur Sauberkeit. Durch unzählige Plakate, die an den Häuserfronten angeschlagen worden waren, merkte man den schaffenden Geist. Im besonderen erkannte man die Veränderung, wenn man, durch die Stadt kommend, das Donau-Ufer erreichte. Dort wogte das Leben in hellen Wellen auf. Aus den Gassen drängte es förmlich zur breiten Uferstraße, deren Bild sich von Grund auf umgestaltete; denn vom Bahnhof her zogen die Gleise in langen Reihen aus.

Die Schiffahrt stand unter österreichisch-ungarischem Kommando, während eine deutsche Hafenkommandantur die Oberaufsicht über den schon hochwogenden Uferverkehr führte. Das sumpfige Ufergelände war in breiter Fläche zugeschüttet, aufgehöht und eingeebnet worden. Man gewann dadurch ein vorteilhaftes Land am Wasser, und zu den Eisenbahnbauschotterungen lieferte die alte türkische Festungsruine das notwendige Steinmaterial in reicher Fülle. Durch Niederlegen einzelner äußerer Ruinenteile wurde der Denkmalwert des historisch interessanten Bauwerkes nicht im mindesten beeinträchtigt; denn die riesigen alten Wachttürme, die sich wuchtig und eindrucksstark vor der Stadt erheben, bargen eine große Menge Baumaterial. Es war fabelhaft, wie dort unten an der Donau das Leben wogte. Die Spitzhacke klopfte; auf die Außenmauer sausten die Schläge, daß die Steine flogen, und wenn die Schotterung dann zwischen den Gleisen und Schwellen lag, hämmerten die Stopfeisen, stießen die Handstampfer sie fest. Tausende von Menschen waren dort am Werk, der alten Donaustadt Semendria ein neues Gepräge zu geben. Und neu wurde das Bild, trotz der dahinterliegenden Trümmerstadt, über die die Türme der Kirche mit klaffenden Schußwunden emporragten.

In den Häuserruinen lagen die deutschen Mannschaften. Morgens, noch beim schleiernden Grau des ersten Lichtes, erwachte die Stadt. Durch die Straßen von Semendria zogen die Arbeitskompagnien der

Russen. An den Feldküchenstellen hielten sie an: Kaffee und Brot wurden ihnen gereicht. Die Leute fröstelten, doch die Wärme der Getränke machte sie frisch, und in festgeschlossenen Verbänden marschierten sie an die Arbeitsstätten. Am Hafenkai fing es an zu tuten; die rangierenden Maschinen pfiffen in die Morgenrufe der Schiffe hinein. Das Geklapper der Eisenbahnwagen mischte sich mit dem Werkzeuggesang der Mannschaften. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren sie am Werk.

Es ging schon alles so selbstverständlich! Vor acht Wochen noch Kanonendonner, das unruhevolle Geknatter des Gewehrfeuers, der Kampf um den Fluß — das große Heldentum der deutschen Truppen —, und nun der Fluß nicht nur im Besitz der Armee, sondern von ihr ausgenutzt, mit Bahnanlagen umgürtet, die die Stadt Semendria zu einem Stützpunkt erster Ordnung werden ließen.

Semendria, das von den alten Wehrtürmen und Festungsmauern der aus der Türkenzeit stammenden Werke überragt wird, hatte sich zu einem regelrechten deutschen Verkehrsmittelpunkt an der Donau entwickelt. Die Ruine wurde wie der Kern eines Ameisenhaufens umwimmelt.

Die alte Stadt, schon vor dem Kriege ein berühmter serbischer Getreideausfuhrhafen, geht einer neuen Zeit entgegen. Deutsche Truppen, die als Sieger in das Land kamen, wurden zu Pionieren, und wenn sich die serbische Bevölkerung gemäß dem an sie ergangenen Aufruf der begonnenen Auf- und Ausbauarbeit anschließt, so dürfte sich das Kriegsleid bald mildern, ja es würde sich sogar ein Weg zu neuem Friedenswirken finden lassen.

In Semendria sah ich zum ersten Male den Aufruf angeschlagen, den der Oberkommandierende der verbündeten Balkanarmeen an das serbische Volk erließ. Warmherzige Worte beschließen den Aufruf, dessen erster Teil militärisch knapp und klar von den Gründen sprach, die die Armeen der Verbündeten zwangen, nach Serbien einzumarschieren, und der dem Lande ein Bild von den schon von den Truppen erzielten Erfolgen vermittelte. Breit und leuchtend weiß riefen die Anschläge jeden Vorübergehenden von den Mauerflächen her an:

„Serben!

„Durch die feindliche Haltung eures Königs und seiner Regierung gezwungen, sind die vereinigten Heere des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und Bulgariens in euer Land eingerückt. Die serbische Armee ist geschlagen; Belgrad, Šabac, Valjevo, Užice, Čačak, Kraljevo, Kragujevac, Jagodina, Negotin, Aleksinac, Zaječar, Knjaževac, Nisch, Leskovac, Vranje, Skoplje (Üsküb) und Veles (Köprülü) sind von uns erobert, wir nähern uns Novipazar und Priština. Solange noch die letzten Reste der serbischen Armee im Felde stehen, werden wir gegen sie kämpfen. Wir führen aber den Krieg nur gegen die Armee, nicht gegen das serbische Volk.

„Wer den verbündeten Heeren keinen Widerstand entgegensetzt, dessen Leben und Eigentum ist in Sicherheit. Ich fordere euch daher auf, zu euren Wohnsitzen und zu eurer Beschäftigung zurückzukehren, den Anordnungen der militärischen Befehlshaber und ihrer Beauftragten euch willig zu unterwerfen, damit im Land nach den langen Leiden des Krieges bald wieder Ruhe eintreten kann. Dann werden wir auch in der Lage sein, euch wieder zu dem früheren Wohlstand zu verhelfen, und werden suchen, euch für die ohne Verschulden erlittenen Verluste zu entschädigen.

von Mackensen,
Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und Bulgariens."

Serbische Gefangene sah ich davor stehen. Sie lasen den auch in kyrillischen Lettern gedruckten Wortlaut, und ich sprach mit einzelnen unter ihnen über König Peter und seine Regierung, über das Unglück, das über Serbien hereinbrach. Mit müden Worten bekam ich Antwort. Hart und scharf war aber das Urteil aller über „die, die Serbien an Rußland verraten haben!" ... „König Peter ... er soll krank, sehr krank sein; geistig schwach", sagten einige. Auf der Flucht, die er von Ort zu Ort fortsetzte, um nicht in die Hände der nachdrängenden verbündeten Heere zu fallen, mußte er zuletzt viel getragen werden. „Er mied die großen Straßen," sagte mir ein kriegs-

gefangener Kaufmann aus Nisch, „die Straßen, auf denen sich das geschlagene Heer zurückzog. Er fühlt wohl, welche Schuld man ihm zuspricht.“ Andere waren nicht so milde; sie wetterten gegen ihn und die Regierung. Ich hörte Laute, die in Wut zischten; Stimmen, die schon in Kragujevac voll Unwillen an mein Ohr schlugen, nachdem die dort abziehende Armee sogar die halbwüchsigen Knaben mitgenommen hatte, damit sie bei der Munitionsversorgung Dienst tun sollten.

An einer der vielen Landungsstellen von Semendria stand ich mit den Serben im Gespräch. Neben dem Nischer Kaufmann ein Lehrer aus Čačak und zwei Bauern aus der Gegend von Paraćin. Die beiden ersten sprachen Deutsch, die beiden andern, Vater und Sohn — sie hatten nebeneinander gekämpft, sie waren miteinander übergelaufen, als sie genug hatten —, benutzten die ersten als Dolmetscher. Fünf kurze Minuten standen wir zusammen, doch die Enttäuschungen von Wochen, von Monaten und Jahren kamen darin zum Ausdruck. Ruhe wollten alle haben. Nach Geschäft, Amt und Land sehnten sich die Männer, und die Stunde, die sie erlebten, war eine sehr schwere, da sie eingeschifft wurden, um als Gefangene nach Ungarn abgeführt zu werden. Ich sah sie müden Schrittes über den Laufsteg auf das Fährschiff gehen; ich sah sie am Holzgeländer stehen, als das Dampfboot das Schiff abschleppte. Nummern unter Tausenden standen sie dort; ihre Blicke hingen an den entrückenden Bergen, am verlorenen Ufer Serbiens. Das Dampfboot pfiff, wühlte den schnell fließenden Strom auf, und auf dem Fährschiff stand *eine* tausendköpfige, braungraue Masse; wieder ein Stück der serbischen Armee, das über Semendrias Gefangenenlager abgeschoben wurde.

Hinter mir pulste das laute Leben. Und dicht vor mir auf dem großen, festgelegten Donauschiff, das als Brückenponton Verwendung gefunden hatte, auf dem Feldküche, Gefangenenproviantamt und ein Pferdestall errichtet worden waren, spielten einige russische Gefangene in ihrer freien Mittagszeit. Ja, sie *spielten*: sie ließen Flaschenposten davonschwimmen. In den Kork über der Flasche, die so weit mit Sand gefüllt war, daß sie aufrecht im Wasser stand, steckten sie ein Fähnchen an einem Holzsplitter, und auf das Papier malten sie Männchen, schrieben sie Grüße, Grüße in die Heimat. —

Deutsche Schwestern, deutsche Landwehrleute standen um die großen russischen Kinder herum. Sie lachten mit ihnen und rauchten mit ihnen. Ein Schneider aus Odessa war darunter. Ich sprach mit ihm: „Wie fühlt ihr euch?“ ...

„Danke, Herr!“ Er grüßte stramm. „Es geht uns gut!“ ...

„Das sieht man!“ sagte einer unserer Leute. Und ich sah es auch; denn die meisten von ihnen hatten dicke Backen, frische gesunde Farben.

Und ich sah eine Stunde später eine Kolonne beim Mittagmahl mitten in der Straße stehen. Das Bild war köstlich. Eifrig kaute die Kompagnie; die Köpfe waren weit über die Kochgeschirre gebeugt — unsern Leuten vorn in der serbischen Front ist es nicht immer so wohl um den Magen gewesen.

Semendria lebte wieder! Aber es lebte ohne seine alte Bevölkerung. Deutsche Besatzungs- und Eisenbahnbautruppen gaben den Ton an. In den Werkstätten der Stadt saßen deutsche Soldaten, in den Schmieden ließen sie die Essen rauchen, die Blasbälge fauchen und das Eisen glühen, über dem sie mit Kraft die Hämmer schwangen. Russen und Serben, die Freunde, die sich zusammenfanden, arbeiteten beim Bahnbau unter deutschem Kommando. Sie schleppten Schienen, sie planierten, sie schoben Wagen auf den Rangiersträngen, trugen Mehlsäcke und waren vergnügt dabei. Für sie war der Krieg, wie mir der Odessaer Schneider sagte, überwunden. Es wäre ja schön, wenn sie anstatt ihrer Flaschenposten donautalwärts reisen könnten, doch — das ging noch nicht. Ich sagte ihm: „Wir sind ja auch nicht daheim!“ und er nickte.

Am Semendrianer Kai hatte einige Wochen vorher ein stolzes Donauschiff gelegen. Generalfeldmarschall von Mackensen hatte darauf seine Arbeitsräume, da die Stadt nur schlechte Quartier- und Unterkunftsmöglichkeiten bot. An der gleichen Stelle landeten jetzt wieder die großen Tourendampfer der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, große Salondampfer, wie wir sie auch auf dem Rhein zu Berg und Tal ziehen sehen. Es war noch nicht das alte Leben; denn anstatt der fröhlichen Reisenden, die früher die Donauländer besuchten und den stolzen Strom befuhren, reisten jetzt Soldaten hin und her. Soldaten — und Flüchtlinge.

Am Kai in Semendria zwischen den bewachten Stapelbergen sah ich die heimkehrende Bevölkerung sitzen, die dem Aufruf des Oberkommandierenden gefolgt war. Die Bahn hatte sie schon nach dem Norden gebracht, und nun vertrauten sie sich mit dem geretteten Gut dem Schiff an, das sie als Zwischendecker nach Belgrad stromauf trug. Auch diese wartenden Flüchtlingsfamilien waren charakteristische Bilder aus dem Hafenleben von Semendria. Es war die Gegenseite zu dem, was man in der alten turmreichen Türkenfestung sehen konnte, wo täglich im Durchschnitt 5000 gefangene Serben zum Abtransport gesammelt wurden. An dem Tag, den ich in Semendria verlebte, waren dort 8000 Mann interniert und weitere 3000 für den Abend angemeldet. Große Holzbauten waren errichtet worden: Baracken für Kranke, Schlafräume für Ermattete. Auch für den Sanitätsdienst, der gut ausgebildet war und den deutsche und serbische Ärzte versahen, geschah viel, so daß das Lager in der alten Festung nichts zu wünschen übrigließ und manchem gefangenen serbischen Soldaten nun geboten werden konnte, was ihm sein Heer überhaupt niemals zu geben vermocht hatte. In Trupps sah ich dort die Gefangenen um riesige Kupferpfannen sitzen, unter denen die Kochfeuer flammten, und in denen das Fleisch in großen Stücken in der Suppe schwamm. Mit Hunger und leerem Magen brauchte also nicht einer den Marsch nach Ungarn anzutreten; die vollen Töpfe im deutschen Donauhafen von Semendria wollten ihm wohl und waren auch so etwas wie eine Bestätigung zum Wort des Generalfeldmarschalls: „Wir führen aber den Krieg nur gegen die Armee, nicht gegen das serbische Volk.“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Bei den Bulgaren.

In das nach Serbien von Norden her schwer hereinbrechende Sturmesbranden mischte sich eine große, von Osten kommende Welle. Um zu strafen, kam das deutsche und österreichisch-ungarische Heer, um zu rächen das Volk der Bulgaren. Was an wehrfähigen

Männern im Lande Zar Ferdinands lebte, stand auf; sie wollten im neu entbrennenden Kampfe mit eisernen Ruten den Dank an Serbien heimzahlen, den es sich im zweiten Balkankriege erwarb, als es Bulgarien im verächtlichen Überfall um die Früchte seines blutigen Ringens mit der Türkei brachte.

Am 15. Oktober 1915 war es, als der König ein Kriegsmanifest an das bulgarische Volk erließ, und von diesem Tage an, der in der Geschichte Bulgariens ein historischer Tag erster Ordnung werden wird, da er den Heeresruf zur Befreiung Mazedoniens brachte, drängten sich die waffenfreudigen Söhne des Landes herbei, um in die Armee einzutreten. Alles, was sich als Zorn gegen Serbien angesammelt hatte, flammte auf, und der Kampf, der begann, war von der ersten Stunde an ein heiliger für jeden Mann. Wie ihn das Volk der Bulgaren aufnahm, bewies am besten die Tatsache, daß auch selbst aus den unter serbischer Herrschaft stehenden mazedonischen Gebieten Jünglinge und Greise in Waffen herbeiströmten, um dem Rufe Zar Ferdinands Folge zu leisten.

Unser Heer, die deutsch-österreichisch-ungarische Armee, stand damals noch in Nordserbien. Am 12. Oktober war der Übergang bei Semendria vollzogen und der Vormarsch in das feindliche Land in getrennten Gruppen angetreten worden. Da, bereits am 16. Oktober, kam die Nachricht, die von der ersten bulgarischen Waffentat Bericht gab. Die Ostfront der serbischen Festung Zaječar war gestürmt worden: die Bulgaren waren aus dem nordwestlichen Winkel ihres Reiches über das serbisch-bulgarische Grenzgebirge, den westlichen Balkan, hervorgebrochen und stürmten gegen das vor ihrer Front stehende Bollwerk in wilder, niederreißender Kraft an. Und auf Zaječar folgten nun von Tag zu Tag immer neue Meldungen, die den alten Waffenruhm Bulgariens frisch aufleben ließen, die der Welt zum klaren Bewußtsein brachten, daß sich ein Volk erhoben hatte, das bereit war, mit seinem besten Gut, mit dem Blute seiner Söhne, nicht nur angetanen Schimpf auszulöschen, zu vergelten, sondern einen Krieg zu führen, der ihm helfen sollte, einen durch tausend Jahre wohlgehegten Gedanken soweit wie möglich zu verwirklichen: die Einigung aller Bulgaren.



Bulgarische Troßkutscher in Leskovac.
(Vgl. Seite 323.)



Flüchtlingswagen im Moravatal.
(Vgl. Seite 323.)



In der Zitadelle von Nisch.

Die Kanonenbeute der Bulgaren.



Mazedonische Bäuerinnen und bulgarische Soldaten auf dem Marktplatz in Nisch.

(Vgl. Seite 324.

Die Offensive der Armee Zar Ferdinands gegen Serbien erfaßte bald den größten Teil des östlichen feindlichen Grenzgebietes. Mit staunenswerter Kraft erfolgte der bulgarische Angriff. Im Norden, im Süden und im Mittellande, von Negotin bis nach Strumica, waren die Truppen siegreich. Das wilde Gebirge, über das sich die Grenze hinzog, war kein Hemmnis. Sie überschritten kämpfend die Pässe; sie kamen auch über den Sveti Nikola, die 1444 Meter hohe Straße in der Stara Planina, die die Serben nach ihrem gleichnamigen Schutzpatron auf dem russischen Zarenthrone genannt hatten. Über den Timok drangen sie in König Peters Reich ein, und die unwegsame Gulijanska Planina konnte ihnen den Marsch nicht hemmen, den sie auf das strategische Zentrum, Nisch, angetreten hatten. Südlich davon schlugen sie sich zugleich gegen den Vardar vor; Štip (Ištib) und Skoplje (Üsküb) wurden schnell besetzt, und im Zwischengebiet fiel, als der Oktober sich seinem Ende zuneigte, die Festung Pirot in ihre Hände. Es war ein kraftvoller Vormarsch auf der ganzen Front, und der Sieg von Pirot erregte um so größere Freude, da er die Erinnerung an die gewonnene Schlacht des Jahres 1895 wachrief, die nach heißem, zweitägigem Ringen die Bulgaren über die Serben erfochten hatten, und die den damaligen Krieg zugunsten der Armee Zar Ferdinands beendete.

Das uralte, historische Nisch, die Festung an der Nischawa, wurde von den Bulgaren schon in den ersten Novembertagen überrannt und bald darauf auch die Stadt Leskovac besetzt. Wenngleich alle diese Operationen im Zusammenhang mit den Armeen der verbündeten Kaiserreiche und unter dem Oberbefehl Generalfeldmarschalls von Mackensen zur Durchführung kamen, so legten sie doch Zeugnis ab für die Kraft des bulgarischen Heeres, für die Zuverlässigkeit seiner kommandierenden Generale und den Siegeswillen der diesen unterstellten Truppen. Die Namen Bojadschiew, Schekow und Schostow werden mit den gegen Serbien errungenen Waffenerfolgen ehrenvoll bestehen bleiben, und wenn in künftigen Zeiten von der Befreiung Mazedoniens gesprochen werden wird, wird man Zar Ferdinands gedenken, durch dessen männliche Entschlußkraft und kluge Politik sie zur Tat wurde. Man wird von den Heerführern sprechen und der

tapferen Armee, die sich rückhaltlos zur Erreichung des großen nationalen Zieles einsetzte, obgleich sie noch an den Wunden trug, die ihr zwei schwere, blutige Kriege geschlagen hatten.

Zar Simeon, der Heros der geschichtlichen Vergangenheit Bulgariens, hat den Herzen den Rhythmus bestimmt, in dem sie schlagen sollen. Er, der schon damals ein großbulgarisches Reich gründete, zündete den Brand an, aus dessen versunkenen Gluten die neue Flamme auflodern konnte. Mazedonien wird der Siegespreis sein, der in ihrem Lichte schimmert, und dem erweiterten Lande werden über eine Million neuer Söhne aus altbulgarischem Stamme angehören, deren Sehnsucht, mit dem Mutterreiche fest verbunden zu sein, sich dann endlich erfüllt. Um die Befreiung der unerlösten Brüder ging der Kampf, und mit der Erreichung des Zieles wächst Bulgarien in die geschichtliche Aufgabe hinein, die dem Reiche Zar Ferdinands auf dem Balkan durch die Tatkraft seines regsamen und aufstrebenden Volkes vorbehalten geblieben ist. Um das neue Schwert Großbulgariens im Feuer des Weltbrandes zu schmieden, erhob sich die schlummernde, wartende Kraft; aus dem neuen Dreibund half sie einen starken Vierbund machen. Sie bildete das fehlende, notwendige Bindeglied zwischen den europäischen Zentralmächten und der um den Besitz der Meerengen mit herrlicher Hingabe kämpfenden Türkei. Und im Verein mit den scharfen Waffen des rechtefordernden Königreiches wird das Kriegsglück entscheiden, wie weit sich die Grenzen Bulgariens erweitern werden. Das eine aber ist gewiß, daß sein Stern steigt und an Helligkeit und Glanz gewinnt. In den verbündeten Kaiserreichen unterschätzt man den Wert dieses Aufschwunges nicht; denn gemeinsame Interessen weisen auf einen in die Zukunft führenden Weg.

Unter dem Grollen der Kanonen und dem Klirren der Waffen ist auch für Bulgarien der neue Weg geöffnet worden. Nachdem deutsche und österreichisch-ungarische Truppen über Kraljevo und Krusevac in den stumpfen Winkel zwischen den Armen der Westlichen oder Serbischen und Südlichen oder Bulgarischen Morava eingedrungen waren, mehrten sich ständig die Berührungspunkte mit der bulgarischen Armee. Die Heeresgruppen strebten nicht mehr aufeinander zu, sie standen nebeneinander, sie kämpften in treuer Waffenbrüderschaft Seite

an Seite, und so stieg in mir der Wunsch auf, die flüchtige Bekanntschaft von Kladovo und Orsova, die damals entstand, als die ersten bulgarischen Patrouillen auf dem Vormarsch von Negotin die Verbindung mit den von Norden einmarschierenden Verbündeten suchten, zu erweitern. Dort, wo bulgarische Soldaten kämpften, wollte ich sie kennen lernen, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich bald darauf in das von der bulgarischen Armee besetzte Gebiet Serbiens hineinkam.

Durch das Tal der Westlichen Morava kam ich nach Kruševac. In breitem Tale rauschte dort der Strom, und auf den Straßen zu beiden Seiten rollten deutsche und österreichisch-ungarische Verpflegungskolonnen durch das zum Etappengebiet gewordene ehemalige Kampfgelände. Es ging dann in die Mojsinje Planina hinein und über die Südliche Morava in das von den bulgarischen Truppen eroberte serbische Land. An der Mündung der Moravica in die Bulgarische Morava liegt die Stadt Aleksinac. Ihre Straßen erweckten einen guten Eindruck, ja, soweit es die Verhältnisse möglich machten, war alles durch Sauberkeit und Ordnung gepflegt. Es war der erste bulgarische Etappenort, den ich sah, und in dem ich mich an dem herzlichen Zusammenleben der Soldaten der verbündeten Armeen erfreuen konnte. Dicht nebeneinander lagen in der Hauptstraße bulgarische, deutsche und österreichisch-ungarische Dienststuben, Verpflegungs- und Krankensammelstellen. Dort hingen die Fahnen der verschiedenen Roten Kreuze, und neben unsern Wachen, vor Läden, vor Häusern, standen bulgarische Landsturmposten, vierschrötige, derbe Kraftgestalten, die mehr bewaffneten Bauern glichen als Soldaten in unserm Sinne. Sie trugen weiße, dicke, aus einer Art Filzstoff gefertigte Anzüge. Unter den halb offenen Jacken lugten rote Schärpen hervor. Auf dem Kopfe trugen sie dunkle Fellmützen, und die umwickelten Beine, die Füße steckten in den landesüblichen Opanken. Fest und unbeweglich standen sie auf ihren Posten, das Gewehr bei Fuß. Stramm grüßten sie die vorübergehenden Vorgesetzten, so daß der Eindruck, vom Außergewöhnlichen der äußeren Erscheinung abgesehen, der denkbar beste war.

Über die Stadt hinaus in das Bergland hinein, das sich gegen das Moravatal heranschiebt: Neben österreichisch-ungarischen Baukompagnien waren bulgarische Gruppen mit der Instandsetzung der

Straße beschäftigt, die durch ein Mittelgebirge führte, das manchen malerischen Reiz besaß. Jedoch mehr als die Landschaft fesselte der hin und her wogende Verkehr. Kleine Gruppen bulgarischer Kavallerie bewegten sich in der Richtung auf Nisch. Ein Landsturmregiment marschierte, und zwischendurch kamen, wie auf unsern Etappenstraßen, auch hier wieder endlose Züge von Kolonnenwagen. Mit langhörnigen Stieren waren die Gefährte bespannt. Fuhrleute in zottigen Pelzen und noch wilderen Fellmützen saßen auf den Wagen, liefen, die Tiere antreibend, daneben her. Es waren braune Gestalten; jeder Mann ein gutes Motiv für den Maler und alle zusammen, in der Art, wie sie sich bewegten, wie ihre schweren Stimmen sich mit langgezogenen Lauten durcheinandermischten, echte Kinder des Balkans. Durch und durch charakteristisch waren diese Züge: die Planwagen, die Zugtiere, die Führer, die bewaffneten Begleitmannschaften. Die Wagen, auf der Straße hin und her schlagend, mit geflickten Zeltbahnen überspannt, mit Kisten kreuz und quer bepackt; die Stiere, schwerfällige Tiere, die die Köpfe lang durch die Jochbalken steckten; die Kutscher, über deren Mäntel und Mützen sich allein eine launige Betrachtung schreiben ließe; denn unerschöpflich waren sie nach Form und Farbe. Fell innen, Fell außen, hingen sie diesen Bergkindern um die Körper und gaben ihnen etwas Urmenschenhaftes. Und daneben, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett über der Schulter, marschierten die Begleitmannschaften. Viel Infanteristen waren darunter in braunen Uniformen nach russischem Schnitt. Ihre roten Kragen leuchteten, ihre flachen Mützen zierte die große bulgarische Kokarde. Sie grüßten. Wir dankten im Vorüberfahren und winkten. Sie lachten. Sie lachten frei und ungezwungen, wundervoll in ihrer Natürlichkeit, und marschierten neben ihren Transportzügen einher auf Nisch! . . .

Vor der bulgarischen Ortskommandantur in Nisch, die an der Hauptstraße unweit des Marktes liegt, drängte sich die Bevölkerung. Weiß-grün-rot wehte eine Reihe von Fahnen im Winde. Gar lustig schwenkte das dreifarbige Tuch über den Köpfen der Menschen dahin. Auf allen Straßen wogte das Leben. Viele Geschäfte waren geöffnet. An allen Hauspforten standen Tischchen und Tische mit kleinen Bretter-

gestellen darüber. Kinder, Mädchen, Frauen, Greise handelten mit Schokolade, mit Schnürsenkeln, Nüssen, Putzpomaden und Knöpfen, Pfeifen und Zigaretten. Es gab eigentlich alles, was der Feldsoldat im Vorübergehen glaubt erwerben zu müssen, was ihm das Herz leicht macht, weil ihm der Kauf, der kleine Handel, das Geldausgeben das Gefühl der Stadt vermittelt und dabei nichts anderes ist als eine harmlose Freude des Augenblicks.

Am Marktplatz drängten sich die Menschenscharen durcheinander. An den Straßenecken standen bulgarische und deutsche Mannschaften mit Österreichern und Ungarn zusammen. Sie schwatzten, ohne sich zu verstehen. Sie promenierten durch die große, grellfarbige Ehrenpforte, die für Zar Ferdinand errichtet worden war, als er nach der Einnahme von Nisch die Stadt besuchte.

Fahnen überall an den Gassenfronten ... Weiß, grün und rotes Flimmern in der Luft ... Es war ein heller, schöner Wintertag, an dem ich dieses lebhaft bewegte Bild in mich aufnehmen konnte. Auf dem Marktplatz umdrängten Städter und Soldaten, darunter viele Offiziere, die mazedonischen Bauern und Bäuerinnen, die mit Hühnern und Ziegenkäse, mit Eiern und Tabak zum Handeln gekommen waren. In weit geschnittenen, faltigen, bunten Röcken saßen sie um den türkischen Brunnen. Die lebende Ware gackerte. Man feilschte ... Trotz der vielen Soldaten war der Krieg fern, Nisch lebte in ruhiger Gemessenheit, und wo man das Bild der Stadt in sich aufnahm, es war überall gleich.

Von der neuen Kathedrale her, in deren dunkler, hochgewölbter Halle unweit des Chorstuhles des Metropoliten die verwaisten Betstühle König Peters, der serbischen Königin und des Staatsministers nebeneinanderstehen, kam ich am Nachmittage durch die Bazarstraße zum Markt hinaufgewandert. An der Nischawa, neben der Brücke, die die Zitadelle mit der Stadt verbindet, drängte sich das Leben: Bürger gingen dort spazieren. Sie suchten den Park auf — er ist nicht groß und eigentlich nur ein Gärtchen —, an dem der alte türkische Konak liegt, der, jetzt halb verfallen, wie vieles in der Stadt noch an die Zeiten der Sultanherrschaft erinnert. Die Bürger gingen am Nischawa-Ufer entlang. Auf den Gartenwegen schien allein das

Militär berechtigt zu sein; denn dort wimmelte es feldgrau, braun und hechtblau durcheinander. Und inmitten dieses bewegten Treibens, auf einem kleinen Platze, konzertierte eine bulgarische Militärkapelle.

Arm in Arm sah ich dort deutsche, bulgarische und österreichisch-ungarische Mannschaften spazierengehen. Andere standen dicht gedrängt um die Kapelle, so daß ein friedsames Garnisonbild entstand. Waffenbrüder, die das Spiel des Zufalls nach harten Tagen zusammengewürfelt hatte, schlossen sich einander an. Die Stunde wurde ihnen Bedeutung, wenngleich ihnen die Sprache keine Brücke von Herz zu Herz sein konnte. Leider nicht; denn wie gern hätten sie miteinander gesprochen, und an Stoff zum Erzählen fehlte es ihnen nicht. Gemeinsame Kämpfe ketten zusammen, man wird Kamerad, selbst dann, wenn einer im Norden und der andere im Süden vor dem Feinde stand. Die Gemeinsamkeit der Aufgaben, die kennen sie alle. Sie können es nicht in Worte fassen, aber sie fühlen es, und darin finden sie sich: Waffengefährten, Bundesbrüder, jeder der Sohn seiner Heimat, seines Vaterlandes, aber ein Streiter im großen Ringen, ein Helfer im Kampf um den zu erzwingenden Sieg.

In den Parkanlagen vor dem Konak von Nisch stand ich mitten unter ihnen. „Verdammt, daß man mit den Bulgaren nicht sprechen kann!" Mehr wie einer der Unsern hat das gesagt. Oder: „Ja, wenn man sie doch verstehen würde! Die könnten einem wohl manches erzählen; denn die kennen das Geschäft schon aus den vorigen Balkankriegen! . . ." Es kam zu mancher in ihrer Komik reizenden Szene. In Gruppen standen sie beieinander, sie waren wie die Kinder, sie tauschten Postkarten, Bleistifte, Taschenmesser, Tabak. Die Bulgaren, die Lebhafteren, redeten. — Unsere Leute, die Feldmütze schief auf dem Kopfe, die Pfeife im Mund, standen breitbeinig da und hörten zu. Ich sah einen biederen Brandenburger, einen schweren Artilleristen, der immer vor sich hin nickte und nachdenksam „Ja" sagte. Er trat eine Zeitlang von einem auf das andere Bein. Die Sporen klirrten ihm an den mächtigen Stiefeln. Er strich sich den braunen, wilden Vollbart, der ihn wie einen deutschen Wappenmann aussehen ließ, und endlich sah er sich den Sprecher an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Du bist ein feiner Kerl, Kamerad. Schade, daß ich kein

Wort verstanden habe." Dann stopfte er sich seine Pfeife neu und setzte sie in Brand, faßte den Bulgaren unter den Arm und führte ihn im Park spazieren. Abwechselnd rauchten er und der Bundesbruder nun aus derselben Pfeife. Sie steckten sie sich gegenseitig in den Mund und redeten nur noch in Gesten, und ich bin fest überzeugt, daß sie beide mit sich einig waren, daß sie sich glänzend verstanden und unterhalten haben.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Kolonnenmarsch auf Kraljevo.

Der Vormarsch durch Serbien ist ein Kampf mit dem Lande gewesen, wie unsere Truppen ihn vorher niemals kennen gelernt haben. Für jeden Soldaten knüpfen sich besondere Erinnerungen an die serbischen Kriegsstraßen, und es ist ein eigenes Kapitel, mehr voll Leid als voll Freud, das sich darüber schreiben läßt. Aus West und Ost, von der französischen und der russischen Front, sind unsere Kämpfer gekommen; sie hatten Schweres hinter sich, aber noch schwerere Monate brachten ihnen diese Marschstraßen. Jeder Mann, der nach Serbien kam, wurde zum Helden irgendeiner Geschichte, und im Mittelpunkt stand immer ganz gewiß die serbische Kriegsstraße mit ihrem Dreck und Speck, mit ihrem breiigen Tonschlamm, mit den hunderttausend Überraschungen, die sie an jeder Biegung von neuem zu bieten hatte. So toll, wie es auf polnischem und russischem Boden auch gewesen ist — was uns Serbien beschert hat, übertraf alles schon einmal Dagewesene. Hier hatte Ben Akiba, der Weise, unrecht. Ich selbst mußte oft im Zurückdenken an die Wegezustände Polens und Rußlands den Kopf schütteln, wenn wir wieder einmal irgendwo im tiefsten Schlamm festsaßen.

Auf Kraljevo marschierte die Truppe, als ich eines Tages, bald nach dem Einmarsch in Kragujevac, über das unsere Truppen schnell und unaufhaltsam nach Süden vorwärtsdrängten, auch wieder voran sollte. Die Spitzen hatten Knić bereits weit hinter sich gelassen, und die Masse der Truppen zwängte sich zwischen den Bergen durch das

Tal der Gruža gegen die Golijska (Westliche) Morava vorwärts. Um schnell nachzukommen, nahm ich mit einem Gefährten ein Automobil.

Kurz nach Mittag brachen wir auf, in der Hoffnung, das vorgesehene Quartier in wenigen Stunden erreichen zu können. Jedoch, es sollte anders kommen. Kaum zur Stadt hinaus, versank der Wagen im Schlamm der aufgefahrenen serbischen Landstraße. Die Maschine surrte, arbeitete, fauchte, das Wasser im Kühler begann zu kochen, und die Räder mahlten tiefe Furchen in den Kot. Langsam schleudernd ging es voran; denn hemmendes Steingeröll lag unter dem Brei, der trügerisch den Weg asphaltglatt erscheinen ließ. Zwei schwere Fahrtstunden waren es; jeder neue Stoß, jedes neue Aufwärtsgeworfenwerden brachte eine Vorahnung dessen, was kommen konnte und was schließlich auch kam.

Wir blieben liegen, und zwar ohne Sang und Klang; denn nicht die Gummireifen platzten, sie trotzten der Straße, aber plötzlich versagte der Druck. Wir flogen hoch in die Luft, und dem in der Vorwärtsbewegung niederfallenden Wagen wurde das Ventil des Benzintanks ausgerissen. Vergebens versuchten wir wieder anzufahren, nur eine Wolke scheußlichen Benzingestanks hüllte uns ein. Lötzeug war nicht zur Stelle, und damit erfüllte sich an diesem Tage unser Schicksal. — Zuerst schickten wir den Beifahrer aus, um Hilfe heranzuholen, und als er nicht wiederkam, als die Dämmerung sich schon stark bemerkbar machte, marschierte auch der zweite Mann davon. Die Leute haben ganz gewiß keinen leichten Marsch nach Kragujevac gehabt, aber immerhin dürfte es ihnen besser ergangen sein als uns, die wir nun der serbischen Landstraße vollkommen preisgegeben waren.

Inmitten eines Kotmeeres stand der invalide Wagen, eingehüllt in den nicht dem Rosenöl gleichenden Geruch des langsam, aber stetig austropfenden Benzols. Er war unser Haus, er mußte — das war gewiß — uns für die Nacht ein Heim sein. Wir glichen Schiffbrüchigen, die auf eine traurige Insel in Weltabgeschiedenheit verschlagen waren und nicht mehr besaßen, als das Bewußtsein ihres Ichs. Zum Überfluß begann es auch noch zu regnen. Langsam und beständig klopften die Tropfen hernieder. Wir hatten das Verdeck



Inneres der neuen Kathedrale von Nisch.
Chorstuhl des Metropoliten und Betstühle des Königs, der Königin und des Staatsministers.
(Vgl. Seite 324.)



Deutsche Tragtierkolonne (Gebirgs-Maschinengewehr-Abteilung) während des Vormarsches auf Kragujevac.



Sächsische Verpflegungskolonne passiert die Gruža.
(Vgl. Seite 330.)



Im Gružatal.

aufgeschlagen, doch von vorn und von den Seiten pfiff der Wind in das Wageninnere, und die Nässe machte alles klamm. Wir versuchten wenigstens mit den Regenmänteln die offenen Wagenseiten notdürftig zu verhängen. Zum Glück fanden sich noch einige Kerzenstümpfe, die, in die aufgehängten Klapplaternen gesteckt, unserm Wagenhause durch ihren rotgelben Schein etwas Warmes und Trauliches gaben.

Wir saßen und warteten. Auf was, das weiß ich nicht. Die Trostlosigkeit, zu der sich Hunger und Durst gesellten, wuchs immer mehr. Wir horchten auf Stimmen und Geräusche, die von draußen her an unser Ohr drangen. Vorüberziehende Soldaten, schwer rumpelnde Wagen, vor denen sich dampfende Pferde müde vorwärtsschleppten. Niemand konnte uns helfen, man bedauerte uns nicht einmal, es machte sich vielmehr eine gewisse Schadenfreude bemerkbar, die uns aber trotz alledem erheiterte, weil sie ja nicht uns, sondern dem Auto galt. So unangenehm die Lage auch war, langsam begann sie komisch zu werden. Nach Stunden kroch von fern der Schall eines wild ratternden Autos heran. Wir lugten aus dem „Hause" heraus und sahen — daß uns etwa in der Entfernung eines halben Kilometers Gefährten geworden waren, die, vom gleichen Schicksal erfaßt, dort festsaßen. Der zweite Wagen in der Ferne ratterte, pustete, wir hörten das Schleifen seiner Räder, das Schlagen und Stampfen der Karosserie, und schließlich erlahmten und verstummten auch seine Anstrengungen: die Straße hatte auch ihn besiegt, hielt ihn fest, sog ihn an sich.

Still geworden versank er im Nachtdunkel, während wir uns nun vollends in unser Los ergaben und zur Ruhe anschickten. Es war eine peinliche Enge, da einiges Handgepäck vor uns verstaut lag. Aber trotzdem ging es. Wir knöpften den Mantel fester um den Körper und hingen die Regenumhänge noch einmal windsicher auf; dann löschten wir die Kerzen aus und drückten uns in die Wagenecken. Nachtgeräusche umkreisten unser Haus. An den Eichen raschelte das trockene, rostbraune Blattwerk, der Wind peitschte die Ruten des Judendornes, der wild verwuchert an der Straße stand, der Regen rieselte auf Verdeck und Spritzbleche. Doch schließlich vermischte sich alles, fügte sich zueinander zu einer eintönigen Melodie, die einschläferte.

Das Vergessen kam. Kurze Stunden dauerte es an. Dann meldete sich aber wieder der Hunger und mehr noch die Kälte, da auf den Regen ein leichter Frost eingesetzt hatte. Es war eine endlose Nacht, die wir dort — zur einen Seite herandrängende Bergmassen, karstig kahle Hügel, zur andern eine graue, weite, schmutzige Ebene — zugebracht haben.

Es war kein Wunder, daß uns die Körper in der Enge und Unbeweglichkeit starr geworden waren, und die Aussicht, weiter darin warten zu müssen, hatte um so weniger etwas Erfreuliches, da der Benzolgeruch des leergetropften Tanks bis zur Unerträglichkeit gestiegen war. Ohne Gepäck hätten wir dem gastlichen „Hause", das uns beherbergte, wohl entfliehen können, so aber mußten wir uns aufs neue in Geduld fassen und wieder warten und warten. Der wohltätige Schlaf kam noch einmal. Er — oder war es der benebelnde Geruch des Benzols — nahm uns sogar so tüchtig in seine Arme, daß wir erst erwachten, als von neuem das Mahlen der Räder auf der Landstraße begonnen hatte. Kolonnen nahten. Es graute der Tag, und doch war alles schon wieder auf den Beinen. In langen Reihen zogen die Gefährte vorüber: schwere Munitionswagen, vierfach bespannt, leichte, landesübliche Proviantkarren mit kleinen ungarischen Pferden davor. Vermummt saßen Reiter und Wagenlenker auf Sattel und Bock. In Pelze gehüllt, fast als Menschen unkenntlich, hockten die ungarischen Fahrer auf ihren Wagen, und wie schlaftrunken preßten sie die Worte aus dem Munde, mit denen sie die Pferde antrieben.

Wir hofften immer noch auf die Rückkehr unserer Leute oder auf irgendeine andere Erlösung, aber sie kam nicht. Und so saßen wir und warteten. Schließlich, als wieder eine neue Kolonne über die Straße heranzog, riefen wir die Mannschaften an. Ich sprang in den Schlamm hinein, watete vorwärts zum Führer des Trosses und bat um Hilfe. Man nahm uns mit. Fluchtartig verließen wir das Auto. Ein Stocken der Kolonne durfte nicht eintreten, und so wurden die Habseligkeiten, die wir mit uns führten, wahllos auf die vorüberkommenden Wagen geworfen; die Decken wurden zusammengerafft, und dann saßen wir selber auf und rumpelten langsam vorwärts. Unser Glück im Unglück war der Zufall: die Kolonne, die Verpflegung und

Hafer geladen hatte, mußte ebenfalls nach Kraljevo, und wir sind bis dorthin Kriegsgefährten gewesen. Ich lernte in den kommenden Tagen wieder einmal die ganze Schwere des Dienstes kennen, der auch den im Felde stehenden Verpflegungstruppen das Leben sauer macht.

Mit vielen Kriegsfreiwilligen in Leipzig aufgestellt, war „unsere Kolonne“ in Serbien noch nicht alt geworden. Ihr Führer, ein Rittmeister, war ein prachtvoller Mensch, der Oberleutnant ein trefflicher Mann, und nicht minder forsch und auf dem Posten war ein kleiner Fahnenjunker, der auf schnellem Fuchs bald vorn, bald hinten dafür sorgte, daß „fest aufgeschlossen“ gefahren wurde. Am Vortage hatten wir gedacht, in einigen Stunden bis Kraljevo zu kommen, nun aber wollte es die serbische Landstraße, daß wir sie wieder einmal voll genießen konnten: wir fuhren vier Tage.

Nachdem die Talniederung durchzogen war, ging es ins Gebirge hinein, und die Not der Wege steigerte sich. Was war das oft ein Drängen und Stoßen, ein Schieben, ein Schelten und Schreien. Mühsam ging es bergan, kurz war das Aufatmen auf der Höhe, schnell vorbei flog die Strecke des abwärtsgehenden Weges, und dann stand die neue Qual des Aufstieges wieder da. Ein Kilometer brauchte die Kraft der zehnfachen Wegstrecke auf. Mensch und Tier litten, und doch stand hinter allen das eiserne Muß, das nicht fragt, ob es geht, das nur zwingt, nur bestimmt und verlangt, das wie eine gewaltige Zwinge ist, die aus Mann und Roß alles herauspreßt, in Kraft umsetzt, um das befohlene Ziel zu erreichen. Es waren keine weiten Wege, die zurückgelegt werden konnten, aber selbst diese hatten es in sich. Nach zwanzig Kilometern schlich der Troß nur noch im Tempo der Schnecke dahin. Und wenn dann endlich am Nachmittag oder kurz vor dem Einbrechen des Abenddunkels die Ortschaft erreicht war, in deren Nähe der Parkplatz gesucht werden konnte, so gab es ein Aufatmen für alle. Wie ein Rätselhaftes lag solch ein Tag hinter jedem Troß. Daß er sein Ende erreichte, schien den Menschen ein Wunder; denn am Morgen, in der Stunde des Aufbruchs, lag er wie etwas Feindliches in der grauen Ferne, und jede Stunde, die sich enthüllte, spannte den Willen von neuem an, stand wie eine Summe von Forderungen drohend da, bis die nächste sie ablöste.

Vier lange Wagenreihen, wie nach dem Schnürchen ausgerichtet, fuhren links vom Wege zum Parkplatz auf. Der Boden war so feucht, daß sich um die Wagenräder gleich Pfützen bildeten und die Pferde bis über die Hufe im Wasser standen. Seitlich von der Wagenburg war die Feldküche aufgefahren. Sie dampfte schon. Der Koch und sein Helfer frischten das Feuer auf, während Fahrer und Beifahrer auf die Suche nach Heu für die Pferde und nach Holz für das Lagerfeuer ausgingen. Es wurde getränkt und gefüttert. Mager genug waren die Rationen; denn das war das Tragische, daß die armen Tiere, die den Hafer voranbrachten, selbst nur ein Mindestmaß empfangen durften, um die Schwierigkeiten, die der Nachschub aller Lebensmittel machte, mit ausgleichen zu helfen. Bald standen die Tiere kauend vor dem frischen Heu. Sie dampften unter den Decken, ledig der Sättel und Geschirrlasten. Sie hatten Ruhestunden vor sich, freilich ohne Stallung, ohne schützendes Dach. Doch wenn das Wetter trocken blieb, wenn keine Nässe von oben kam, so konnten sie das wohl ein paar Nächte aushalten.

An der Feldküche gab es ein tüchtiges Essen. Der Kolonnenführer, der Rittmeister, stand unter seinen Leuten. Auch der Oberleutnant und der Fähnrich fanden sich zu einem Schnack direkt bei der Küche ein. Zweimal, dreimal kamen die Leute heran. Es schmeckte gut. Die Kost war reichlich. Fleisch gab es in Fülle. Freilich, man hätte gern etwas weniger davon gehabt, wenn man dafür ein Stückchen Brot hätte eintauschen können. Doch an dem fehlte es. Das war so knapp wie der Hafer. Als Nachtisch reichte der Wachtmeister „die Hoffnung auf bessere Tage" herum. Zum Schluß dampfte der Kaffee in den Feldbechern. Die Wachtposten schürten die Lagerfeuer für die Nacht, während alle andern sich für den wohlverdienten Schlaf rüsteten. Hie und da klang noch ein Lied auf. Doch der Ton war müde. Einzelne Gruppen saßen noch plaudernd und pfeifend am Lagerfeuer, aber auch sie verstummten bald, und tiefes Schweigen sank über den ganzen Parkplatz.

Wir lagen tief im Innern der vollgepackten Wagen bei den Fahrern und Mannschaften. Ein Fahrer lag neben mir. Eine Handvoll Heu war das Kopfkissen, harte Hafersäcke gaben das Daunenpfühl;

sie lagen nicht eben gerade, und die kalten, halbfeuchten Decken, die über den Mantel gelegt werden konnten, erhöhten die Freude der Bettstatt nicht.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Der Mann neben mir träumte so laut, daß er mich aus dem Schlafe aufriß. Er sprach. Wirr traten die Worte vor seinen Mund. Die Pferde, der Wagen, die Straße, die furchtbare Straße! ... Tausend Einzelheiten der Tagesarbeit durchzuckten wohl sein Gehirn. Ihm war keine Ruhe geworden, er trieb mit Jü und Ho die müden Pferde an, er schimpfte und fluchte, er stritt mit den Kameraden, er stöhnte, wie wenn der Wagen kracht, der auf dem schlechten Wege in tiefe, morasterfüllte Löcher fällt. Er lebte sein schweres Tagewerk noch einmal durch. Er lag wie tot in ruheloser Ruhe.

Zeitig am Morgen stand ich auf, kroch unter der Zeltbahn hervor, ging zum Wachtfeuer und hockte dort nieder. Posten gingen auf und ab. Sie schritten stumm um die Wagenreihen bis zur Stunde der Ablösung, in der sie erbarmungslos den nächsten aus dem Schlaf rissen, um selber noch etwas Ruhe zu bekommen. Um 5 Uhr wurde geweckt. Steif kroch alles hervor. Man reckte und streckte sich, dann aber ging die Arbeit an, das neue, harte Werken; denn kurz nach dem Kaffee, den die Feldküche spendete, kam das Kommando zum Aufbruch. Gleich mit dem ersten Anfahren stand die Not von neuem vor Mann und Roß: tief waren die Wagen in der Nacht eingesackt, und die Pferde mußten gleich einen Teil der gesammelten Kraft hergeben, um unter Anstrengungen die Straße zu erreichen. —

Hellauf lohten die Wachtfeuer, als ich nach kurzem, aber schwerem Marsche am folgenden Abend nach dem Essen mit dem Oberleutnant und dem Fähnrich zusammen war. Die Mannschaften der Kolonne standen mit ihren Kaffeebechern in der Hand um die Feldküche. Wir saßen auf einigen zusammengelegten Heubündeln mitten unter ihnen und sprachen vom Dienst, von den Anforderungen und Erfüllungen. Ich erzählte ihnen mein Erlebnis der Nacht, und sie zuckten die Achseln wie Männer, denen man von einer Alltagsangelegenheit spricht. „Das ist so“, war die Antwort. „Sie reden alle. Wir auch, und wenn Sie eine Woche bei uns sind, machen Sie mit.

Wie sagt man doch? Das gehört so zum Handwerk." Ich habe nur genickt.

Da kam ein Troß von Soldaten schwerfällig von der Straße her auf den Parkplatz zu. Alle drängten zur Feldküche; denn Magen und Brotbeutel waren leer. Harter Marsch lag hinter ihnen; sie kamen von „vorne". Es war eine Mannschaftskolonne Erkrankter und Leichtverwundeter, die nach rückwärts in Marsch gesetzt worden war, und die nun, vom Abenddunkel quartierlos überrascht, zum Lagerfeuer der Kameraden strömte. Sie hatten eine Paßstraße hinter sich, über die ihnen der Wind mit kräftigen Stößen und peitschenden Schlägen den Weg schwer gemacht hatte. „Wer? Woher und wohin?" Man wußte es schnell. Und was geschehen konnte, wurde noch möglich gemacht. Fast für jeden hatte die Feldküche, die reich versorgt war, noch etwas Reissuppe und ein Stück Fleisch, und als sich der Vorrat erschöpfte, kochte der Koch frischen Kaffee, der die Lebensgeister bald neu erweckte. Auf Geheiß des Oberleutnants hatten die Mannschaften der Kolonne frisches Wasser holen müssen, obgleich der Weg danach weit war. Andere waren ausgeschickt, um von einer entfernt gelegenen Wiese an Heu herbeizutragen, was sie fassen konnten. Es gab ein Erzählen unter den Leuten. Hier und da konnte ein Pfeifchen angeschmaucht werden. Alles drängte sich um die große Feuerstelle; denn von der Wärme, die die rote, hellaufflammende Lohe verbreitete, wollte jeder etwas abbekommen. Wohl eine Stunde ging das Leben noch im Lager hin und her. Dann aber brach es wie mit einem Schlage ab, und jeder suchte eine Ruhestätte.

Der Parkplatz wurde still, fast unheimlich still... Wir hatten lange gesessen und schritten dann mitten durch die Wagenreihen hindurch. Die Pferde waren hinten an den Fahrzeugen angebunden, sie standen kauend vor dem Heu. Einzelne hatten sich, da sie ein trockenes Plätzchen fanden, lang hingestreckt. Hier und da klirrte eine Kette, ein Zaumzeug, Zeltbahnen waren aufgespannt; sie hingen über die Räder zur Erde hinab, und unter den Kolonnenwagen lagen, in Decken und Mäntel eingewickelt, auf dem Heu die Mannschaften, die in den Wagen kein Unterkommen gefunden hatten. Vollgestopft, zu dreien und vieren, mehr aufeinander als nebeneinander, lag man unter den

Plandächern. Manchmal klang schon ein dumpfes Schnarchen auf, als ich selber zu meinem Fahrer und einem auch noch bei uns einquartierten Infanteristen in den Wagen kroch.

Einige Stunden danach, wie aus tiefem, bleischwerem Schlaf aufgerüttelt, erwachte ich. Regen schlug mir ins Gesicht. Auf dem Plandach trommelte es wild und wirr. Ich kroch tiefer unter den Mantel. Kalt und starr waren die Füße. Die Stiefel und Gamaschen waren durchgeweicht; denn der Schlagregen mußte uns schon lange in den Wagen hineingefahren sein. Peinvoll war die Enge, in der wir lagen. Halb aufgerichtet hockte der Infanterist in einer Ecke; der regenpeitschende Wind hatte ihn von seinem Lager vertrieben.

Wie zerschlagen krochen wir am Morgen aus den Wagen. Überall sah man zitternde Menschen, triefende Pferde... Den armen Tieren bebte der Körper vor Frost. Sie standen im Wasser; als wir genauer hinsahen, in einem tiefen Schneebrei. Auf ihren Rücken lag über den schützenden Decken ein weißes Polster. Man traute seinen Augen nicht, aber immer deutlicher wurde es: durch das graue Morgendunkel flimmerte es, im Winde trieben Flocken, der nächtliche Regen hatte sich unter erneutem Frost in einen immer kräftiger werdenden Schneesturm verwandelt. Mit Schrecken dachten wir an das, was nun kommen mußte: die Straße, die Paßstraße, über die es hinaufgehen sollte, von deren steilem Anstieg und steilem Abfallen die Mannschaften am Abend vorher am Lagerfeuer erzählt hatten.

Wir wateten wie durch einen Sumpf; denn so schnell man auch die Füße wieder in die Höhe zog, sanken sie doch bis über die Knöchel tief ein. Das Schneewasser, der lehmige Schleim der Erde, brauchte sich nicht mehr den umständlichen Weg durch die Schnürlöcher der Schuhe zu suchen; denn wir versanken stellenweise so tief in dem aufgeweichten Boden, daß der Schmutz bequem von oben hineinlaufen konnte. Zum Verzweifeln war es. Und doch nicht zu ändern. Man schimpfte, man zeterte, man rannte zur Feldküche, die zum Glück nicht versagte. Vom Schnee umwirbelt, die triefenden Zeltbahnen über den Kopf gelegt, so standen die Mannschaften gedrängt um die Küche. Und immer neue kamen herbei.

Aus den Wagen und unter den Wagen krochen die durchweichten Leute hervor. Marschmüde hatten sie auf der Erde gelegen. Das Wasser war unter die Zeltbahnen gelaufen, sie hatten geschlafen wie totenstarr. Was ging sie Wind und Wetter an, was Schneesturm und Wasser, was der Brei des serbischen Landes — sie lagen ja nicht zum erstenmal darin; denn „vorn", am Feinde, hoch oben im Gebirge, dort, wo auf schmalen Saumpfaden der Serbe angegriffen und verfolgt wurde, wo hinter den Tausenden von Kegeln und Ecken des grauen Karstgesteins die Kugel des Gegners hervorpfiff, hatten sie gelegen in Zähigkeit, wie Männer von Eisen, denen Wind und Wetter nichts anhaben konnte. Und nun, mit etwas Brot und Kaffee gestärkt, zogen sie davon, rückwärts, Kerle, ganze Kerle, trotz ihres Geschundenseins, die ihre Pflicht getan hatten gegenüber dem Vaterlande, die zurück mußten, um ihren kranken Körper, die zerschossenen Glieder zu heilen.

Wir aber gingen mit unserer Kolonne vorwärts; wir hatten ja noch die Päsſe vor uns, vor denen es den Fahrern grauste. Furchtbar war die Anfahrt auf dem Parkplatz. Über zwei Stunden brauchte die Kolonne, um, über eine Strecke von 300 Schritt, die Straße zu erreichen. Die Pferde versanken bis zum Leib im Schlamm. Bis zu den Knien standen die Fahrer und Beifahrer im Wasser, sie griffen in die Speichen und schoben. Zuweilen sah es aus, als trügen sie die Wagen durch die tief zerfahrene, aufgeweichte Erde, um nur irgendwie die steinige Straße zu erreichen.

Und dann kam der Marsch. Mühsam ging es bergauf. Nur mit doppeltem Vorspann gelang es, die Wagen auf die Gebirgshöhe zu bringen. Das war wieder ein Schreien, ein Fluchen und Wettern, ein Treiben und Schlagen. Und stand ein Wagen oben, so blieb den armen Tieren als Erholungszeit nur der Weg, der sie ins Tal führte, wo sie von neuem eingespannt wurden. Mensch und Tier: ein Leid verband sie, eine Not. Pflicht, das harte Wort, das Wort voll Größe und Strenge, die eiserne Klammer, die jeden deutschen Mann im Felde zum Überwinder des Unmöglichen macht! Auch in diesen Tagen habe ich kennen gelernt, was sie aus jedem Manne herauszuholen vermag mit ihrem übergewaltigen: es muß!



Auf der Gruzatalstraße.



Hauptstraße von Kraljevo nach Besetzung der Stadt durch die Deutschen.



Serbinnen an der Kirche von Kraljevo.



Bayerische Gebirgskolonne passiert Lapovo.

(Vgl. Seite 340 f.)

Die Straße wurde nun unbeschreiblich. Zwei Tagemärsche im Schneesturm. Es war eine harte Arbeit, aber sie wurde durchgeführt. Zitternd gingen die Pferde im Geschirr, sie trieften vor Nässe. Vom Offizier bis zum Mann schritt alles neben den Wagen einher, um es den Tieren leichter zu machen, dann aber auch, um sich die Füße trotz des Schmutzes warm zu laufen. Ins Tal der Gruža kamen wir, nachdem die Pässe überschritten worden waren. Im Schnee- und Eisgewand stand die Bergwelt des Kotlenik. Lehmfarben, gurgelnd wälzte der Fluß seine Wasser der Golijska Morava entgegen. Oft war die Straße abschüssig, so daß die Pferde nicht stramm genug gehalten werden konnten. Jeder Schritt war eine Gefahr; die Wagen rutschten im Schneeschlick, und die Pferde wurden förmlich über den Straßenrand getrieben, wenn sich der gewundene Weg in kurzen Biegungen an den Felswänden dahin schlängelte. Mehr wie ein Gespann hing bedroht über der Tiefe und konnte nur mit großer Mühe vor dem Absturz bewahrt werden. Die Wagentrümmer und Pferdekadaver, die unten lagen, erzählten von dem, was die Straße schon an Opfern gefordert hatte.

Nachmittags war es, als wir uns in langem Zuge schwerfällig dem breiten Tale der Westlichen Morava entgegenbewegten. An zerschlagenen, abgestürzten Wagen, an gefallenen Pferden vorüber erreichten wir die in den Fels gehauene Uferstraße, und schließlich bogen wir über die Brücke, die den Übergang über die Westliche Morava möglich machte. Zur Rechten lag der Bahnhof von Kraljevo. Infanteristen schoben mit Riesenschiebern den Brei von der Straße, der sie grau in grau gleichmäßig bedeckte. Wir saßen wieder auf dem Wagen. Der Fahrer neben mir fragte einen der Infanteristen: „Kamerad, wie weit ist's noch bis nach Kraljevo?" — „Drei Kilometer", lautete die Antwort. — Der Frager wußte nicht, was er sagen sollte. Er sah mich nur an; die Strecke war kurz und doch noch so weit. Ich sah ihm auf die Hände, die wieder klamm und starr waren; sie waren wund geworden und bluteten. Ich nahm ihm die Zügel aus der Hand, wie ich es vorher schon einmal getan hatte, als er die Gewalt über die Pferde verlor, und fuhr bis nach Kraljevo hinein.

Kraljevo. Die Stadt war voll durchmarschierender Truppen, die Straßen waren Pferdeställe. Dreitausend Mann fanden kein Quartier, und immer neu drängten die Scharen heran, die den ersten, schon abgezogenen Kampftruppen folgten. Deutsche und österreichisch-ungarische Mannschaften lagerten auf dem Marktplatze, in dessen Mitte beim Wagehause ein Riesenbrand, ein Wachtfeuer, gen Himmel loderte. Zu Hunderten drängten sich die Leute darum. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Von weitem war es ein Summen, ein Brausen. Es klang wie ein ungeheurer Bienenschwarm, der, aufgestöbert, wild geworden war. In dieses Chaos hinein fuhr die Kolonne. Auf verstopften Straßen stand sie, schrittweise rückte sie vorwärts, und der Weg, die genannten drei Kilometer, wurden der Zeit nach doppelt und dreifach. Hunger und Müdigkeit quälten. Man war am Ziel und stand doch mitten im Ungewissen; denn wohin man kam, wer konnte es entscheiden? Und hinter allem stand die eine große Frage: Wird es in der kommenden Nacht für die Pferde einen Stall, für die Mannschaften ein Dach über den Kopf geben?

Das Schicksal hat meinen Leuten schlecht mitgespielt. Am Abend traf ich sie in der Dunkelheit. Wir erkannten uns durch die Stimmen. Vor der Stadt hatten sie einen Parkplatz bezogen. Sie waren buchstäblich in einen Sumpf gefahren, in ein knietief aufgeweichtes, aufgefahrenes Ackerland; denn es gab kein Quartier für sie. Wieder standen die Pferde draußen, wieder lagen die Mannschaften in den Wagen. An der Feldküche wurde gegessen und — geschimpft. Doch dann kam die Nacht, die ausgleichende, ruhegebende Nacht, die die müden Menschen in ihre Arme nahm wie eine trostspendende Mutter. Ich bin sicher, daß die Fahrer wieder in schweren Träumen gelegen haben und sich schon über die Bergstraßen mit ihrem Fuhrwerk den Weg zurück erkämpfen sahen, daß sie steif zwischen ihren Decken lagen wie Tote, und daß es in ihnen kochte, gärte, daß alle Nerven spielten, die sie in Angespanntheit all das wieder erleben ließen, was dunkel verhüllt hinter und vor ihnen lag.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Quartiernöte.

Vor der Kommandantur in Kraljevo herrschte ein ungeheures Gedränge. Das Haus konnte nicht annähernd fassen, was an Menschen hinein wollte. Offiziere kamen mit Meldungen, mit Quartierfragen für eingerückte Truppenkörper. Größere und kleinere Mannschaftsabteilungen rasteten auf der Straße, und von jeder stand ein Abgesandter vor der Pforte, über der die schwarz-weiß-rote Fahne und das vielsagende große Schild „Deutsche Ortskommandantur" hing. Eine schmale Gasse konnte gerade zur Not gehalten werden, durch die sich hindurchzwängte, wer mit schnellem Ansuchen in das Haus hinein mußte. Und nebenan auf einem Hofe brausten die Stimmen von Hunderten von Männern und Frauen durcheinander: Flüchtlinge, die mit Ausweispapieren kamen, die Quartierangelegenheiten regeln wollten, die tausend Anliegen hatten, so daß den Dolmetschern die Ohren zu sausen anfingen. Am Abend unseres Einrückens hatte ich selber über zwei Stunden inmitten der Masse gesteckt, ehe es mir gelang, in das Haus hineinzukommen, um schließlich zu erfahren, daß an Quartier nicht zu denken sei. Zum Glück gab es noch einen Ausweg. Die Kommandostelle des Korps, dem wir zugeteilt waren, konnte vielleicht helfen. Ich fand sie leicht; denn ein hellaufbrennender Holzstoß, der in der Straßenmitte einer Nebengasse lag, ein roter Flammenberg — das Wegmal für die abends und nachts einrückenden Befehlsempfänger — zeigte sie an. Und dort bekam ich einen inzwischen schon ortskundig gewordenen Jäger, mit dem ich von Haus zu Haus schritt, um eine Unterkunft ausfindig zu machen.

Dunkel lag Kraljevo. Beim matten Schein der Blendlaterne suchten wir uns die günstigsten Übergänge über die mit Kopfsteinen roh gepflasterten Straßen, die im grauen Brei des Schneeschmelzwassers vollkommen versunken waren. Die ganze Stadt war eigentlich nichts anderes als eine große Pfütze, aus der die kleinen Steinhäuschen wie Inseln herausragten. Es gab ein langes Rennen von Hof zu Hof, ein Herumfragen von Tür zu Tür; denn alles war belegt, war drei-

fach und vierfach überzählig bewohnt. In jeder Kammer lagen bis zu zwanzig Mann; in den kleinen Stübchen waren fünf und mehr Offiziere untergebracht, und jeder pries sich glücklich, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben, er lobte die Ecke, die ihm ein gutes Geschick noch aufgehoben hatte. Aber nicht nur in den von unsern Leuten belegten Räumen herrschte diese Fülle, sondern auch in den von Flüchtlingen bezogenen Wohnungen war das peinvollste Gedränge. Große Menschenscharen fand ich dort in einem mäßigen Raum zusammengepfercht, und oft genug waren Kranke darunter. Auf diesem Suchgange habe ich manch verhärmtes Antlitz gesehen, manch schmalwangiges, blasses Kindergesicht, dem der Krieg die Zeichen der Not deutlich aufgeprägt hatte.

Durch wie viele Häuser wir straßauf und straßab kamen, in wie viele Stuben wir blickten, wie oft sich vor unsern Augen das überraschte, unverhüllte Elend des serbischen Flüchtlingslebens an diesem Abend zeigte, das vermag ich nicht zu sagen. Jedoch ich habe lebhaft an das zurückdenken müssen, was unsere ostpreußischen Landsleute in den Zeiten nach dem Russeneinfall erlitten, und immer wieder wurde der Gedanke lebendig, in welchem Maße doch das weite deutsche Heimatland dem Heere Dank schuldet, das ihm nach bald vorübergegangener Prüfungszeit all diese unsagbar große und schwere Not eines heimgesuchten Volkes ersparte.

Die serbische Not, also auch dort saß sie. Wie ein allgegenwärtiges Gespenst, das unbezähmbar mit tausend Armen würgt, ist sie. Sie trägt ein Grinsen auf dem Gesicht, das die Herzen erschreckt, das die Seelen leiden macht. Schon auf dem Marsch durch das Moravatal, dann auf dem Wege gegen Kraljevo sah ich von neuem, wie sie ihre marternde Peitsche schwang, wie sie Mann und Weib, Greisen- und Kindesalter peinigte. Und zur Ehre unserer Leute muß ich berichten, daß sie, wie früher in Polen und Rußland, auch wieder in Serbien getan haben, was in ihren schwachen Kräften stand, um das Elend, das ihnen auf den Straßen begegnete, zu mildern.

Eine Küche ist uns an diesem Abend Quartier gewesen. Ein kleiner eiserner Ofen war darin, der uns ein Geschenk des Himmels zu sein dünkte; denn so armselig er war, wir konnten auf ihm warmes

Wasser bereiten, um uns nach Tagen zu waschen; wir konnten in seiner Nähe die triefenden, aufgeweichten Stiefel, die Kleider, die Wäsche trocknen, alles, was tagelang trotz des furchtbarsten Schmutzes nicht vom Körper heruntergekommen war. Auch die Decken wurden ihre Nässe los, und dann lagen wir darin auf den Dielen hingestreckt, eingewiegt wie in Schwanendaunen. Wir schliefen traumlos, tot, wir lagen wie die Steine in Regungslosigkeit. Ich glaube, man hätte uns in dieser Nacht hinaustragen können, wir hätten nichts gemerkt, wir wären nicht erwacht.

Dieses nächtliche Quartiersuchen, die mühevolle Jagd nach schwerem Marsche, das Glück, nach langen Tagen ohne Ruhe endlich einmal wieder einen geschützten Raum zu finden, in dem man so etwas wie eine neue Menschwerdung erleben konnte, alle haben es kennen gelernt, die durch Serbien marschierten. Und so ist das, was ich persönlich gefärbt berichte, auch hier wieder ein Spiegel vom Leben der andern.

Mir wird in der Erinnerung noch eine andere Begebenheit lebendig. Von Jagodina kam ich eines Tages wieder einmal nach Lapovo ... Lapovo! Das große Dorf im Tale der Morava. Durch den schnellen Vormarsch der Gallwitz-Armee war es bald zu einem Hauptetappenort geworden. Ebenso wie das tote Semendria in unsern Erinnerungen mit bestimmten Umrissen fortlebt — die zerschossene, wüste Stadt, über deren herbstlich übersonnte Berghänge die Weinberge reich emporkletterten, da in ihnen die unabgelesenen Rebenstöcke voll großer, roter, süßer Trauben hingen —, so knüpfen sich auch an Lapovo immer wieder feststehende Bilder an.

Ich sah das Dorf zuerst inmitten durchmarschierender bayerischer Infanterie. Die armen Kerle! ... Nie zuvor habe ich so fluchen hören; denn von zwei Schritten, die der Mann voran machte, rutschte er im Schlamm der Straße einen zurück. Den Helm im Nacken, schweißtriefend die Stirn, den Waffenrock aufgeknöpft — auch die Offiziere! —, das Hemd geöffnet, daß die Brust frei war, den Oberkörper nach vorn gebeugt, auf dem Rücken die schwere Last des Gepäcks, die Knarre über der Schulter, oft genug den Kolben nach oben, so schoben sie sich, drückten sie sich förmlich Schritt für Schritt vorwärts in harter körperlicher Arbeit. Dreißig Kilometer Marsch auf serbischer Straße durch das

verschlammte Moravatal und dann als Beigabe, gewissermaßen als ein besonderes Geschenk des verwilderten Landes, der Marsch durch Lapovo. Die es mitgemacht haben, werden ja später selber noch erzählen, und wenn sie das Unglaublichste sagen, daß sich dem Hörer die Haare sträuben, so wird es gewiß nicht zu viel sein, sie werden eher noch die Hälfte verschweigen, weil die Kraft der Sprache nicht ausreicht, das Furchtbare zu schildern, das schon dort der Truppe entgegentrat.

Lapovo hat sich einen Beinamen erworben. Wir nennen es nur: das Grab der Automobile; denn heil kam noch kein Wagen durch die Straßen des Dorfes, das sich fast 5 Kilometer lang an der westlichen Hauptstraße des Moravatales entwickelt hat. Unsere Fußmannschaften haben dort schweißtriefend die Bitterkeit eines serbischen Marschtages erkannt; sie schafften sich durch einen zähen, tonigen Brei vorwärts, in dem ihnen das Schuhzeug steckenblieb, wenn sie die Füße aus dem Schlamm zogen. Aber auch der Kavallerie ging es nicht besser; denn die Hälfte der Pferde lahmte, wenn eine Schwadron über diese Straße gezogen war, und manchem Tiere hatte der saugende Morast ein Eisen vom Huf gerissen, so daß dem Fahnenschmied reichliche Arbeit entstand. Und die Automobile!? ... Im Schmutz der Straße saßen sie fest. Sie lagen mitten im Wege, die Tanks zerschlagen, die Federn geknickt, die Achsen gebrochen. Personen- und Lastwagen wurden zusammen mit andern Gefährten der Fuhrparkkolonnen eine Ausstellung invalider Kriegsgeräte, wie man sie sich nicht reichhaltiger denken kann.

Und in dieses herrliche Lapovo zog ich eines Nachts ein, um Quartier zu suchen. Auf einer Lokomotive kam ich von Kragujevac durch die Nacht herangebraust. Tot lag der Bahnhof, tot das ganze Nest, und nun hieß es, entweder im zerstörten Bahnhofsgebäude zwischen kotbeschmutzten Steintrümmern sitzen oder auf faulendem Maisstroh ein Lager suchen. Nach beidem stand mir nicht der Sinn, und so begann eine Wanderung auf Wegen, die Jauchebächen glichen. Leichter Frost deckte sie zu, betrog den fühlenden Fuß. Kaum aufgetreten, saß man fast bis zu den Knien im Kot, und so ging es vorwärts von einem Haus zum andern, die Insassen wachklopfend, rufend, fragend, bittend, um schließlich erfolglos inmitten dieses Meeres

von Schmutz zu stehen. Zwei Stunden Wanderung sind das wohl gewesen. Zum Umsinken müde kam ich an das Lagerfeuer einer Kolonne. Auf einem Bocksitz schlief ich ein, bis mich die Nachtkälte weckte und ich es vorzog, den Morgen wachend am hellaufbrennenden Feuer zu verbringen. Mit Holzschlagen — trockene Baumäste und ein ganzer, langer Bretterzaun wanderten in die Glut — löste ich die Frage der Quartiernot in Lapovo, und ich muß sagen, daß ich die Nacht unter dem reich besternten weiten Gotteshimmel nicht schlecht verbracht habe. Es war mir freilich nicht zum Liedersingen froh um das Herz, doch die Arbeit für das Feuer zerstreute; jedes herangeschleppte Brett war eine Freude, und wenn das Holz prasselnd von der roten Glut verzehrt wurde, wenn die dicke, schwarze Rauchfahne über den hell auflodernden Flammen gegen den Nachthimmel emporstieg, so war das ein befreiendes Gefühl, etwas, was über die Enge der Stunden hinaushob. Und schließlich trockneten auch die Füße am Feuer, die vor Nässe und Kälte starr wie Eisklumpen gewesen waren.

Doch zurück nach Kraljevo und noch eine weitere Quartiergeschichte. In der Küche, von der ich sprach, konnten wir nicht bleiben, da sie den Flüchtlingen, die dort im Hause für teure Miete wohnten, ein notwendiger Raum war. Wir mußten wandern und trafen es nicht schlecht. Am Ende der Stadt lag das Haus eines serbischen Popen. Zwei kleine Stübchen waren dort frei, huschelig und heimlich. In einem Vorraum versorgte die Magd einer vornehmen Belgrader Dame, einer geflüchteten Generalstäblersfrau, den wärmespendenden Ofen, so daß es meinem Kameraden und mir dort wohl erging.

Es war kein Palast, dieses Haus des Popen, doch ein friedliches Hüttchen, in das der Krieg gewissermaßen nur wie von ferne hineinklang. Wir machten dem alten Herrn, der in einem andern Flügelbau des Grundstückes wohnte, unsere Aufwartung, nachdem wir am Vormittag den Besuch seiner Töchter empfangen hatten. Sechs Mädchen nannte er sein, und nicht eine darunter eine serbische Schönheit, doch alle freundliche, stille Menschenkinder, die es verstanden hatten, sich in die trübe Lage ihres Vaterlandes zu schicken. Wir saßen im Zimmer des alten Herrn, der weißbärtig war, ein graues Lockenhaupt hatte und nach echter Pastorenart die Hände gefaltet vor sich auf den Tisch

legte. Er hätte wohl ebenso gerne mit uns gesprochen, wie wir mit ihm, wenn nicht die fremde Sprache des andern eine unüberwindbare Hemmung gewesen wäre. Doch er war der Gastgeber und wir die Gäste. Türkischen Kaffee gab es in kleinen Tassen, den die Töchter bereiteten, und dazu wurde dick eingebrautes Obstkompott gereicht, wie das bei offiziellen Besuchen wohl zu geschehen pflegt.

Als wir zurückkamen, war die Belgrader Dame im Vorraum beschäftigt. Sie war schlank und hatte stechende Augen, Trotz lag ihr im Gesicht; den Mund beherrschte ein bitterer Zug, und ihr Gruß war nicht eben freundlich. Nur widerwillig stand sie uns Rede, so sehr sie sich auch gegen die „deutschen Eroberer" aufzulehnen versuchte.

Die serbische Not! Ich sah sie wieder mit neuer, grinsender Larve. Auch diese Frau war wie Tausende andere vom Norden nach dem Süden geflüchtet, als der deutsche Angriff begann. Vor den Ungeheuerlichkeiten, die man unsern Truppen nachsagte, die, vorauseilend, ihnen einen Ruf als Mordbrenner und Frauenschänder gaben, waren sie geflohen, hatten sie sich und ihre Kinder über die Bergwildnis des serbischen Landes geschleppt, um schließlich wieder aus dem Süden gegen Norden zu flüchten, als die Bulgaren vordrangen. Und nun saß diese Frau, ebenso wie tausend andere, inmitten der deutschen Soldaten. Und es geschah ihr nichts. Aber ihr Herz bäumte sich auf im Stolz, im bewundernswert starken nationalen Bewußtsein, in der Schmach, Glied eines unterlegenen Volkes zu sein. Sie war ein Charakter, der Achtung forderte, wenngleich wir auch in ihrer Art die Spiegelung serbisch-politischer Verranntheit klar erblicken konnten, die dem durch seine Machthaber an Rußland ausgelieferten Lande das Verderben gebracht hatte.

An diesem Tage spielte mir der Zufall eine serbische Postkarte in die Hand. Die offizielle Feldpostkarte der Armee König Peters. Ich ließ mir den Wortlaut des Textes übersetzen. Und was lernte ich kennen? . . . Wie ein Ausbruch von Größenwahn mutete es mich an, und das um so mehr, wenn ich an all die Zustände im Serbenlande dachte, in die ich Einblick bekommen hatte, wenn ich mir ein Bild des unausgenutzten Reichtums machte, der selbst in dem kleinen Lande brachliegen mußte. Und nun waren Fahnen erhoben worden, aber



Gefangener serbischer Landsturm im Gruzatal.
(Vgl. Seite 346.)



Kriegsbrücke über die Morava.



Im Überschwemmungsgebiet der Lepenica.
Straße zwischen Markovac und Svilajnac.



Westliche Hauptstraße im Moravatal.
Vormarsch auf Velika Plana.

nicht solche der Tat, sondern solche des Großsprechertums, das etwas Maulheldenhaftes an sich hatte und lachen machte. Ich lasse folgen, was auf der Karte stand:

„Gebet der Serben!

Allmächtiger Gott — wir beten zu dir — gib deinen Segen Peter Mrkonjic, Rebell von 1875.

Er möge baldigst Zar des großen Serbenreichs: Mazedonien, Syrmien, Banat, Bosnien, Herzegowina, Slawonien, Dalmatien, Kroatien und des Slawenreichs werden.

Du, Schöpfer der Welt, erhöre und segne die Gebete des ganzen Serbentums — die wir an dich richten, Allerhöchster da oben im Himmelreich —, und dann will der Serbe, nach fünf Jahrhunderten des Sklaventums, zufrieden sein.

Es lebe der Zar Peter, der Mächtige.“

Die Ironie des Schicksals hat es komisch gewollt; denn ich erfuhr den Wortlaut dieses Gebetes gerade in den Tagen, als wir von einem zum andern Morgen immer wieder hörten, wie gut sich der Rückzug der serbischen Armee entwickle und wie weit König Peter samt seinen Helfern und Helfershelfern schon in das Bergland Albaniens geflüchtet sei. Zar Peter — der Heimatlose.

Fünfzigstes Kapitel.

Durch das Tal der Tausend Wasser.

Über dem Tal der Westmorava hingen schwere Schneewolken. Grau in grau, dick zusammengeballt, drängten sich die dunkeln Massen. Sie jagten am Himmel dahin und fuhren sturmgepeitscht nordwärts über das Bergland der Šumadija. Schneegewirbel und Regengüsse wechselten. Von den Berghängen, den grauschwarzen Felsenwänden, sprangen behende Rinnsale und blinkende, klingende Bäche zu Tal. Die mit schleimigem Brei bedeckte Straße wurde immer mehr ein großer Wasserlauf, der wiederum seine grauen Schmutzfluten über Hunderte von Kaskaden an die Morava weitergab.

Lehmgelb, strudelnd, sich wild überstürzend, gurgelten von West nach Ost die Fluten des hoch angeschwollenen Stromes. Eisschollen trieben zwischen dem Schneeschlick, und um die Pfeiler der Brücke, über die die Straße nach Kraljevo führte, gluckſten die Wasser, daß es oft klang, als ob weinende Kinder klagten.

Kampfgebrande ... Mit lautem Krach sprengten die Serben die Brücke. Der Mittelteil flog hoch in die Luft, und damit war die Verbindung zwischen den mit dem weichenden Feinde in Berührung stehenden deutschen Truppen unterbrochen. Das bedeutete ein Hemmnis, aber keinen Einhalt des Vormarsches; denn es wurden Mittel und Wege gefunden, um auch so über den reißenden Fluß, über die jagende Morava hinwegzukommen. Unruhig knatterte das Infanteriefeuer. Heftig hämmerten die Maschinengewehre. Im Osten und Westen von Kraljevo wurde um den Fluß gekämpft, und schließlich kamen zuerst einzelne Mannschaften, Freiwillige, dann kleinere Kommandos und nachfolgend größere Verbände hinüber. An zwei Stellen wurde der Übergang erzwungen. Und damit setzte von neuem der Angriff ein, durch den die Stadt in unsere Hände fallen sollte.

Wackere brandenburgische Truppen! Von unten bis oben mit dem grauen Kot der Straße bespritzt, fast unkenntlich als Menschen, so stürmten die Braven heran. Aber die Serben saßen fest; denn sie wußten, daß Kraljevo Schlüssel und Pforte zugleich ist. Die große Paßstraße nach Raška liegt in seinem Rücken, der Weg in den Sandschak, nach Novipazar und gegen die montenegrinische Grenze ... Mit Hartnäckigkeit wehrte sich der Feind. Er stand vor diesem Tor wie in wilder Wut und ging nur gezwungen Schritt für Schritt zurück. Als er endlich von den Unsern, die im unaufhaltsamen kräftigen Nachdrängen waren, bis auf die Stadt zurückgeworfen worden war, kam es zu den heftigsten Straßenkämpfen, bis es gelang, den Feind durch umfassende Bewegungen zu erschüttern.

Schweißtriefend haben die Sieger in Kraljevo ihre Beute gezählt: 130 gute Geschütze! Der fliehende Feind hatte sie nicht mehr retten können. Aufgelöst drängte er zur Stadt hinaus. Bei Slatina stieß er auf österreichisch-ungarische Truppen, und ebenso östlich von

Kraljevo, wohin ein Teil der aus dem Gruzatale Flüchtenden sich wandte, empfingen ihn unsere Verbündeten, die Hunderte seiner Leute zu Gefangenen machten. —

Auf der Straße des Gruzatales habe ich sie, mit andern serbischen Mannschaften zu einer Gefangenenkolonne formiert, sich durch den Schmutz arbeiten sehen. Vermummte Gestalten, mit Uniformfetzen behangen, zum großen Teil in schrecklich zerrissenen Zivilkleidern, nur mit der serbischen Soldatenmütze auf dem Kopfe, so drängten sie, von den Transportmannschaften getrieben, stumpf und blöd wie Viehherden den Weg zurück. Phantastische Scharen sind das gewesen, gleichviel wo man sie traf, und der einzelne Mann in diesen Kolonnen hat nichts, gar nichts mehr vom Stolz der Serben in sich gehabt, nichts von jener Heiterkeit, von jener Sangesfreude, die man ihnen nachrühmt, mit der sie sich das Leben zu versüßen wissen sollen. Alte serbische Bardenlieder erzählen von der Heldenhaftigkeit dieses Volkes. Wir wissen, daß es sich stets wacker schlug, und müssen anerkennen, daß es sich auch uns gegenüber unter Aufwand aller Kräfte zu behaupten suchte. Doch wie gegensätzlich sind die Inhalte seiner alten Kriegsgesänge zu der Wirklichkeit, die uns diese Helden der serbischen Berge nun in Lumpengewändern als ein geschlagenes Heer vorüberziehen ließ! In ihren Opanken glitten sie vorbei; etwas Schleichendes im Gang, wateten sie durch den Schmutz der Straßen, zwischen den Bajonetten unserer Leute. Wolldecken, bunt, bizarr in den Farbenzusammenstellungen, hingen ihnen um die Schultern; russische Baschliks verhüllten die Köpfe; mit verwilderten Gesichtern, die den Eindruck ihres Verwahrlostseins noch erhöhten, so drückten sie sich an unsern Marschkolonnen vorüber, zwischen unsern Trossen hindurch, so zogen sie mit gebeugtem Rücken, wie abgejagte müde Wanderer, in die Gefangenschaft. Oft genug sind sie uns eine Last der Straße geworden, wenn sie zu Tausenden aus den Bergen getrieben, geflüchtet, abgefangen und gesammelt wieder in Marsch gesetzt wurden. Sie zogen ins Ungewisse, Soldaten, die ihr Land verloren hatten, Soldaten, die mit versteckten, aber doch staunenden Blicken den Gegner und alles, was zu seinem Heerestroß gehörte, musterten. —

Kraljevo, die bezwungene Stadt, war schnell ein Truppensammelplatz geworden. Durch die Straßen wogte das Kriegsleben hin und her. Bis in die Nächte hinein war es wach; denn es kam eigentlich gar nicht zur Ruhe. Zwei Rasttage habe ich dort verbracht; zwei Tage, die mich Mensch sein ließen: des Morgens gewaschen, des Abends entkleidet. Bei einem griechischen Wirt und einer albanischen Wirtin gab es roten, guten, vollen Wein vom Rudnik. Es ist der beste gewesen, den ich in ganz Serbien trank, und so wie ich es tat, hat manche deutsche Soldatenkehle sich daran gestärkt nach all dem sauren Zeug, das man uns andern Orts vorgesetzt hat.

Im Morgengrauen war es, als der neue Marschbefehl eintraf. Draußen rumpelten schon wieder die Kolonnen. Die schweren Munitionswagen stampften mit klirrendem Radwerk über das Kopfsteinpflaster. Fest in ihre Mäntel eingewickelt, unter dem Helm den Kopfschützer, über den hochgeschlagenen Kragen den Schal gebunden, saßen die Mannschaften auf den Wagen. Vom Fenster aus sah ich sie vorüberziehen. Gegenüber auf einem Biwakplatz verglimmten noch die Wachtfeuer der Nacht inmitten weißgrauer, zerstampfter Schneeflächen. Um 7 Uhr stand ich an der Kirche von Kraljevo, um mich, wie befohlen, einer vorrückenden Artilleriegruppe anzuschließen. 7 Uhr 10 Minuten hieß es im Befehl . . . 7 Uhr 10 Minuten ritt Major von S . . . . . mit seinem Stabe an der Kirche vor, während die Batterien, wundervolle Flachbahngeschütze, die als Artillerie-Talstaffel den Kampftruppen folgten, in ruhigem Marschschritt am Kirchplatz vorüberzogen. Es gab noch einiges zu erledigen, dann aber rückten auch wir ab; Raška war das Marschziel, das wir nach einigen Tagen erreichen sollten.

Glück ist der Trumpf im Spiel des Lebens. Für die nun beginnende Kriegsreise hielt ich ihn in der Hand; denn mit zwei Kameraden stand mir eine vornehme Glaskutsche zur Verfügung. Man saß in dem Wagen wie in dem Fahrzeug einer Reisegesellschaft, die es sich angelegen sein läßt, daß ihren Gästen kein Grashalm in der Landschaft verloren geht: Glas rechts und links, Glas vorn und hinten. Dazwischen dunkelgrüne Stoffbespannung und vor den Scheiben Zuggardinen mit Seidenquasten; leider etwas schmale, seitlich

angeordnete Sitze, dafür aber eine Wagenfederung von solcher Güte, daß wir auf der Straße, die alle möglichen Überraschungen in sich barg, immerhin wie in einer Schaukel gewiegt dahinfuhren. Es war die Batterie-Krankenkutsche, so etwas wie ein fahrbares Genesungsheim, das seine Geschichte hatte. Ein Wagenbaumeister hatte sie der Batterie für bare 1120 Mark verkauft. — Für andere Wege gebaut, zog der Wagen nun mit uns auf seiner Serbienreise vorwärts. Wir fuhren durch ein breites Tal, in dem der Ibar die letzte Strecke vor seiner Mündung in die Westliche Morava dahinströmt. Verschneite Kukuruzfelder rechts und links. Es waren unbestellt liegengebliebene Äcker; denn überall standen noch braunschwarz die dicken Stümpfe des abgeschlagenen Maisstrohs. Öde lagen die Felder. Trostlosigkeit atmete ihre leere Weite; denn die einzigen lebenden Wesen auf ihnen waren Elsternscharen und Krähenschwärme, die die Luft mit ihrem heiseren Kreischen erfüllten. Als wir durch Dörfer hindurchkamen, standen sie leer; nur einige Häuser, die dicht an der Straße lagen, waren bewohnt. Aber nicht serbische Bauern, sondern Soldaten hausten darin, deutsche und österreichisch-ungarische Mannschaften im bunten kameradschaftlichen Durcheinander. Die großen Straßenschenken am Eingang der Siedlungen waren Stallungen geworden, und unter den überdachten Vorplätzen standen invalide Wagen neben dampfenden Feldküchen; Verwundete, Kranke, die rückwärts strebten, saßen dort, wo sonst wohl rastende Reisende sich in diesen serbischen Wirtshäusern erfrischt hatten.

Im zweiten Dorfe hatte sich in dem Gasthause an der Straße eine Militärschmiede eingenistet. Die Hämmer klangen in den Tag hinaus. In dem großen Herbergsraume flammte blasebalgangefachtes Feuer, um das ein Glutschein flackerte, und eine frische Stimme sang:

Rosenstock! Holderblüh!
Wann i mein Dirndl sieh,
Lacht mir vor lauter Freud
's Herzerl im Leib . . .

Zwischendurch Schimpfworte; denn hinter dem Hause stand ein Fahnenschmied im Schweiß bei der Beschlagarbeit. Aber die Hämmer

klangen doch lauter; sie begleiteten die Melodie des Liedes, und so lange wir sie hören konnten, lebte auch in uns der Gesang. Wir summten ihn weiter, leise, gestoßen, geschaukelt, von den Federn des Wagens übermäßig gewiegt:

G'sichterl wie Milch und Blut,
's Dirndl ist gar zu gut,
Um und um dockerlnett —
Wann i's nur hätt!...

Ackerweite ... Trostlose, schneeverwehte Felder ... Die Krähen schrien und jagten sich. Ein Rudel herrenloser wildernder Hunde zog an der Straße entlang. Die Kutscher schrien die Pferde an und drohten zwischendurch den mageren, schmutzigen Vagabunden, die es nicht wagten, die Straße zu überqueren und mit eingezogenen Schwänzen davonliefen ... „Dockerlnett, wann i's nur hätt!..." Im Ohr klang es nach. Doch vor uns und hinter uns nichts als knirschende Räder, klirrende Geschirrketten, das Rumpeln und Stoßen der Wagen. Seitdem der Tag erwachte, zog der Troß vorwärts. Endlos war die Reihe des Fuhrwerks. Mechanisch zog der lange Zug voran: Munition und wieder Munition, Lebensmittel, die Gefechtsbagage. Wie ein Wurm, der die Glieder seines Leibes unabhängig voneinander dehnt und zusammenzieht, so erweiterten sich die Abstände, so drängten sich die Wagen. Zeitweilig stockte der Troß, dann aber ging es wieder weiter, vorwärts, und man freute sich der einigermaßen guten Fahrstraße, die in einem geradezu ungewöhnlich brauchbaren Zustande war.

Aber das war nicht alles Leben um uns. Fußvolk schob sich zwischen die Wagenketten. Mann für Mann bepackt, so trabten die Kompagnien voran. Es mußte aufgelöst marschiert werden; denn es galt, die Räume zwischen den Wagen und dem Straßenrand auszunutzen. Den Helm im Genick, die Knarre um den Hals gehängt, wuchtend jeder Schritt, so zogen die Mannschaften in den Tag hinein. Sie marschierten stumpf auf diesen Straßen; denn seitdem sie aufbrachen, schleiften sie auch schon wieder die Füße durch den Schmutz. Zwischen den Zähnen hielten sie die Pfeife, die Zigarre. Und das war gut; so sprachen sie nicht, so fluchten sie nicht, sie pafften. Zum

Singen war es ihnen hier nicht zumute. Die starr gekrümmten Arme schwenkten sie schwer, die trugen mit an der Last der Schultern; die halfen marschieren; denn ihr Schwingen gab dem Körper Bewegung, und alles, was auf diesen Straßen vorwärtshelfen konnte, mußte ausgenutzt werden. Und wie sie aussahen, die armen Kerle! Von oben bis unten mit Kot bespritzt, mit einer Kruste des Straßenbreis überzogen, die immer dicker wurde; denn mit jedem Schritt, den sie machten, den die Pferde vor, neben und hinter ihnen taten, spritzte der Schlamm auf, durch den sie waten mußten.

Langsam stieg die Straße bergan. Aus dem Tal heraus hob sie sich gegen das serbisch-mazedonische Schollengebirge, und als sie den Fuß der Berge erreichte, kletterte sie in langer Schleife immer höher in das wilde Bergland hinein, das sich nun vor uns auftürmte. In wilden Bergschluchten rauschte in der Tiefe der Ibar dahin, und wir drangen in ein Gebiet ein, das schon in friedlichen Zeiten menschenarm war, nun aber, in Eis und Schnee gehüllt, wie eine Welt des Todes vor uns lag.

Bergauf, immer bergauf! Wir marschierten hinter unserer Glaskutsche einher, um es den Pferden leichter zu machen. Schon nach der ersten Viertelstunde glichen wir den Infanteristen. Das Gesicht war grau vor Schmutz, der Dreck tropfte uns von den Mänteln herunter. Es war Mittag vorbei, als wir über die Paßhöhe des Lakat kamen und nun vor uns das Ibartal, das Tal der Tausend Wasser, in wilder, fast schaurigschöner Romantik liegen sahen. Schmal zwängte sich die Straße an den schroff abfallenden Bergwänden entlang. In Serpentinen fiel sie wieder nach unten, wo in der sich auftuenden Tiefe der Fluß mit wilden, schäumenden Wassern dahinstrudelte.

Fünf Marschtage standen uns bevor, die nur durch diese Bergwildnis führen sollten. Auf dieser einen Straße wälzte sich der ganze im Vormarsch begriffene, schwere Troß voran, der zur Talstaffel der in der Richtung auf den Sandschak Novipazar angesetzten Kräfte gehörte. Vier bis fünf Meter breit war der in die Felswand gehauene Weg. Vorwärts und rückwärts drängten darauf die Wagenreihen, da die ersten Verpflegungskolonnen, nachdem sie das befohlene Ziel erreicht hatten, bereits umgekehrt waren. Das schob sich und drängte auf

der Straße entlang. Das war wieder die ungeheuerliche Riesenschlange, der einfarbige gewaltige Wurm, der sich vorwärtsschob und -zog, der sich, ohne Kopf und ohne Ende, an den Felsmassen dahinschlängelte. Grau in grau, nur etwas dunkler als die Straße und durch die gegen den Fels sichtbare Bewegung erkennbar, wälzten sich die Menschen- und Wagenmassen voran.

Schmutz! Schmutz! Aus Straßenbrei und Schneeschlick bildete sich der Sumpf, der spiegelblank dalag, der Tiefen im Gestein unter sich verbarg, in die die Wagenräder hineinpolterten, so daß die Pferde nur mit Mühe und Not mit ihren Lasten vorankamen. Es war kein Wunder, daß wir unter diesen Umständen nur langsam vorwärtsrückten; denn manche Stauung wurde zum ernstlichen Hindernis. Die Kolonnen fuhren ineinander, Wagen prallten zusammen, drohten über den Abhang in die Talschlucht hinunterzustürzen, da die Fahrer die Gefährte nur mühsam festzuhalten vermochten. Engungen gab es, in denen zwei Wagen nur mit genauer Not um Haaresschärfe ohne Unfall aneinander vorüberkamen, und ein Ausweichen, ein Abwarten war kaum möglich, weil alles in steter Bewegung bleiben mußte. Überall dort, wo die bald auf-, bald abwärtslaufende Ibartalstraße sich senkte, wo der Morast zusammenfloß, standen Arbeitskompagnien tief in den Schlammwässern. Sie schaufelten, durchhackten die Straße, um Abzugskanäle zu schaffen, und konnten doch des Schmutzes nicht Herr werden. Mit langen Holzschiebern trieben sie den Schlamm vor sich her; doch wie sie auch schufteten, wie sie sich mühten, immer neue Massen strömten herbei. Zu Hunderten stürzten die Bäche, zu Tausenden die Rinnsale von den Bergen nieder, die die Straße überschwemmten. — Es war eine Sisyphusarbeit, die nicht bewältigt werden konnte.

Am Nachmittag war es, als wir vor einem einzelnen Häuschen anlangten, das der voraufgerittene Stab belegt hatte. Auf einem Felsenvorsprung stand es in mäßiger Höhe über der Straße; ein schmaler Steig führte hinauf. Es mag wohl ein kleines Wirtshaus am Wege gewesen sein, wie man deren so viele in Serbien findet. Zwei enge Räume waren darin, und diese sollten nun Quartier für ungefähr 30 Menschen bilden. Als das Gepäck kam, wurden zudem



Blick in das Ibartal von der Paßhöhe des Lakat.
(Vgl. Seite 350.)



Österreichisch-ungarische Tragtierkolonne kommt bei Progorelica aus dem Gebirgsstock der Stolovi Planina auf die Ibartalstraße.



Ibartal.



Novemberkälte im Berglande des Ibar.
Am Lagerfeuer bei Polumir.

noch Koffer hineingetragen, die die Sitzbänke abgaben; Decken und Schlafsäcke türmten sich in den Ecken.

Draußen rauschte wild der Ibar. Wir saßen und warteten auf das Kommen der Feldküche, wir hörten, wie die Wasser brandeten, wir hörten, wie die Wagenräder noch immer auf der Straße vorbeirollten, wie sie schlugen und stampften. Heiser waren die Stimmen der Fahrer. Sie klangen kraftlos; denn seit dem Morgengrauen trieben sie die Tiere an, und ohne fortgesetzte Zurufe war an ein Vorankommen nicht zu denken. Es war ein schwerer Tag; nun, da man selbst zur Ruhe kam, fühlte man erst die ganze Müdigkeit des Körpers.

Nach dem Essen, das nur eine Suppe, etwas Brot und Käse brachte, stand ich noch vor dem Hause über der Straße, die, als die Dunkelheit hereinbrach, still geworden war. Wie in Schlaf versunken, lag sie da. Sie war nicht wiederzuerkennen, aber nun spiegelte sie etwas von ihrem eigentlichen Sein, von ihrem wirklichen Leben, wie es sonst in Einsamkeit und ohne Kriegsgebraus dahingegangen sein muß. Das rote Lämpchen am niedergebrochenen Stamm einer Eiche war jetzt das einzige, was mir vom Kriege sprach. Die Kolonnen waren vorübergezogen oder lagen noch hinter uns. Gegen die Bergwände gerückt, sah man nichts von den grauen Wagen. Die Pferde standen zusammengedrängt, und in dem zerklüfteten Gestein, überall wo sich eine windgeschützte Stelle fand, biwakierten die Mannschaften. In ihre Decken gehüllt, die Zeltbahnen fest um die Körper geschlungen, lagen sie da. Sie rührten sich nicht.

Die Straße hatte in der Stille etwas Zauberhaftes. Wie herrlich muß es gewesen sein, in friedlicher Zeit auf ihr durch das fast menschenleere Tal zu wandern. Durch eine große Schlucht läuft sie inmitten der Urgesteinmassen des gewaltigen Schollengebirges, das sich bizarr, Berg an Berg, Gipfel an Gipfel nebeneinander auftürmt, das Höhen schuf, die bis über 1500 Meter hinansteigen. Nun lag diese Bergwelt in der Abendruhe vor mir. Über den Fluß hoben sich die dunkeln Steinwände der Stolovi Planina empor; die Bergmassen des Prevoja und Gradska Kosa, Kegel, die gegen tausend Meter ansteigen, die weiß in der Unberührtheit ihres Winterkleides

unter dem klaren, majestätischen Sternenhimmel lagen. Nur die Ibarwasser rauschten. Sie sangen ihr Lied, ihr wildes, stürmisches Lied. Sie stürzten talwärts, umbrandeten die Felsen, die ihnen den Weg hemmen wollten. — Ich muß wohl lange vor dieser großen Schönheit gestanden haben; denn als ich in das Haus zurückkam, lag schon alles und schlief. Dicht gedrängt waren die Lagerstätten auf den Dielen aufgeschlagen worden. In der einen Stube lagen Mannschaften, in der andern die Offiziere. Eine Zeltbahn zu unterst, darauf der Schlafsack und ein paar Decken, das war die ganze Herrlichkeit. Aber immerhin, man fand sich reich mit dem Dach über dem Kopfe und schlief ungewiegt.

Am andern Morgen um 4 Uhr früh wurde geweckt. Ein Stuhl mit einer brennenden Kerze darauf wurde mitten in die Stube gestellt. Dunkelgrau, noch von keiner Dämmerung erhellt, lag die Ibartalstraße, die sich schon wieder verwandelt hatte. Sie war von neuem die Kriegsstraße, auf der die Räder mahlten, die Stimmen wie Irrwische tanzten. Eine Kolonne zog schon vorüber, mit langhörnigen ungarischen Stieren bespannt. Und daneben trippelte und trappelte es: hochbepackte Tragtiere, die durch ein fernes Seitental zu den Hochgebirgstruppen hinauf sollten, wurden schon vorangeführt. Nach kurzer Ruhe hatte die Kolonne einen Nachtmarsch angetreten, um schneller vorwärtszukommen; denn nun war die Straße leer, nun standen die langen Wanderzüge des Tages. Schaukelnd hingen den kleinen Tieren die geflochtenen Weidenkörbe zu beiden Seiten der Tragsättel, und bergig türmten sich in der Mitte darüber noch weitere Lasten auf. Proviant brachten sie vorwärts, und hinter ihnen kamen andere, die waren mit Munitionskasten bepackt, deren Handgriffe klapperten. Bis Ušće sollten sie noch im Ibartal voran. Das ist ein zweitägiger Kolonnenmarsch, den sie aber in einem Tage zu bewältigen hatten. Und dann begann ihr schwerer Dienst, ihre eigentliche Aufgabe: über schmale Saumpfade erklommen sie mit ihren Lasten die im Osten des Ibartales gelegenen Berge, in denen unsere Gebirgsstaffeln die Serben in ihren Schlupfwinkeln aufsuchten, um sie von dort in bewegten Kämpfen zu vertreiben.

In unserm Quartier war schnell alles auf den Beinen; denn wer auf solcher Gebirgsstraße vorankommen will, muß früh marschieren. Als wir in den grauen Tag hinaustraten, standen die Pferde schon eingeschirrt. Alles war bereit, und so gab es vor dem Befehl zum Aufbruch nur einen flüchtigen Morgentrunk, eine Tasse heißen, wärmenden Kaffees und etwas Brot. Bald keuchten die Tiere wieder, ratterten die Geschütze, knarrten die Wagen; die Kutscher schrien ... der Troß war auf dem Marsche. Es war alles wieder dasselbe: die mit Löchern bedeckte Straße, der Schmutz, der schnell wieder weichgefahren war, und der sich ständig wiederholende Gleichmut der Mannschaften, die von neuem vorwärtsstrebten, die nichts anderes zu kennen schienen als ebendieses, für die es kommen konnte, wie es wollte.

Es ist eine schwere Arbeit gewesen, die die Truppen der Talstaffel zu bewältigen hatten; denn der harte Marsch kostete Menschen und Tiere viel Kraft. Aber gegenüber dem, was die in das Bergland eingedrungenen Streitkräfte durchzukosten bekamen und dort zu leisten hatten, war es doch eine Aufgabe, die weitaus leichter war. Das ganze Gebirgsland, das sich nach Südwesten und Süden von der Westlichen oder Golijska-Morava und der Südlichen oder Binačka-Morava bis zur montenegrinischen und albanischen Grenze auftürmt, bot sich dem zurückgeschlagenen Heere der Serben als Stützpunkt an. Wie eine von der Natur geschaffene starke Festung lag das Land, vom Feinde besetzt, vor unsern Truppen, und man mußte also auch dort kräftig anpacken, wenn man des Gegners Herr werden wollte. Aber allein von den in tiefen Bergschluchten laufenden Talstraßen aus war das nicht möglich, und zudem führten von Norden nach Süden nur zwei Wege in das Bergland hinein; der eine von Kraljevo am Ibar, der andere von Kruševac an der Rasina entlang. Gebirgsstaffeln mußten also gebildet werden, denen die Aufgabe zufiel, sich von den Hauptstraßen abzulösen, um kühn in die Bergwildnis vorzustoßen und sie ungeachtet aller Hindernisse zu durchqueren. Über die Höhen mußte Angriff und Verfolgung eingeleitet werden, um die in den Tälern marschierenden Massen unserer Truppen gegen Überfälle zu sichern. Und zu diesem Zwecke setzte die Heeresleitung aus deutschen und österreichisch-ungarischen Regimentern gebildete Gebirgsformationen an,

die als Spezialtruppen auch bereits in Nordserbien Hervorragendes geleistet hatten, als sie nach dem Übergang von Orsova in südwestlicher Richtung gegen das Moravatal vorgedrungen waren.

Von Kragujevac aus, wo das Korps erneut gesammelt worden war, setzte man die Truppen ein. Zu Füßen der Gledićska Planina marschierten die Regimenter auf Kraljevo, wo sie sich zu entwickeln begannen. Infanterie als Spitze drang gegen den Ibar vor, während die für den reinen Gebirgskrieg, für die Höhenkämpfe bestimmten Truppen sich auf schmalem Saumpfade, der dem Ribnicabach folgt, östlich davon in das Bergland hineinschoben. Vor ihnen lag nun das wilde, zerklüftete Schollengebirge, in dem sie kämpfend Höhen von über 1300 Metern ersteigen sollten. Eine schwere Kriegsarbeit harrte ihrer, da die Serben Weg und Steg kannten und bereit waren, jede Kuppe, jeden Berggrat zur Verteidigung auszunutzen. Sie haben denn auch immer wieder auf Wegen, die den Unsern fremd gewesen sind, mit neuen Verstärkungen ihre Kampftruppen aufgefrischt, sie haben, so viel ihnen dort oben im Bergland an Gefangenen abgenommen worden sind, vom Ibartale Hilfskräfte heraufgeführt, die unvorhergesehen in die Gefechte eingriffen, wenn die Unsern glaubten, den Feind schon geworfen zu haben. War der serbische Feldzug bis dahin abschnittweise in der Hauptsache ein großer Artilleriekampf, der der Infanterie nach harten Märschen manchen notwendig werdenden Sturmangriff ganz ungeheuer erleichtert hatte, so schaltete für diese Operationen die wirkungsvolle, schwere Waffe ganz aus; denn zu dem Gebirgsmarsch mußte alles zurückgelassen werden, was die Bewegung der Verbände auch nur im geringsten aufhalten konnte. Gebirgsartillerie — kleine, wunderlich feine Geschütze — ging freilich trotzdem mit und hat sich, wie ich aus dem Munde des Korpskommandeurs selber hörte, große Verdienste erworben. Es war eine österreichisch-ungarische Formation. Große Tragtierkolonnen schleppten Munition; kleine hingegen nur den Proviant; denn diese Kampftruppe verzichtete fast auf alles, sie behalf sich mit Brotrationen, die erstaunlich klein angesetzt waren und die während der Marsch- und Kampftage häufig genug, wenn kein Nachschub eintraf, noch mehr verringert werden mußten. Auch das Gepäck war erleichtert worden.

Der Mann trug den Mantel, die Zeltbahn und eine Decke über dem Rucksack; alle Zelte waren zurückgelassen und dafür, soweit es ging, Patronengurte eingetauscht worden. Die Maschinengewehre wurden von Gebirgspferden getragen, kleinen, grauhaarigen, starkknochigen Tieren, die mit beispielloser Sicherheit über jeden Bergpfad gingen, mochte er noch so schmal, noch so schwindelerregend sein. Alles war darauf angelegt, den Feind auch in dieser Bergwildnis so kräftig wie möglich zu fassen, er sollte „totgelaufen" werden, d. h. er sollte, einmal angegriffen, nicht zur Besinnung kommen können und höchstens in der Flucht das Zeitmaß für unsern Vormarsch angeben.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Höhenkämpfe im serbisch-mazedonischen Schollengebirge.

Auf der Ibartalstraße, wie auf der Straße an der Rasina — so hatten deutsche Flieger, die aufklärend über dem Berglande geschwebt hatten, gemeldet — suchte der Feind vor unsern Spitzen zu entkommen. Lange Wagenzüge, Geschützkolonnen und Regimenter auf Regimenter marschierten gedrängt in fluchtartiger Eile gegen die montenegrinische Grenze, die hinter dem Gebiet des Sandschak Novipazar lag. Diesen gegnerischen Kräften mußte nachgestoßen werden, und wie sich die Kämpfe nach dem angetretenen Vormarsch im Ibarberglande entwickelten, erzählte mir eines Abends am Feuer ein Offizier, der sie mitgemacht hat. Mit der Karte in der Hand folgten wir seinen Tagebuchnotizen, nach denen ich davon berichten kann.

Fast alles hatte die Truppe zurückgelassen. Was ihr sonst unentbehrlich schien, für die nun kommende Zeit war es als hindernder Ballast abgelegt worden, selbst die Zahl der Tragtiere wurde soweit wie möglich eingeschränkt, um von vornherein jeden Futterschwierigkeiten vorzubeugen; denn selbst das anspruchsloseste Tier muß bei großen Anstrengungen versorgt sein. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und hochtouristenmäßig den Bergstock in der Hand, so standen die Mannschaften der Kampftruppe vor dem kleinen Dorf Cerovak. Sie

erreichten in der Morgenfrühe des 12. Novembers das Dorf Kamenica und schoben sich in geschlossenem Marsche auf der 417 Meter hohen Straße zwischen dem Orlovac und dem Baba-Berge voran.

1209 Meter erhob sich die Kuppe des Orlovac. Vorgeschobene Abteilungen hatten das östliche und westliche Bergland an der Straße durchstreift, und der rechte Flügel der Gruppe folgte den Spitzen, indem er das Massiv des bis zu ziemlich 1000 Metern ansteigenden Debelo Brdo überwand. Gegen die Gipfelgruppe des Kobasice wurde der Vormarsch angetreten. Da aber die Nacht hereinbrach, bezog die Hauptmasse der Truppe bei dem Dorfe Gvozdac unweit des Sokoljabaches ein Biwak, während der rechte Flügel in dem westlich der Ribnica inmitten der Bergmassen gelegenen Dörfchen Brezna Quartier suchte.

Der Feind hatte diese Gebiete schon geräumt. Die Aufklärungsabteilungen, die sich vorsichtig vorwärtsbewegten, fanden seine Spuren, konnten aber mit ihm nicht in direkte Berührung kommen. In den wenigen Hütten, die in den Dörfern standen, saßen serbische Bäuerinnen und alte Männer, die sich sogar um unsere Mannschaften bemühten und ihnen brachten, was sie an Lebensmitteln verlangten. Fleisch und Ziegenkäse, auch Maisbrot, Äpfel und Nüsse waren vorhanden.

Nach ruhiger Nacht begann dann mit der Dämmerung des neuen Tages der weitere Vormarsch, der in Sicherungsgruppen und zwei größeren Kolonnen angetreten wurde. Morgen und Vormittag verliefen ruhig. Die Mannschaften marschierten: in der rechten Hauptgruppe ein bayerisches Infanterieregiment, im Anschluß nach links Jäger. Beide Kolonnen verfügten über Schneeschuhabteilungen, die sich schon ein reiches Maß von Erfahrungen im Gebirgskriege erworben hatten.

Gegen Mittag war es, als von den Spitzen Meldungen geschickt wurden, man sei dem Feinde so stark nachgerückt, daß er sich bereits bedrängt zu fühlen scheine. Vier im Abmarsch begriffene serbische Infanteriegruppen waren festgestellt worden, und die weitere Aufklärung ergab, daß das feindliche Gros sich vor dem deutschen linken Flügel befand. Der Marsch hatte den Jägern aber an diesem Morgen schon tüchtige Aufgaben gestellt; denn bald nach dem Aufbruche hatte die Truppe den Bresjak vor sich, den es zu überklettern

galt. Nach Überwindung des Kammes lag die ziemlich abschüssige Schlucht eines Baches vor ihnen. Es war der Gvozdacka, der dort oben viele Bergwasser sammelt, die dann in seinem Lauf westwärts dem Ibar entgegenspringen. Hinter dieser Bergschlucht lag dann aber als machtvolles Massiv der rauhe, wilde Kegel des 1274 Meter hohen Šanac, an den sich gleich westlich der 1293 Meter aufsteigende Krst als Barriere für den rechten deutschen Flügel anschloß. Als massige Wände, von Gipfeln überhöht, von Graten überschnitten, lagen die Bergmassen vor unsern Truppen, und als sich die Jäger zur Ersteigung des Šanac anschickten, empfing sie plötzlich von den Steilwänden her aus Felsennischen und Berglöchern serbisches Maschinengewehrfeuer. Der Feind hatte sich auf dem Šanac verschanzt. Seine Stellung war außerordentlich geschickt gewählt, sie war sehr gut; denn sie sperrte den schmalen Bergweg, über den unsere Mannschaften vordrangen, um den sie sich nach rechts und links frei entwickelten. Trotzdem das feindliche Feuer nur geringe Wirkung hatte, kam der Vormarsch der Jäger doch etwas zum Stehen, bis ein schnell eingeleiteter Seitenangriff einsetzte, der für den Gegner überraschend kam. Die im Kampfe liegenden Serben sahen sich durch die Umfassung bedroht. Als dann der Sturmangriff befohlen wurde, jagten ihnen die Jäger sehr bald gegen 300 Gefangene ab, und die nun über den Grat des Šanac in wilder Flucht zurücklaufenden Scharen ließen zwei in einer Felsennische eingebaute französische Maschinengewehre stehen.

Wundervoll war der Blick über das winterliche Bergland, der sich unsern Jägern vom Kamm des Šanac öffnete. Auf der erkämpften Höhe standen sie wohl atemschöpfend einen Augenblick still, aber zum Ruhen und Rasten gab es keine Zeit; denn auch der rechte Flügel, der schwächere, widerstandleistende feindliche Gruppen vom Krst vertrieben hatte, arbeitete sich schon über den beinahe 1300 Meter hohen Felsenberg hinüber und ging bereits zum Angriff auf den 1415 Meter hohen Kavgalija vor. Vom Krst her bis zum Kavgalija und dem südlich davon gelegenen, nur wenig niedrigeren Bergrücken, der ein altes Wachthaus trägt, zieht sich zusammenhängend ein Kamm entlang, der zum Teil in beschwerlicher Gratwanderung überschritten werden mußte. Dort gingen die Bayern vor; sie säuberten die Höhenkette,

die das Bergland der Studena Planina nach Westen begrenzt und die ihre wilden, karstartigen Felsenwände nach dem am Rudnjačkabache entlang führenden Saumpfad abfallen läßt. Mit diesen Kämpfen hatten die Truppen die Wasserscheide zwischen der Studena Planina und der Plana Devlje im Gokčanicaberglande überschritten, das mit seinen höchsten Erhebungen im Savina Trpeza, der rund 1500 Meter hoch ist, und dem Željin, der bis zu 1836 Meter Höhe ansteigt, eine großartige Winterromantik besitzt. Als der Abend sich über die weiße Bergwelt senkte, war die Arbeit getan, und die Lagerfeuer, an denen abgekocht werden konnte, flammten hell in die Nacht hinein. Um einen der roten Brände lagen, von Wachen umstellt, die serbischen Gefangenen, die, wie ihr Verhör ergab, zum großen Teil aus dem Ibartale in das Gebirge heraufgeschoben worden waren. Dort sollten sie unsern Truppen entgegentreten, da unser schneller Vormarsch die Trains des Feindes gefährdete, die, auf der schmalen Talstraße flüchtend, trotz allen Drängens nur langsam zurückkamen. Von Polumir, so sagten die Serben aus, sei ein Regiment über die Pusto Polje auf einem in die Studena Planina hinaufführenden Saumpfade auf die Bergmassen des Kavgalija und des Krst geworfen worden. Sie trafen als Verstärkung gerade noch in den von den andern Truppen schon vorbereiteten Stellungen ein, als die deutschen Jäger über den Kobasice vordrangen.

Über das Eisenbergwerk Rudnjak auf den Ceovi zu marschierte am nächsten Morgen die rechte bayerische Infanteriegruppe, während links die Jäger südlich des Šanac das Dörfchen Predoli passierten. Über den Fuß des Torotinoberges marschierten sie weiter auf Ravni und erreichten Gokčanica. Das war ein stattlicheres Dorf mit großem Schulhaus und abseits gelegener Kirche. Viele Wege laufen dort zusammen. Vom Ibar herauf, vom Westen her, kommt der Hauptpfad, und ebenso münden andere aus allen Richtungen dort ein, so daß sich die Ortschaft größer entwickelte. Die fliehenden serbischen Soldaten hatten am Abend vorher, in der Nacht und am Morgen das Dorf durchzogen und schon auf die Ankunft der Deutschen vorbereitet. Als die deutschen Mannschaften einrückten, befand sich die Einwohnerschaft in großer Erregung; denn viele Flüchtlinge aus der Zivilbevölkerung, die sich oben im Gebirge in sicheren Verstecken glaubten,

hatten sich dort zusammengefunden. Trotz alledem entdeckten unsere Leute noch eine ganze Reihe von belegbaren Häusern, Maisscheuern und Stallungen, die sie schnell mit herbeigetragenem Kukuruzstroh und Heu bewohnbar machten. Und so kam der weitaus größte Teil hinter windschützende Wände und unter ein Dach. Es waren gerade keine erbaulichen Quartiere, aber man nahm sie hin und war über das, was man fand, um so mehr erfreut, als man es überhaupt nicht erwartet hatte. Während unsere Soldaten dort ruhten, flohen die Serben auf den südwärts führenden Saumpfaden ruhelos in das Gebiet der Plana Devlje hinein.

Die weißen Bergköpfe leuchteten im Schneeglanz durch die Morgendämmerung. Der Laještak und der Rudine, Kuppen von 1369 und 1249 Metern; östlich davon stand in der Majestät seines schimmernden Kleides der alles überragende Željin. Der nach Süden führende Marsch wurde fortgesetzt. Am Fuße der Schneeberge ging es vorüber, durch zerklüftete, tiefeingeschnittene Senken stiegen die Mannschaften hinunter, um an der andern Seite sofort wieder in die Höhe zu streben. Die Bergpfade waren schlecht. Das Gros nahm die direkten Wege, während die aufklärenden und sichernden Spitzen deckungnehmend jeden Vorsprung auszunutzen suchten. Mittags wurden versprengte Serben aufgefunden, ermattete, hungrige Mannschaften, die unter der Kälte und unter Hunger zugleich gelitten hatten. Daß sie da waren, mahnte jedoch zur Vorsicht. Wie angebracht diese gewesen war, zeigte sich bald. Bis zum Nachmittag ging der Vormarsch ungestört vonstatten. Die Infanterie hatte den 979 Meter hohen Strižicaberg überstiegen und kam aus einer flachen Senke über die dahinterliegende Kitakuppe, um auf das Dorf Pokrvenik vorzustoßen, das am Fuße des Berges lag. Dort sollte der Tagesmarsch beendet sein, da die Dämmerung schon einsetzte, der der Abend schnell zu folgen pflegt.

Im Angesicht des Dorfes kam es aber anders; denn plötzlich wurden die Mannschaften durch heftiges Feuer überrascht. Südwestlich vor den Truppen auf den Felsenmassen über dem Ibar hob sich der 825 Meter hohe Dedina Stolica aus dem Bergchaos heraus. Von dort brandete der Feuerlärm herüber. Das kurze, unruhige Knattern

der Gewehrschüsse erschütterte die Luft; die Kugeln pfiffen und zischten — sie spritzten unaufhörlich in die Schneeschicht hinein und schlugen auf den kahlen Fels ... Das war ein regelrechter Überfall des Feindes, der sich flüchtend auf eine ihm günstige Stellung zurückgezogen hatte und, nachdem seine Kräfte neu gesammelt worden waren, nun mit starken Mitteln den Versuch unternahm, dem Vordringen der deutschen Gebirgsstaffel nicht nur ein Ziel zu setzen, sondern ihr eine wirkungsvolle Niederlage zu bereiten.

Der Überfall war nach wohlerdachtem Plan angelegt. Er erfolgte aus gut gewählter Stellung, bei sinkendem Tage und in einem den deutschen Truppen trotz der Karte so gut wie unbekannten Gelände. Der Verteidiger in seiner gewiß vorbereiteten Höhenstellung war also ohne Frage in günstiger Lage, und unsere durch das Feuer überraschten Leute sahen sich nach einem angestrengten langen Tagesmarsch plötzlich in ein Gefecht verwickelt, ohne zu wissen, wie es in Gang gekommen war. Es wurde zunächst Deckung gesucht, um unnötige Verluste zu vermeiden. Dann aber fühlten die Spitzen wieder vor, und die Aufklärung konnte gerade noch feststellen, daß der Feind in seiner allem Anschein nach wieder aus dem Tale her verstärkten Hauptmasse vor dem rechten Flügel saß. Der Dedina Stolica war zum Kern des Stützpunktes gemacht worden; von der Kuppe des Berges kam starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, ja es lag sogar die Vermutung nahe, daß auch einige Gebirgsgeschütze vorhanden sein könnten.

Das Gefecht entwickelte sich, und die Dämmerung sank herab. Es flaute aber mit der immer stärker werdenden Dunkelheit nicht ab, sondern wurde lebhafter und nahm fortgesetzt an Heftigkeit zu. Durch die Abendschwärze zuckten die feindlichen Schüsse wie kurze Blitze. Unsere Gebirgsartillerie war herangezogen worden, sie hatte noch ein paar Granaten auf die vom Feinde gehaltene Höhe geschleudert, konnte dann aber wegen des Nachtdunkels nicht weiterschießen, zumal sich die Infanterie anschickte, anzugreifen. Es war erwogen worden, ob man in Deckungen, vor feindlicher Annäherung durch die vorgeschobenen Schützenketten gesichert, die Nacht abwarten sollte, um dann mit dem ersten Morgengrauen vorzugehen, oder ob einfach der Berg sofort gesäubert werden sollte. Dem Feinde lag daran, uns möglichst lange

aufzuhalten; denn die Gebirgsstaffel öffnete ja nicht nur dem deutschen Gros den Ibartalweg, sondern sie konnte im schnellen Vordringen sogar dem serbischen Troß die ernstliche Gefahr eines überraschenden Seitenangriffs bereiten. Die Absicht des Gegners war also bekannt, und es mußte darauf ankommen, ihr mit Entschlossenheit sofort entgegenzuwirken.

In einer Mulde unterhalb des Kitaberges standen unsere Mannschaften vor dem in Nachtdunkel eingehüllten Dedina Stolica. Unruhig wogte das Infanteriefeuer hinüber und herüber. Gelegentlich brandete das Geknatter zu einer großen durcheinanderfahrenden Einheit auf. Man saß, man lag, man kniete ... man schoß. Da kam der Befehl zum Angriff. Unsern Bayern war es nur recht; denn sie hatten auf die „serbischen Schweine", die ihnen die Nachtruhe verdorben hatten, eine höllische Wut, und kaum war der Befehl gegeben worden, so war auch schon alles auf den Beinen.

Es war keine Kleinigkeit, sich unter dem starken Feuer des Feindes auf die besetzte Kuppe hinaufzuarbeiten. Eine Stunde lang versuchte man es. Es ging nur schwer voran, aber die Bayern erreichten es schließlich doch. Fast gingen sie zu tollkühn vor; denn die Serben hatten wiederum Maschinengewehre in Stellung gebracht, die die rauhen Steinhalden von oben her fortgesetzt überstrichen. Zuerst ging es im Dunkel voran, dann aber erhellten mit einem Male Lichtraketen den Bergkegel, und kurz darauf begannen die deutschen Maschinengewehre zu hämmern. Abschnittweise trug man sie mit dem Vorrücken gegen den Feind heran. Sie streuten ihre Kugelsaat, sie ratterten und knatterten, daß es wild durch die Nacht klang und wie ein dichter Hagel von Eisenschloßen über den Berg dahinfuhr. Von hundert zu hundert Metern rückten die Unsern näher — freilich, es sank manch einer von ihnen in den Schnee, den er aus tiefer Wunde rot färbte. Doch ohne Verluste konnte ein solcher Kampf nicht abgehen, und so war es denn den Leuten schließlich wie eine Erlösung aus furchtbarer Spannung, als auch das Signal zum Sturm auf das letzte Stück der Höhe gegeben wurde. Der Feind warf wie wütend Lichtraketen in die Luft. Er schleuderte Handgranaten den Stürmenden entgegen, die ihm aber, mit derselben Waffe ausgerüstet, die Antwort nicht

schuldig blieben. Fluchend, furchtbar fluchend gingen sie vor. Bayern! Wie die leibhaftigen Teufel fuhren sie auf die serbischen Stellungen los. Sie schossen nicht mehr, sie hielten, die Kolben nach vorn, die Gewehrläufe mit beiden Händen, zum Zuschlagen bereit, umfaßt. Wer aber noch Handgranaten mit sich führte, hatte die kleinen Wurfbomben schleuderbereit. Die ganze Kuppe des Berges krachte von den andauernden Explosionen, und zwischendurch klang das Schimpfen und Fluchen. Es kam zum Handgemenge, es war, als ob die Hölle lebendig geworden sei und gegen den Bergkopf anrenne ... Manch einen der Braven packte es noch; denn die Serben waren auf der Hut. Sie machten es unsern Leuten sehr schwer, so daß sie drei volle Stunden im Kampfe stehen mußten; dann aber waren sie oben. Ihr Hurra war heiser und schaurig. Es klang nach Grimmigkeit, nach erbitterter Wut, es zitterte von dem furchtbaren Draufgehen und unerbittlichen Zuschlagen, es hallte wider von den vielen stampfenden Schritten, die sich schwer über die kahlen dunkeln Felsenhalden durch rollendes Gestein hinaufgearbeitet hatten. Es trug aber auch die Freude in sich, nun den Feind fest vor dem Kolben und dem in der Dunkelheit beim Schein der Leuchtraketen phantastisch blitzenden, aufgepflanzten Seitengewehr zu haben.

Gegen Mitternacht war es, als unsere Truppen die Kuppe in ihren Besitz bekamen. Manch einer hatte sich bei diesem Sturmangriff die Lippen zerbissen, und mancher Kamerad lag weit unten auf dem schweren Wege; denn viele hatte es gepackt.

Auf der Höhe, die ihnen so heiße Arbeit gemacht hatte, saßen sie nun. Davor in den serbischen Stellungen sah es nicht gut aus. Da lagen die Feinde gehäuft und stumm. Und abseits davon arbeiteten unsere Sanitätsmannschaften. Die Lagerfeuer flammten in die Nacht hinein. Hier saßen unsere Leute, die Bayern; dort hockten Gefangene, viele Verwundete darunter mit vor Schmerz verzerrten Gesichtszügen. Hüben und drüben, Angreifer und Verteidiger, um diesen Berg hatten sie miteinander gerungen, und in der ersten Stunde des neuen Tages, bei den brennenden, knisternden, qualmenden Holzstößen mußten sich Sieger und Besiegte achten; denn alle hatten ihre Schuldigkeit getan. Die Serben hatten sich lange gehalten, dann kam aber doch der Augen-

blick des Nachlassens, der Zusammenbruch ihres Widerstandes. Nachdem die ersten kehrtgemacht und die Gewehre fortgeworfen hatten, um besser davonlaufen zu können, folgten ihnen bald die andern. In das Nachtdunkel hinein flohen sie, doch verfolgende Gruppen nahmen einige hundert Mann gefangen, und von denen, die aus der Wildnis der Berge zu Tal strebten, sind viele dort unten von deutschen Truppen empfangen worden.

Es gab nur eine kurze Nachtruhe. Die Verwundeten wurden von den Sanitätsmannschaften und den Kameraden gesucht und zu den am Berghange über dem Ibartal liegenden Hütten der Ortschaften Zezena und Biljanovac gebracht. Mit Fackeln, die im Winde schwelten, die als flammende rote Punkte über dem Kampfboden leuchteten, suchte man die Verwundeten und die Toten, die nun inmitten einer großen Naturschönheit ihren langen Schlaf tun sollten.

Man sorgte für die Gefallenen, und dann kam die Stunde des neuen Aufbruchs. Abwärts ging es. Der Weg war mit Waffen und fortgeworfenen Montierungsstücken bedeckt. Die Senke, in der der Josanicabach zum Teil unter steilen Bergwänden dem Ibar entgegenläuft, mußte durchquert werden; das Kopaonik-Bergland tat sich auf, das sich mit hohen Massiven und weit überragenden Gipfeln längs des Ibar südwärts bis nach Mitrovica erstreckt.

Der Feind floh. Durch die Gewalt des Nachtangriffes der Bayern war er vollkommen erschüttert. Der wilde Sturm auf die Bergkuppe des Dedina Stolica hatte ihm den Mut zu neuem Widerstand genommen. Er gönnte sich keine Ruhe mehr. Man fand überall seine Spuren: Waffen, kleine, flüchtig angemachte Kochfeuer. Beide deutsche Gruppen verfolgten ihn, trieben seine Reste durch das Gebirge, und wenn er nicht schnell genug das Weite suchte, jagten ihn die Gebirgsbatterien mit einigen Schrapnells. Um den Jarebice und Kamenita Kar ging es herum zum Pogrebina, kahlen Felskegeln, die sich zwischen 1300 und 1400 Meter erheben. Wild, doch wunderbar war das Land, das unsere Krieger auf diesen Märschen für sich entdeckten. Blendend weiß stand die stille Höhenwelt vor ihnen. Hier und da fanden sie in einem elenden Dorfe Unterkunft. Doch meistens lagen sie in ihren Zeltbahnen und Decken unter freiem Himmel.

Bergauf und bergab folgten ihnen die Tragtierkolonnen. Die Pferde trippelten auf den schmalen, verschneiten Saumpfaden hinterdrein, über die sich auch die Gebirgsbatterien nachschoben, und allen, den Menschen wie den Tieren, ist manches Mal Schmalhans der Küchenmeister gewesen. Fleisch wurde in den Dörfern gefunden, doch es fehlte an Brot.

Der Feind floh. Er räumte sogar die Stadt Raška, die am Zusammenfluß des Ibar und der Raška liegt; denn auch die deutsche Talstaffel drängte heran und stieß so kräftig gegen ihn vor, daß er Munition in Menge liegenlassen mußte. An den Brücken, die über die beiden Flüsse führen, konnte man sie liegen sehen. Um sie nicht in unsere Hände fallen zu lassen, wurde sie ins Wasser geworfen. Kistenweise hatten die Serben die Infanteriegeschosse in den Ibar geschüttet. Der felsige Boden schimmerte gelb. Unter dem Eis der Raška glitzerte es, und ebenso zahlreich war die Artilleriemunition, französische Granaten verschiedener Kaliber, vernichtet worden. Mit welcher kopflosen Hast das schließlich geschehen sein muß, ließ sich daraus erkennen, daß ganze Kisten fest verschlossen in der Raška lagen und noch Bestände am Ufer standen, die man nicht mehr hatte beseitigen können. Unweit des alten türkischen Zollamtes war der Anblick geradezu lächerlich; denn dort guckten die Granaten aus dem Eis der Raška wie Fische, die Luft schnappen wollten. In der Sonne blinkten die Zünderköpfe. Rot und blau leuchteten die Stahlleiber unter dem Eise, und die Kartuschen dahinter waren wie glänzende, schimmernde Schwanzflossen. Unsere Leute standen dort den ganzen Tag und lachten. Und es schien auch, als ob das alte türkische Zollhaus, dem es lange schlecht ergangen war, wieder ein ganz vergnügtes Gesicht mache.

In Raška war es auch, wo mir der Marsch der Gebirgsstaffel erzählt wurde. Ein leicht verwundeter Offizier, der den Nachtsturm auf den Debina Stolica mitgemacht hatte, wurde dorthin gebracht; er hatte den letzten Teil des beschwerlichen Weges auf einem der kleinen Tragtiere zurückgelegt, während seine Truppe weiter südwärts durch das Gebirge davonzog. Er erzählte mir von den Mühen, von den Anstrengungen, von den furchtbaren, eisigen Nächten, die es für Mensch und Tier gegeben hatte. Er sprach aber auch von der Schönheit der

wilden Bergeinsamkeit, die als eine farbenreiche Schneewüste sich weit vor ihnen auftat, und die sie alle, Mann für Mann, genießend bis zur Neige ausgekostet haben. Von Leid erfüllt klang seine Stimme, als er von der Kameradentreue sprach, die er nun nicht mehr vergelten konnte, da er von seinen Leuten fort sei. „Dort oben war Offizier und Mann gleich." So sagte er. „Wir standen alle neben- und miteinander!"

Ich habe von diesem schweren Gebirgsmarsch in Waffen erzählt, um denen, die daran teilgenommen haben, ein Ruhmesblatt zu schaffen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Im Kriegslager bei Raška.

Im Raume von Kršna lag das kleine Gasthaus, in dem wir übernachtet hatten. Morgens früh, als wir abmarschierten, stand das Gebirge in kaltem Licht; ziehende Wolken und Schneenebel verbargen die Häupter der Berge. Geradeaus vor uns machte die Straße eine Biegung, und dort erhob sich auf dem andern Ufer des Ibar eine riesige, steile Felsmasse, eine weiße, türmende, drohende Eiswand. Auf der schmalen Straße, umdrängt von Menschen, von Wagen und Tieren, schoben wir uns voran. Knietiefer Brei lag in den Löchern. Um die Wagenräder saß der Schmutz so dick, daß man meinen konnte, sie hätten alle Gummireifen bekommen, und den Pferden lag er als trockene, bröckelnde Borke auf dem Körper, bis er von dem neu hinzukommenden wieder durchweicht war.

Alles war grau in grau, selbst die roten Fesse der in einzelnen Abteilungen an der Straße arbeitenden Bosniaken hatten nichts mehr von ihrer Farbe; Hände, Gesicht, Bekleidung, Mann für Mann sah aus, als ob er durch den Schmutz gewälzt worden wäre. Vorwärts ging es. Im Schneelicht zogen wir an der alten Ruine Maglič vorüber, die, ein schwerer Bau mit mächtigem Turm, auf hohem Felsmassiv stromauf und stromab weithin in das schluchtenreiche Tal des Ibar schaut. Am Nachmittag erreichten wir Polumir, ein großes Herbergshaus, das schon von einem Heerlager umgeben war. Wild

romantisch wurde der Abend; denn als die Dämmerung sank, traten die Lagerfeuer überall als glühende, flammende Punkte aus der Dunkelheit heraus. Die Mannschaften kochten, sie hockten zusammengedrängt, standen wie scharf geschnittene Silhouetten vor dem rot leuchtenden Schein der Biwakfeuer, doch es wurde auch hier wieder bald still, und nur die Wachen gingen auf und ab.

Am nächsten Tage erreichten wir mittags Ušće. Kurz vor der Ortschaft durchbrachen Fluß und Straße die Bergmasse des Grncic. 1459 Meter steigen die Felsen auf der Westseite des Stromes auf, während sie sich jenseits im Hinterlande bis zu 1500 Meter erheben. Fluß und Straße bilden einen Engpaß, durch den in der Tiefe über zackiges Felsgeröll, über wild im Flußbett liegende Gesteinmassen die Ibarwasser brausend dahinstrudeln. Sie schießen um die Ecken, sprühen, gischten; sie jagen mit schaumbedeckten Wellenköpfen wie im rasenden Lauf vorwärtsstürzende Reiterscharen heran und vorüber, talwärts brausen die gurgelnden Massen durch die Felsschlucht, sich überstürzend in unzähligen kleinen Katarakten. Gewaltig ist der Anblick, den das Stromtal bietet, und nicht einer unserer Leute ging trotz der Lasten des Marsches ohne ein Wort des Staunens an der Großartigkeit und Schönheit der Natur vorüber.

Verstreut, mit vielen Gehöften lag Ušće im Bergwinkel an der Studenicamündung. Wir waren nahe bei dem alten Zarenkloster, der um 1190 gegründeten Zarska Laura, das von unsern im westlichen Berglande vorgehenden Aufklärungstruppen und Verpflegungskommandos berührt worden war. Strudelnd durchschossen die Wasser der beiden Flüsse die alte Steinbrücke. Als wir sie passiert hatten, entfaltete sich vor unsern Augen ein eigenartiges Bild. Am Ufer der Studenica, auf einem riesigen Ackerlande, war ein Feldlager errichtet worden. Dicht zusammengedrängt standen Hunderte von Wagen, zwischen denen flackernde Lagerfeuer brannten, die ihre züngelnden Flammen, ihre dunkeln Qualmschwaden in die Luft hinauffahren ließen, durch die der Schnee wirbelnd zu stöbern begann. Es war ein Flüchtlingslager, das ein Kommando unserer Truppen dort errichtet hatte; denn von drei Straßen her kamen die Serbenfahrzeuge in der Absicht, durch das Ibartal auf Kraljevo abzuziehen. Da das Heer die Straße



Die vereiste Ibartalstraße.
Im Hintergrund die Ruine Maglič. (Vgl. Seite 366.)



Serbische Bauernhütte unweit Raška in der Golija Planina.



Flüchtlingslager bei Raſka.



Gefangene Serben werden im Lager von Raſka zum Abtransport formiert.

brauchte, mußte man die Wagen festhalten. Und nun standen sie dort mit Kind und Kegel, mit Tieren aller Art, mit abgetriebenen Pferden und lahmen Zugstieren. Es war ein Durcheinander, wie man es sich bunter nicht vorstellen kann. Bettelnde Kinder und Frauen saßen an den Wegen; sie riefen nach Brot, das uns selber fehlte, und die Not ihrer Tage trat wieder einmal deutlich erkennbar mitten unter uns.

O, diese in Lumpen gehüllten Scharen, diese mit Kindern über und über beladenen Wagen, diese leidensschweren, tiefliegenden Frauenaugen, die hohlen Wangen junger Mütter, das Wimmern kleiner, sterbenskranker Säuglinge — all das schnitt ins Herz, und dazu kam das Außerstandesein, Hilfe zu leisten. Manch einer unserer Leute hat dort sein letztes hartes Stück Brot aus der Tasche geholt und fortgegeben, einen Bissen, den er sich selbst abgedarbt hatte; denn in jenen Tagen war gerade Brot das kostbarste Gut, ein Besitz, an dem Kameradentreue wankend werden konnte.

Was hatte das Schicksal dort nicht alles zusammengewürfelt! Bauernvolk und Städter; die einen trugen buntgewirkte Decken und Teppiche um Kopf und Schultern gezogen, die andern standen frierend in dünnen Sommerröcken, mit zerrissenen Schuhen oder gar barfuß. Todmüde Menschen saßen am Straßenrande, im tiefen Kot. Andere, wie an den Hals ihrer Tiere gehängt, wie in Furcht, daß irgendwer sie ihnen nehmen könnte, grüßten jeden vorübergehenden deutschen Soldaten, lüfteten unaufhörlich die Mützen und dienerten unbeholfen. Wie in Fieber unruhig brennende Augen sah ich in dunkeln Schattenhöhlen flammen, und dann erschreckte wieder tierhafte Stumpfheit, geistiges und körperliches Zerbrochensein — Menschen, die auf diesen Leidenswegen schon ganz in die Irre gegangen waren.

Auf Raška zu zogen wir die Straße weiter, die zum Kukavica anstieg, die gähnende Tiefen neben sich erstehen ließ, je mehr sie sich in Bogen, Schlingen und Serpentinen gegen die Paßhöhe des Metalicaberges emporhob. Am nächsten Tage erreichten wir Raška. Zum Zusammenbrechen müde waren Menschen und Tiere, und wieder erhob sich die Not der Quartiere; denn die erst kürzlich besetzte Stadt war mit deutschen Truppen, mit bayerischer Infanterie, bayerischen und

preußischen Jägern, noch so angefüllt, daß der neu eingesetzte Stadtkommandant nicht aus und ein wußte. Auf dem Markt standen in langen Wagenreihen die ersten eingerückten Verpflegungskolonnen. Vor dem Kirchlein hatten sich die Feldküchen einen Ruhestand bereitet; sie dampften und waren umschwärmt, und über den Notsteg der von den Serben gesprengten Ibarbrücke kamen und gingen Tragtierkolonnen in dauernder Folge. Bis hoch hinauf konnte man die langen, sich schlängelnden Reihen der immer kleiner werdenden Pferdchen verfolgen, die mit ihren riesigen Lasten in das Gebirge stiegen, die schließlich wie Perlenreihen, nur durch ihre Bewegung erkenntlich, sich von den weißen, eingeschneiten Karstflächen abhoben.

Auf dem Marktplatz hatte eine Jägerkompagnie Appell. Sie war gerade erst eingerückt. Stramm standen die Leute, doch mancher Mantel hing zerfetzt um die Glieder des Soldaten und legte Zeugnis ab von dem, was die Truppe oben im Gebirge durchgemacht hatte. Mit rotbraunen Gesichtern standen die Mannschaften da. Der Frost, der Wind hatte ihnen die erstarrte Haut so dunkel gefärbt. An der Brücke arbeiteten bayerische Pioniere. Sie sahen bei ihrem Werken nicht auf; denn zum Abend sollte die neue Fahrbahn fertig sein, die die Sprengstelle der Brücke überspannte. Serbische Gefangene, schlanke, kraftvolle Männer, waren ausgesucht worden und gingen nun in langen Reihen, balkentragend, auf und ab. Der Abend kam . . . Der Durchmarsch der Truppen hörte nicht auf. Nach Süden zogen sie hinaus. Es war, als ob sie aus der ungastlichen Stadt wieder in die Natur fliehen wollten. Und als sich die Dunkelheit über die Gassen legte, fing es draußen an den Bergfüßen zu glühen und zu flammen an. Hunderte von Wachtfeuern zeigten, wie weit die Truppen schon wieder in die Berge hinein waren und wo sie ihre Zeltlager aufgeschlagen hatten.

Dieser Abend in Raska gab mir damit ein neues herrliches Bild. Die Stadt im Tale war wie ein glutender Herd. Hunderte von Bränden flammten an allen Straßenecken. Zwischen den Wagenburgen rund um den Marktplatz lagen die Feuerstellen wie gleißende Goldhaufen; zu den Ufern der Flüsse drängten sie sich, sie langten über die Wasserarme fort, krochen über die Hügel, schwangen sich in die

Berge hinauf, daß es aussah, als ob Tausende von riesigen Leuchtkäfern dort niedergefallen seien. Raška und das ganze Bergland in der Runde war ein großes Kriegslager. Bis zu den alten Karaulen und der noch aus der Türkenzeit stammenden Kaserne auf steiler, beherrschender Höhe dehnte es sich aus. Aber noch etwas kennzeichnete diesen Abend, und das war der Gesang, der an den Lagerfeuern lebendig wurde, der nach langer Zeit wieder auferstanden war, der mir wie ein verloren gegangener und wiedergefundener Schatz vorkam.

Wo das erste Lied aufklang? Niemand konnte es sagen, aber wie es kam, das läßt sich wohl erklären: Wir hatten Frost bekommen, der Schmutz auf den Wegen 'fing an zu erstarren, und nach dem, was wir alle auf den Märschen durchgemacht hatten, verhieß das ein Aufatmen und eine neue Lust zum Leben. Von der Feldküche kam ich über den Marktplatz, als ich plötzlich den Gesang hörte. Abkochende Mannschaften hatten es sich hinter einer Hausmauer gemütlich gemacht. Ein naher Lattenzaun war ihr Brennholzlager, und da in Raška auch etwas Brot verteilt worden war, fehlte eigentlich nichts an der schnell zu schaffenden Glückseligkeit des Feldsoldaten. Die Konservenbüchsen standen geöffnet in der heißen Holzasche. In den Deckeln der Kochgeschirre wurde gebraten, und während viele Hände rund um das Feuer hantierten, sangen zwei gut aufeinander abgestimmte Stimmen:

Wo die Wälder noch rauschen, die Nachtigall singt,
Die Berge hoch ragen, der Amboß erklingt,
Wo die Quelle noch rinnet aus moosigem Stein,
Die Bächlein noch murmeln im blumigen Hain,
Wo im Schatten der Eiche die Wiege mir stand,
Da ist meine Heimat, das Bergische Land.

Zwei Jäger waren es, Leute vom Niederrhein, die das Kriegsgetümmel wie Millionen andere in die Welt hinausgeworfen hatte, und die nun in Stunden des Aufatmens der Heimat gedachten. Ich habe wohl eine gute Stunde mit ihnen zusammen am Feuer gesessen, und wir sprachen von dem grünen Hügelland, um dessen Höhen die Wälder rauschen, durch dessen Täler die Bäche an bunt verstreuten Kotten vorüberspringen, wo in arbeitsfreudigen Städten die Hämmer klingen und ehemals die Grafen von Berg auf ihrem Schloß über

der Wupper residierten. Der eine, ein Oberjäger, war Lehrer, und so wurde auch die Geschichte lebendig mit den Namen Jülich, Kleve, Mark, Berg und Ravensburg, mit denen sich die ersten Begriffe vom Aufstieg Preußens verbinden.

Der Himmel war klar geworden, er hing voller Sterne. Nach dem Essen wurden die Pfeifen gestopft, und wir tranken guten Tee, den ich noch im Brotbeutel gehabt hatte. Über die Straße herüber schallte ein anderes Lied. Rauhe Männerkehlen sangen es, und ich mußte an Polen denken, wo ich es zum ersten Male und oft gehört hatte:

> Lieb Vaterland, lieb Vaterland,
> Du läßt die Trommel rühren:
> Von der Donau bis zur Waterkant,
> Ganz Deutschland muß marschieren.

Ja, marschieren! ... Doch damit war es in diesem gesegneten Lande nicht abgetan. —

Über den Bergen ging der Mond auf. Im blaugrünen, flimmernden Licht des Winterabends lag die Höhenwelt des Kopaonik. Phantastisch wie erstarrte Wellen schoben sich die Kuppen, die Kegel und Kämme durcheinander; um den Savinac lagerten sie: Dubovi, Orlovac, Korab und wie sie alle heißen, und über sie hinaus hoben sich Blato und Kozja Glava; ihre Grate und Spitzen, die bis über 1100 Meter emporsteigen, schimmerten, leuchteten in ihren weißen Schneemänteln. Dort hinauf waren unsere Bayern und preußischen Jäger gestiegen, während ihnen der Schneesturm mit Stößen und Wirbeln die scharfkantigen, feinen, nadelspitzen Eiskristalle ins Gesicht schlug. Es muß eine Welt des Schreckens gewesen sein, aber sie nahmen von ihr Besitz, sie packten dort oben den Feind an, der Raška, die Talstadt, nicht hatte halten können, aber sich auf den östlichen Höhen darüber in den Schnee eingrub, um von dort die Vormarschstraßen, seine Rückzugswege, und besonders die auf Mitrovica und die Kosovo Polje, das alte, historische, blutgetränkte Amselfeld, beherrschen zu können.

Zwei Tage zuvor, beim Morgengrauen, war dort noch gekämpft worden. Wir hörten davon; denn während wir saßen und von Deutschland sprachen, kam einer langsam und still aus dem Abend-

schwarz in das rotglühende Licht des flammenden Feuers. Er trug auch den Tschako; schwarz-weiß war die Kokarde. Beim Kleiderappell hätte er, wie mancher andere, in seinen Lumpen sicher eine schlechte Figur abgegeben. Aber dort am Feuer rückten wir zusammen, damit er einen Platz fände.

Er nickte nur, trat dicht heran und fragte dann: „Kameraden, habt ihr nichts zu essen?"

„Damit ist's knapp bestellt. Aber komm nur!", war die Antwort.

Als er sich setzte, sahen wir, daß er ein steifes Bein hatte. Es zuckte über sein Gesicht.

„Verwundet?"

Unter dem Mantel, zwischen dem zweiten und dritten Knopf guckte die Krankenkarte hervor. Er schob sie fort und sagte:

„O, 's macht nichts! Gestern früh. So durch das Dicke vom Oberschenkel. Wenn nur das Laufen nicht wäre . . ."

Er hielt schon Brot in den Händen, die rußschwarz waren und vor Kälte glänzten, Brot und Fleisch. Die Zähne hieben hinein. Und dann trank er Tee. Er schluckte ein ganzes Kochgeschirr voll herunter, ohne abzusetzen. Als das Getränk warm in ihm hinunterlief, stöhnte er vor Wonne: „Herrgott!" —

Es war, als ob er auftaute. Er lachte dem Feuer zu, steckte die Hände fast in die Flammen und fing darüber zu erzählen an: Zwei Tage wäre er unterwegs, da er nicht so schnell vom Fleck kam wie die andern, die auch zurück mußten. Er lachte. Zwei magere Tage — etwas Zwieback und Ziegenkäse! Aber nun ist ja auch der Marsch vorbei, und man weiß nur noch, wie es vorher war.

Um das Feuer saßen wir mit nach vorn gebeugten Oberkörpern. Alles an dieser Stellung war Frage, und ohne sich lange auffordern zu lassen, sprach der Jäger während des Essens weiter.

„Vorher . . . als es bergan ging . . . Donnerwetter, der letzte Tag und dann die Nacht! Es war eine Hundekälte. Zum Festfrieren. Und die furchtbare Glätte. Dazu sah man so gut wie nichts; denn die Flocken stoben so dicht, daß es einem vor den Augen flimmerte und tanzte. In den vollgewehten Senken standen wir bis über den

Leib in Neuschnee, der zu glühen anfing, als das Tageslicht heraufstieg, der blendete, daß uns beim Zielen die Augen schmerzten. Aber was konnte man daran ändern? Nichts. Angreifen, das war das einzige, und so mußte eben herangegangen werden, damit das Spiel zum Ende kam."

Nach einigem Nachdenken sagte er dann: „Gearbeitet haben wir dort oben in Eis und Schnee, daß uns der Schweiß in Bächen über den Körper lief. Stufen, Gänge — es war hart, aber es mußte sein; denn die Maschinengewehre sollten doch auch mitsprechen. Und wie so oft, ging es auch dort: wir brachten sie von Kuppe zu Kuppe, und dann lag der langgestreckte Kamm da, auf dessen Höhe sich die Serben eingeschanzt hatten. Ein Hagel empfing uns. Es prasselte wie ein wildes Wetter. Kameraden fielen, sanken verwundet in den Schnee. Da packte uns die Wut, und was aus den Gewehren heraus konnte, mußte hinaus. Wir schossen, bis die Läufe warm waren, und wir schossen gut. Dazu hämmerten, knatterten die Maschinengewehre, und dann kam das Brüllen: Hurra! Das Schreien aus vollen Lungen. Wir heulten im Ansturm; denn es war schade um jeden Mann. Da klappte ich selbst um und blieb liegen. Was hinter mir war, jagte vorbei. Sie brüllten alle, als ob sie am Spieße steckten, und dann ... dann waren sie in den serbischen Schneelöchern."

Er trank den Tee, der in der Holzasche heiß stand. Zwischendurch lachte er — wir andern schwiegen — und fuhr dann nach einer Weile fort:

„Herrgott! Was von den Serben noch da war, hat das Rodeln gelernt! ... Ihr könnt mir's glauben. Und sie sind bei Gott nicht immer auf dem Hintern zu Tal gefahren! Aber runter kamen sie! Die Unsern haben den Berg reingefegt!"

Noch einige Minuten saß er still, dann wollte er aufstehen; wir halfen ihm und brachten ihn über den Markt zur Krankensammelstelle. Mir schien, daß er Fieber hatte.

Am nächsten Tage folgte ich im Zuge der Raška auf primitiver Straße weiter unsern nach Süden vorrückenden Truppen. Wild war das Bergland, durch das wir kamen. In den Sandschak Novipazar ging es hinein. Das halb verfallene Gebäude des türkischen Zollamtes kam

mir vor wie der Türgriff an der Pforte des Türkenreiches, das ehemals bis hierher sein Gebiet ausgedehnt hatte. Schwarz wurde das Bergland, grotesk die Formen der Felsmassive, immer kahler, immer wilder die Hänge. Mit nackten Platten türmten sich die Gneisschollen auf. Grün gab es nur im Talgrunde, durch den mit vielen Windungen die Raſka von Süden her floß. Daß man in altem, von vielen Kämpfen heimgesuchtem Grenzland sich befand, rückten aber auch die dicht beieinanderstehenden Wachttürme, die Karaulen, in die Erinnerung. Scharf gegenüber standen sich die kleinen, runden türkischen Häuser der Grenzposten und die viereckigen der serbischen Wachen. Ihres Amtes waren sie enthoben, aber sie hielten noch an ihren alten Plätzen hoch oben auf den Bergen oder auf vorgeschobenen mittleren Halden aus, die dem Blick ein weites Schweifen über das Raſkatal gestatteten.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Die Deutschen in Novipazar.

Die Straße, über die wir nach Novipazar marschierten, war unterhaltsam. Allerlei Fuhrwerk kam uns entgegen, niedrige, wackelige Karren, vor denen Zugstiere mit mächtigen, oft kühn geschraubten Hörnern im Joch gingen. Nebenher wanderten bunte Gestalten, Männer, die wie Flickenbündel aussahen, die auf die Wanderung gegangen sind. Die türkische Bewohnerschaft des Sandschaks Novipazar machte sich bemerkbar. Und dann kamen albanische Bauerngefährte. Männer und Frauen begleiteten sie; die Frauen phantastisch bunt gekleidet, die Männer in weißen, filzstoffartigen Anzügen, in engen, schwarzbesetzten Hosen, mit kurzen Jacken und weiten, schwer darüberhängenden Mänteln. Die Türken trugen den roten Fes oder bunte Turbane, grellfarbige, weithin leuchtende Tücher, die Albanier hatten den kleinen, runden, weißen Filzdeckel auf dem Kopfe. An ihrem Körper leuchtete nur die meist rote Leibbinde, die ihnen zugleich Tasche ist, und aus der der Knauf des Dolchmessers herausguckt.

Altes türkisches Grenzland aus der Zeit, da Albanien noch kein selbständiger Staat, da Montenegro ein bescheidenes Fürstentum war

und des kleinen Serbiens Grenze noch aus dem Uvac-Drina-Winkel über Raška nach Köstendil verlief. Unsere Soldaten marschierten nun durch das Gebiet, das auch heute noch so rein morgenländisch ist, wie es der Orient nur sein kann. Es war ein merkwürdiges Gefühl, wenn man unsere feldgrauen, in der Kleidung kriegsmäßig mitgenommenen Heeresabteilungen vorwärtsziehen sah. Was hatten sie schon alles kennen gelernt! Der Krieg würfelte sie hin und her, und manchem Manne dehnte sich die engbegrenzte Heimatflur zur Weltenweite. Sie bekamen einen Blick für das Fremde, aber sie staunten es nicht mehr als Absonderlichkeit an, sondern fügten es als selbstverständlich in ihren Lebenskreis ein. Der Krieg hatte sie sachlich werden lassen.

Immer dem Laufe der Raška folgend, zog sich die Straße voran. Sie wand sich, sprang über Bergrücken nach oben und kroch nach unten; hart an dunkeln, wilden Felswänden zog sie vorbei, berührte elende Dörfer, die ihre Häuser in den schluchtartigen Einschnitten verbargen. Es war, als ob die Hütten sich vor sich selber schämten. Über losem Hausteinuntergrund standen sie, die Wände aus Weidengeflechten gemacht, die notdürftig um vier Eckpfähle gebogen worden waren. Mit einem Gemisch aus Stroh und Lehm, das glatt gestrichen wurde, waren sie beworfen. Die Dächer bestanden aus rohem Astholz mit Reisig und Kukuruzstroh, so daß jedes eine Armseligkeit ohnegleichen darstellte. Manches elende Dorf lernten wir in Serbien kennen, die elendesten, die verkommensten aber doch in diesem alttürkischen Grenzlande. Als Quartierstätten waren sie den Truppen nie eine Freude. In Raška hatten wir es noch erlebt, daß man einen verunglückten Bataillonsführer in mühsamem Transport aus den Bergen herunter- und zurückbrachte. Am Abend, als die Truppe Rast machte, hatte er mit einigen seiner Leute eine solche Hütte betreten, um Schutz vor den durch das Gebirge stoßenden Schneewinden zu haben. Als man es sich in dem schmutzigen Hause eben kriegsmäßig gemütlich zu machen versuchte, als das Feuer zum Kochen gerade aufflammte, fiel der Bau zusammen und begrub alles, was unter seinem Dache glaubte Zuflucht gefunden zu haben; der Führer hatte dabei ein Bein gebrochen. —

Am Nachmittage war es, als wir die letzte Höhe vor Novipazar erreichten und dann die Stadt vor uns liegen sahen. Es war wie

ein Bild aus fernem Märchenlande... Tausend und eine Nacht!... Gegen den klaren Himmel zeichneten sich in vielfältigen Farben getönt die Berge, und dazwischen, im Tale davor, kraus und krumm als ein Gewirr von Linien und Dächern, lagen die schmalen Gäßchen, die von einer ganzen Schar schlank hochstrebender Minaretts überragt waren; Novipazar besitzt eine große Moschee und neunzehn Dschamijen. Wahrlich, wir romantischen Deutschen bekamen so etwas wie ein freudiges Herzklopfen. Ein Gefühl der Erwartung war wohl in jedem lebendig: dort unten mußten wir alte Freunde treffen. Ich hörte neben mir im Gespräch zweier Leute, wie der eine von Ali Baba und den vierzig Räubern erzählte. Selber ertappte ich mich bei ähnlichen Gedanken; denn ich hatte mir gerade vorgenommen, nach Sindbad, dem Seefahrer, zu fragen und auf Aladdin und seine Wunderlampe zu fahnden. Ja, was wir ehemals als Märchen hingenommen hatten, was vor langen Jahren ein Land der Träume war, hier lag es vor uns als eine greifbare Welt. Wie ist doch der Krieg reich an Überraschungen! Und die Stimmung, die uns erfaßte, wuchs; denn wir marschierten gerade in der Stunde in die Stadt hinein, als das Licht zu sinken begann und von den Minaretts der abendliche Gebetruf erklang. Mit schwermütigem Stimmfall riefen die Muezzin das Lob Allahs und Mohammeds des großen Propheten nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Durch die kleine Bogenpforte auf dem Umgang des Minaretts erschien der Gebetrufer. Wir standen still, blickten in Scheu zu ihm hinauf, sahen ihn um das schlanke, runde Türmchen gehen und wieder verschwinden. Er war wie ein Stück Märchen und doch so wirklich. Und das Merkwürdigste an all dem war, daß die eine große, gewaltige Gegenwart, der Krieg, sich nicht vergessen ließ; denn durch die nahe Hauptstraße von Novipazar drängte der Heerhaufen hinein: waffentragende deutsche Männer.

War das ein Leben! Es wimmelte von Menschen auf der Straße. Die Türken liefen, standen, staunten. In der Basarstraße erhoben sie sich — wer den Orient kennt, weiß, was das heißen will — von den Kohlenbecken, die überall in den offenen Buden standen. Prachtvolle Köpfe waren dort zu sehen. Es leuchteten die vielfarbigen um die Fesse gewundenen Turbantücher. Alte, bärtige Männer standen mit blitzenden

Augen auf der Gasse. Sie grüßten unsere Leute, die ihnen wiederum zuwinkten und im Übermut manch scherzhaftes Wort entgegenriefen.

Die Deutschen in Novipazar! Wie den Türken in diesen ersten Stunden des Einmarsches und den nun folgenden Tagen des Durchmarsches zumute gewesen ist, wir haben es empfunden und haben es auch gesagt bekommen. Von ihrem Mutterlande waren sie losgerissen worden, und eine Zeit des Unglücks ging der der Unterdrückung vorauf, die mit dem Beginn des Weltkrieges noch stärker fühlbar wurde. Und nun waren die Serben in wilder Unordnung, fluchtartig durch die Stadt gekommen. Ihre Trosse hatten sich hereingedrängt in das Gewirr der schmalen Straßenzüge, um so schnell wie möglich zum jenseitigen Ende der Stadt wieder hinauszukommen. Sie hatten Eile, die Grenze von Montenegro zu erreichen; denn dort glaubten sie sich geborgen — sie wußten ja nicht, daß auch das Land der Schwarzen Berge einer von tatkräftigem Willen getragenen Verfolgung kein unüberwindbares Hindernis bedeuten konnte.

Herzerquickend komisch war die Begeisterung, in die ein Teil der männlichen Bevölkerung, der Türken sowohl wie der Albanier, ausbrach. Die Spitzen unserer Kampftruppen, die die Stadt vom Feinde geräumt fanden, stießen den Serben sofort nach und folgten ihnen von neuem auf den gegen Orasje und Jablanica in das Grenzbergland führenden Straßen. Als man sie davonziehen sah, stürzten die Männer in die Häuser und kramten an Waffen hervor, was sie noch besaßen. Manch merkwürdig Ding kam dabei zutage; denn neben dem modernen Gewehr lebten Steinschloßbüchsen und von vorn zu ladende Räuberpistolen auf, doch in der Begeisterung schien alles recht zu sein. Man wollte nur einen eigenen Heerhaufen bilden, um mit den Deutschen hinauszuziehen und an ihrer Seite gegen die Feinde zu kämpfen. So gewaltig war der Tatendurst der wild aufgeregten Männer, daß sie sich gleich organisierten, und während die erste Bande schon abmarschierte, erfaßte eine zweite so ungeheure Kampfeslust, daß die ihr angehörenden Helden plötzlich schon in der Stadt die Gewehre luden, auf die Hausdächer stiegen und einfach wie besessen in die Luft hineinknallten ... Im Ernst, so taten sie. Die fernen Bergwände, über die die Serben davongezogen, waren ihre Ziele.

Hoch schlugen die Wogen der Begeisterung. Zum Glück war es kalt, und es schneite; denn sonst wäre wohl die edle Einwohnerschaft noch mehr aus dem Häuschen gewesen. Unsere Soldaten nutzten natürlich die Gelegenheit, in den Basarstraßen bei den türkischen Händlern Einkäufe zu machen. Der Geschäftsverkehr zwischen ihnen, den Türken und den Albaniern regelte sich sehr einfach; denn was man auch kaufte, kostete rund eine Krone. Ein Apfel, zwei oder drei Äpfel: eine Krone. Zündhölzer: eine Krone. Desgleichen eine Handvoll Nüsse, Schuhriemen, Zigaretten oder Tabakpakete: eine Krone; wohin man hörte, immer wieder: eine Krone. Ob es Geschäftssinn oder Unkenntnis der fremden Münzwährung gewesen ist? Jedenfalls fanden unsere Soldaten, daß die Geschäfte nicht auf geraden Beinen standen. Sie haben nach Auswegen gesucht und haben sie gefunden. Sie wurden Gäste in den Barbier- und Kaffeestuben; denn im selben Laden konnten sie sich den Bart kratzen lassen und eine Tasse Türkenmokka genießen. Frisch verjüngt vor dem kleinen Öfchen zu sitzen, in dem ein behender Türke in kleiner Kupferkanne den Kaffee kochte, das war etwas nach ihrem Sinn. Dort ließ es sich plaudern und rauchen, da war man beinahe „wie bei Muttern zu Hause".

In dicken Haufen tummelten sie sich durch die Basarstraße, die alles andere als sauber war; denn an ihrem einen Ende sprang in der Mitte ein Bächlein dahin, aus dem Kolonnenkutscher ihre Pferde tränkten. Man genoß diese Märchenwelt, die angefüllt war mit phantastisch gekleideten Gestalten, diese Welt fast ohne Frauen; denn die christlichen Albanierinnen machten sich rar, und die mohammedanischen Türkinnen, die Wohlbehüteten, saßen abseits hinter Mauern, hinter den vergitterten Haremsfenstern der von Höfen und Gärten umgebenen Wohnhäuser. In Ruhe und Abgestorbenheit lagen die türkischen Gassen. Rote Halbmonde mit dem Stern in der offenen Seite der Sichel zeigten die Häuser an, in denen türkische Familien wohnten. Es war Befehl erteilt worden, auf die religiösen Gefühle der Bevölkerung in jeder Weise Rücksicht zu nehmen, und so durfte kein osmanisches Haus betreten, geschweige denn durch Einquartierungen beunruhigt werden. Bequem war das natürlich nicht; denn die Truppen lagen dadurch auch hier wieder zum großen Teil auf der

Straße, und da man sie nicht in der Stadt biwakieren lassen wollte, so zogen sie von neuem in die Berge. Immerhin gelang es aber doch, in den von Albaniern und Serben bewohnten Häusern Unterkünfte in Menge zu schaffen. Man erkannte diese Gebäude an ihrer Bauart; denn sie standen fensterreich an den Straßen, während die Türkenhäuser, unsichtbar für den äußeren Verkehr, von der Gasse entfernt liegen, als ob sie sie meiden wollen.

In diese schmalen Gassen, die selbst am Tage abendstill sind, kam wenig Kriegsgetümmel; denn im allgemeinen respektierten unsere Leute die Sitten der Moslems — es hat nur hier und da einen die Neugierde gepackt, einmal leise so ein Hoftor aufzuklinken und durch einen schmalen Spalt in die von Mauern umgebene Welt der türkischen Familie hineinzuäugen. Im ganzen ging der Verkehr ruhig weiter. Im Südviertel der Stadt, gegenüber dem Bürgermeisteramte, wurde eine alte Dschamija, ein Bethaus, zum Proviantamt gemacht. Dort drängten sich nun vom Morgen bis zum Abend die Wagen und Tragtiere, auf denen Verpflegungsmaterial für die Truppen herangeschafft wurde. Die deutsche Korpsintendantur zahlte nach festgesetzten Preisen. Es wurde nichts requiriert. Was benötigt wurde, erfuhr die Bevölkerung durch öffentliche Bekanntgabe, und die neueingesetzten Verwaltungsbehörden sorgten durch sanften Druck für schnelle Lieferung. Groß ist die Ausbeute aber trotz des lockenden Geldes nicht gewesen; denn die Serben hatten auf ihrem Durchzug doch noch so viel Zeit, für ihren Bedarf zu sorgen, und so kamen wir nicht gerade vor volle Schüsseln. Freilich viel können sie uns nicht vor der Nase fortgeschnappt haben; denn der Sandschak Novipazar ist ein armes Land. Auf seinen mageren Äckern gedeiht nur karge Frucht, und es ist damit so wie mit den Waren, die in den Basaren der Stadt feilgehalten werden: sie stellen keine großen Werte dar, sie befriedigen nur gerade die bescheidenen Ansprüche der Bevölkerung.

Von den orientalischen Höflichkeiten muß ich noch berichten, die man in Novipazar den schwarz-weiß-roten Farben erwies. Für den Korpsstab war im ehemaligen türkischen Konak, den zuletzt noch die serbischen Behörden als Verwaltungsgebäude benutzt hatten, Quartier gemacht worden. Aus allen Teilen der Stadt hatte man an Öfen

herbeigeschleppt, was aufzutreiben war, um die kalten Räume einigermaßen bewohnbar machen zu können. Exzellenz von K....., der Kommandierende General, kam mit seinem Stabe in die Stadt hineingeritten. Von der Bergstraße herunter ging es in die serbische Vorstadt, die bald hinter ihm lag, dann kam die lange türkische Basarstraße, und nachdem an deren Ende die Raška auf kleiner Brücke überquert worden war, öffnete sich hinter einem labyrinthischen Gewirr kleiner Gäßchen der weite Platz, an dem der Konak liegt. Dort wurde angehalten. Doch kaum geschah das, so traten aus dem Hause fünf Bürger der Stadt heraus, an ihrer Spitze Hamid Aga Tschilerdschitsch, der Altbürgermeister, den ein kroatischer Fähnrich als Dolmetscher begleitete. Auf die Kunde, daß der Korpskommandeur der deutschen Truppen in Novipazar einziehen werde, hatten sich die Bürger um ihr ehemaliges, von den Serben seines Amtes enthobenes Stadthaupt geschart. Sie hatten ihre besten Kleider angelegt und waren nach dem Konak geeilt, um dort in Geduld zu warten. Als Türken wollten sie dem deutschen Truppenführer huldigen, und so empfing ein Schwall von schönen Worten den General, der dankend ihre Begrüßung entgegennahm. Im Namen des Obersten Kriegsherrn sagte Exzellenz von K..... der Bevölkerung Schutz und Beistand zu; er versicherte, daß man Sitten und Gebräuche achten und die Schwere der Kriegslasten soweit wie möglich zu mildern versuchen werde.

Der Platz, der sich schnell mit neugierigen Moslems gefüllt hatte, erlebte nun, da die von dem Dolmetscher übersetzten Worte schnell von Mund zu Mund gingen, einen laut aufbrandenden Sturm des Jubels. „Živio!“ klang es auf. „Živio! Živio!“ ohne Ende.

Exzellenz von K....., der sich von der Menge stürmisch umringt sah, saß von seinem Pferde ab, doch ehe er aus dem Gedränge hinauskommen und den Konak betreten konnte, sprang der Altbürgermeister auf ihn zu, umarmte und küßte ihn auf beide Wangen und wollte sich über die Verblüffung des Kommandeurs nun schier krank lachen. Wieder klang es über den Markt: „Živio! Živio!“ und das nahestehende Volk nahm sich nun den braven Rappen des Generals vor. Das Pferd wurde geliebkost, man streichelte den Sattel und küßte die Steigbügel.

Doch damit waren die Empfangsfeierlichkeiten, die die türkischen Herren vorbereitet hatten, eigentlich erst eingeleitet. Freilich spielte sich, was nun kam, mehr in der Stille ab. Aber es verblüffte doch den ganzen Stab; denn niemand wußte recht, was sich hier schickte, wie man diesen Ehrungen und Aufmerksamkeiten von deutscher Seite gerecht werden konnte. Untereinander fragten sich die Offiziere nach orientalischen Sitten und Gebräuchen aus. Doch guter Rat war teuer.

Am Nachmittag, als es dunkelte, kam die zweite Abordnung. Auf großen, kunstvoll geschlagenen, verzinnten Kupferplatten trug sie, wiederum von dem Altbürgermeister angeführt, Speisen dem Konak entgegen. Es machte den Eindruck, als ob ein ganzes Hochzeitsessen aufgetragen werden sollte, so groß war die Reihe der nach landesüblicher Art zubereiteten und wohl sicher mit viel Überlegung ausgesuchten Gerichte. Zuerst kam eine kalte, in dickem Teig gebackene Fleischpastete. Es folgten dann eine gebratene Pute, eine Gans und Hühner und dazu Erbsenbrei und Klöße und zum Schluß noch eine süße Speise. Altbürgermeister Hamid Aga Tschilerdschitsch, ein hochgewachsener, weißbärtiger alter Herr, war wieder ganz Würde, und diesmal geriet ihm der Chef des Stabes in die Arme, dem es genau so erging wie mittags dem Herrn General.

Diese liebevolle, zärtliche Begrüßung schien eine ständige Einrichtung im Verkehr des nun inzwischen neu eingesetzten Stadtältesten mit unsern militärischen oberen Kommandostellen werden zu wollen; denn auch in den nächsten Tagen wurde sie weiter durchgeführt. Attackenartig fiel der Altbürgermeister über die von ihm Auserwählten her. Es gab kein Entrinnen, und so kam nach und nach der ganze Korpsstab an die Reihe.

In einem kleinen Zimmer des Konaks, das wie alle Räume des Hauses von oben bis unten mit naturhellem, ungestrichenem Holz getäfelt war, saßen wir an einem dieser Novembertage in notvoller Enge bei Tisch. Wieder gaben Hamid Agas Ehrungen den Gesprächsstoff; denn an diesem Morgen war ihm der neueingesetzte erste deutsche Stadtkommandant von Novipazar, Major O..........., unterlegen. Hamid Aga hatte ihn in einem regelrechten Sturmangriff übermannt. Aber noch etwas anderes machte für den Stab den Tag zu einem

besonderen und frohen: wir durften den Geburtstag des Kommandeurs begehen, und der Chef des Stabes konnte in seinen kurzen, kraftvollen Glückwunschworten die Mitteilung machen, daß das serbische Heer im Südwesten von Novipazar, im Westen von Pristina, auf dem Amselfelde, geschlagen war. Nochmals war ein heißer Kampf entbrannt, der nun damit geendet hatte, daß auf dem alten, historischen Schlachtfelde die letzten serbischen Heeresmassen so zusammengehauen worden waren, daß ihre Reste in wilder aufgelöster Flucht das Weite suchen mußten. Zu einem Verhängnis war der Kampf dem Feinde dort geworden; denn er besiegelte als Schluß das Ringen dieses durch Verblendung und Übermut in den Krieg eingetretenen Volkes.

„Auf neue Siege im neuen Lebensjahr!" tranken wir an diesem Geburtstage des Korpsführers, dessen Truppen durch ihre Verfolgungskämpfe an dem errungenen Sieg mit beteiligt waren. Die eingetroffenen Nachrichten verkündeten ein großes Ereignis; denn sie bedeuteten ja nichts weniger als den völligen Zusammenbruch der serbischen Armee und den Abschluß der Operationen gegen das Heer König Peters.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Zurück über die vereiste Ibarstraße.

Alles stand zum Vormarsch bereit. Auch unser Gepäck war gerüstet. Die Burschen wurden mit den Wagen und Tragtieren erwartet; denn nun sollten wir über die montenegrinische Grenze marschieren. Im Gebäude des türkischen Konaks hatte es aber eine unruhige Nacht gegeben; wieder eine, wie schon so viele. Befehle waren ausgearbeitet worden, mußten wieder umgestoßen werden, und was an die Stelle der ersten trat, erhielt eine dritte Nachfolge. Und dann, gegen Morgen, kam für das Korps die Nachricht über den Draht: „Das Ganze halt!"

Der letzte Befehl stand im Zusammenhang mit den Geschehnissen auf dem Amselfelde, und das Korps, schon auf einen eiligen Vormarsch vorbereitet, lag mit einem Male still, wie eine Maschine, deren vielfältig ineinandergreifende Räder durch einen einzigen Hebeldruck aus-

geschaltet werden. So schnell machte sich also der im Südwesten von Priština errungene Sieg durchgreifend fühlbar, daß die Wirkung, die er auf einzelne Truppenteile ausübte, zunächst verblüffte. Drei Tage des Wartens kamen in Novipazar. Drei Tage, die die kleine Stadt immer kleiner werden ließen; denn man ging spazieren, man traf sich überall: beim Handel auf dem Basar, in den engen türkischen Kaffeestuben, vor den von unsern Leuten dicht umlagerten Läden der albanischen und türkischen Rostbrater, in der Ecke bei den Hammelschlächtern, die mit dem Fett der ausgehängten, ausgeschlachteten Tiere prahlten, als ob sie Juwelen oder Spitzen zur Schau zu stellen hätten. Morgens, mittags und abends stand man vor dem Tor der großen Moschee und zählte die lange Reihe der Pantoffel; gegen 50 Paare waren es zumeist, und man wußte, ob alle Mitglieder der Gemeinde dem Rufe des Muezzins gefolgt waren . . .

Am dritten Tage kamen dann die ersten Truppen des Korps auf dem Rückmarsch wieder durch die Stadt. Die ihnen gestellten Aufgaben waren erfüllt, und so zogen sie den befohlenen Ruhestellungen entgegen. Sie marschierten durch den kalten Wintertag und sangen. Ihre schweren Schritte stampften über das holperige Kopfsteinpflaster der Basarstraße, aber ihr Lied kam nicht aus dem Rhythmus:

Es war ein Knab' gezogen
Wohl in die Welt hinaus,
War ihm sein Lieb auch gewogen,
Das Glück, das Glück blieb aus.
Und er wanderte weit
Zur Sommer-, Sommerzeit,
Wenn im Walde die Heckenrosen blühn...

Sie hatten es gut, obgleich ihnen der Wind nicht gerade sommerlich um die Nase wehte. Sie wußten es schon: der serbische Feldzug hatte den Waffen der Verbündeten nun volle Ehre gebracht, und ein jeder von ihnen hatte daran mitgeholfen, sie zu erringen. Das war wohl schon des Singens wert.

Am Nachmittage saß ich noch einmal auf dem Rathause im Amtszimmer des Bürgermeisters mit dem Kadi und dem ersten Bürger der Stadt zusammen. Der Kadi trug die schneeweiße Turbanbinde, und Salich Beg Rastovac sprach mit Beweglichkeit. Wundervoll waren



Gefangene Serben passieren die Studenicabrücke bei Ušće.
(Vgl. Seite 387 f.)



Die vereiste Ibartalstraße.



Straßenbild aus Pirot.



Von den Bulgaren gefangene Serben in Pirot.

die drei würdigen Herren. Jeder einzelne Kopf hatte Charakter; denn unter den gefurchten Stirnen saßen lebendige, sprühende Augen. Breite Bärte rahmten die Gesichter ein, und wie in ihrer äußeren Erscheinung waren die Männer auch nach der Art, in der sie sich gaben, echte Repräsentanten des Morgenlandes. Kaffee war in kleinen Tassen gereicht worden. Der Dolmetscher half das Gespräch vermitteln. Wir rauchten Zigaretten und nahmen voneinander Abschied.

„Wer wird kommen und wer wird bleiben, wenn ihr fort seid, Herr?“ fragte der Bürgermeister.

„Wohl die Österreicher, Effendüm.“

„Gut, Österreicher, Bulgaren oder Türken, es soll uns gleich sein, wenn es nur nicht die Serben sind; denn sie haben uns alle beraubt. Sie haben unsere Frauen enthüllt, als sie in die Häuser eindrangen. Sie haben den Frauen und Töchtern die Halsketten gestohlen!“

Der Kadi sagte wie aus eigenen Gedankengängen heraus: „Die deutsche Macht, die deutsche Kraft, das deutsche Schwert, davon hört man auf der ganzen Erde.“ Seine Worte waren die Variation eines schönen, alttürkischen Sprichwortes, und Hamid Aga Tschilerdschitsch nickte und erzählte dann:

„Wir hatten durch Gerüchte gehört, daß die Deutschen kommen sollen, daß die Serben geschlagen werden und unterliegen. Doch böse Menschen sagten, daß eure Truppen trotzdem nicht zu uns kommen könnten. Und doch kamen sie, und wir sind nun mit euch zusammen. Wir sind unzertrennbar geworden wie gute Brüder, wie — wie die Finger an einer Hand.“

Salich Beg Rastovac wiegte den Kopf und fügte hinzu:

„Als hätte uns nach der langen Zeit des Winters die Sonne des Frühlings erwärmt, so froh sind wir über das Kommen der Deutschen, die wir sehr erwartet haben; so sehr wie ein Erfrorener, der auf die Sonne hofft.“

Neu, fast märchenhaft klangen uns die bilderreichen Redewendungen der Orientalen.

„Allahu Ekber ...“ Als ich aus dem Rathause kam, klang schon der Ruf des Muezzins dunkel, schwingend, weitgetragen vom Minarett der großen Moschee, der Ali Dschami, herüber. Es war die

Zeit des Afscham, des vierten Gebets: „Gott ist groß, ich bezeuge und glaube, daß Gott groß und Mohammed sein Gesandter ist. Eilet zur Freude! Eilet zum Gebet!"

Im Basar wurden die Läden geschlossen, spärliche Lampen flackerten trübe unter den alten Holzlauben vor den Budenreihen in das beginnende Abenddunkel hinein. Sie leuchteten schlechter als die vielen mit Hammelblut an die Hausfronten gemalten Halbmonde mit dem Stern, die den deutschen Soldaten das Haus eines Osmanen anzeigen sollten. Novipazar ging zur Ruhe. Aber am Himmel summte und brummte es noch: deutsche Flieger! Die Augen suchten, aber sie fanden sie nicht. Ein klarer Wintertag ging zur Neige, den hatten sie genutzt. Sie segelten gewiß in langen Aufklärungsflügen hoch über Montenegros wild zerklüftete Bergmassen, die nun unter Schnee begraben lagen; sie waren wohl bis zu den sonnigen Ufern der blauen Adria geflogen und kamen nun nach getaner Arbeit, nach schwerem Dienst spät zu dem im Raškatale liegenden Flughafen zurück. Ihnen ist ja die Welt nur eine Handspanne breit. Sie sind wie die Adler, denen die freie Gotteswelt das Luftmeer ist, das sie beherrschen. —

Als ich heimging, traf ich die Scharwache schon unterwegs, die für die Nachtordnung zu sorgen hatte. Acht Türken waren es, mit alten Gewehren bewaffnet, von einem deutschen Soldaten geführt. Langsam marschierten sie durch die abenddunkle, stille Stadt; denn um der Bürgerschaft das Vertrauen der deutschen Behörden klarzumachen, wurde Männern aus ihrer Mitte der Wächterdienst übertragen.

Am nächsten Morgen trat auch ich dann mit einem Gefährten den Rückmarsch an. Es galt, denselben Weg einzuschlagen, den wir gekommen waren: an den Kulen und Karaulen vorüber, durch das Tal der Raška und in die Schluchtenge des Ibar hinein, über die Pässe nach Kraljevo; denn auf der Straße nach Kuršumlje war es wegen des Winterwetters nicht möglich, voranzukommen. Auf zwei landesüblichen Wagen war das Gepäck verteilt worden, und wir kamen noch am ersten Tage bis über Raška hinaus. Diese Straße hatte jetzt für uns weitaus mehr Geschichte. Nun wußten wir, daß sie ein Werk der Türken war, der Türken des Sandschaks Novipazar, die es

unter dem Druck der serbischen Herrschaft in Fronarbeit fertiggestellt hatten. Viel Leid und Not hat es in der Zeit des Baues gegeben; denn rücksichtslos trieben die Serben zum Bau der Straße, durch die das an König Peters Reich gefallene Land erst erschlossen wurde.

Es war schon dunkel, als wir Raška passierten. Da wir aber den Befehl hatten, so schnell wie möglich nach Kraljevo zu kommen, wurden die Pferde angetrieben. Ohne Rast ging es weiter. Scharf pfiff der Wind über die in breiter Mulde zwischen den Felsmassiven laufende Straße. Es schneite, und die Fahrer hatten zusammen mit den Burschen schon hier ihre Not, die abgetriebenen Tiere vorwärtszubringen. In der zehnten Abendstunde erreichten wir Belastena. Kolonnen lagerten auf der Straße. Die Pferde standen wieder hinter aufgehangenen Zeltbahnen im Schutze der Wagen, die Lagerfeuer flammten rot durch die Nacht. Infanteristen, Artilleristen, ungarische Kolonnenfahrer, alles durcheinandergewürfelt umhockte die Brände. Bergan lag die Ortschaft. Dort hinauf stiegen wir über das gefrorene Ackerland. Es war ein mühevolles Gehen; denn scharf und zackig war der vorher aufgeweichte, aufgefahrene, jetzt zu Eis erstarrte Boden. Das serbische Dorf lag wie ausgestorben. Nur ein Bergbach ließ seine Wasser sprudeln, ließ die mitgeführten Eisschollen klingen und klirren. Die Hütten waren von innen verrammelt. Klopfte man an, so fuhren erschreckte Stimmen darin auf; denn es war alles über und über mit Mannschaften belegt. Wieder einmal das Quartiersuchen in dunkler Nacht. Doch wir hatten Glück; denn schließlich kam eine Hütte, in der der Vorraum frei war.

Bald war in der Mitte des rauchschwarzen Raumes auf dem Feuerplatze ein kleiner Brand in Gang gebracht. Die Flammen erhellten und wärmten, so daß wir froh waren, ein Dach über dem Kopf zu haben, so schmutzig es auch war. Kurz nach uns kamen noch zwei Mann in die Hütte, und so lagen wir denn bald zu vieren rund um das Feuer auf der Erde, während im Raume nebenan serbische Bauern, Flüchtlinge, in wüstem Durcheinander auf den Dielen lagen. Etwas Merkwürdiges passierte. Als wir es uns gerade häuslich gemacht hatten, kroch ein altes Weib durch die Tür des Nebenraumes. Sie schob sich schnell zum Feuer, blickte sich scheu um, schlug

ein Kreuz darüber, warf trockene Kräuter hinein, die aufflammten, und verschwand. Die beschworne Flamme hatte die Alte gebannt. Es wäre aber besser gewesen, sie hätte ihre schwarzen Künste auf das Ungeziefer des Hauses angewandt, auf die riesengroßen Schaben vor allem, die sich bald in dicken Schwärmen krabbelnd an der Decke bewegten, dort, wo sich die Wärme der Flammen sammelte. Ich zog den Mantel über den Kopf; denn sie fielen dick, klatschend, ekelerzeugend wie Hagelkörner auf die Diele nieder.

In der fünften Stunde brachen wir am nächsten Morgen auf; denn ein langer Marsch lag vor uns. Über die Pässe sollte es gehen, über die Serpentinenstraße zwischen Biljanovac und Progorelica. Immer kälter wurde es, während wir marschierten. Herrlich lag die Bergwelt wieder in der weiten Runde. Gewaltig und schroff stiegen die Höhen an, brachen die Felsmassen nach dem Tal zu ab. Mühevoll arbeiteten sich die Trosse auf der Straße voran, und all das Elend trat uns wieder vor die Augen, das wir meinten schon genügend kennen gelernt zu haben. Mittags erreichten wir Ušće. Flüchtlinge, serbische Gefangene, noch immer drängten sie zwischen unsern Wagenzügen dahin. Oft machte es den Eindruck, als ob sich die Bergmassen an der Straße öffneten, um plötzlich aus schmalen Schluchten Hunderte von Menschen wie aus dunkler Verborgenheit freizugeben und der Not der Straße zu überantworten. Es waren das versprengte serbische Truppenteile, die sich auf entlegene Bergpfade geflüchtet hatten, und die nun, vom Hunger und der strengen Kälte gezwungen, die Hauptstraßen aufsuchten, um nicht in der Bergwildnis elend zu verkommen.

Lange nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Polumir, das alte Lagergasthaus an der Ibarstraße. Alle Räume waren schon doppelt und dreifach überfüllt, zumal die große Herbergstube nicht belegt werden durfte, da sie vom Roten Kreuz für einen in der Nacht zu erwartenden Verwundetentransport freigehalten wurde. So lag denn alles, was an Mannschaften, an Kolonnentruppen auf Polumir zuströmte, wieder in der Winternacht in den Wagen oder unter freiem Himmel.

Doppelt empfindlich machte sich aber die Nacht bemerkbar; denn durch einen Wetterumschlag brachte sie plötzlich fein herniederrieselnden Regen, um darauf wieder einen noch stärkeren Frost folgen zu lassen.

Alles überzog sich mit einer blanken Eiskruste. Die Wege wurden spiegelglatt, so daß die am Morgen erwachenden Mannschaften, halb erstarrt wie sie waren, über die Straße purzelten und die steif-gefrorenen Pferde sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochten. Vor und hinter Polumir, kilometerweit die Straße auf und ab, standen die rastenden Kolonnen, lange Wagenzüge, und zwischendurch Tragtierabteilungen. Und nun, da in der Frühe alles zu neuem Marsche aufbrechen sollte, stockte alles; denn die Straße duldete es nicht, daß sich irgend etwas auf ihr bewegte.

48 Kilometer waren noch bis nach Kraljevo zurückzulegen. Und diesen starken Marsch sollten wir im Laufe dieses Tages bewältigen. Mit klapprigen Wagen und abgetriebenen Pferden, mit hungrigen Kutschern wäre das an sich schon auf normaler Straße eine gute Marschleistung geworden. Doch es gab keine Erwägungen, ob das Ziel erreichbar oder nicht erreichbar sei, sondern nur den Willen, gegen alle Hindernisse anzugehen, ihrer Herr zu werden und die Straße zu meistern. Schon um 4 Uhr früh waren wir auf den Beinen. Die Fahrer waren vollbeschäftigt. Alles schrie nach Stollen für die Pferde, da die Tiere bei der geringsten Bewegung wie die Fliegen fielen. Um die Wagenräder hatten sich dicke Eiskränze gelegt, die Achsen mußten freigeschlagen werden, und die serbischen Gefangenen, die auch schon wieder ihre Wanderung angetreten hatten, mußten überall mit Hand anlegen, um die Fahrzeuge flottzumachen oder, als sie endlich langsam, mühevoll in Gang kamen, zur Erleichterung der Pferde an den Steigungen der Straße mit bergan zu schieben. Das ganze Ibartal hallte wider vom Brüllen der Fahrer, vom Schreien, Schelten und vom Fluchen. Jeder suchte sich durchzusetzen; denn nur so war es möglich, freie Fahrt zu bekommen, und wo sich eine Lücke auf der Straße bot, wollten zehn Gefährte zu gleicher Zeit hinein.

Wie eine riesige, gewaltig in sich bewegte Masse schob sich dieser große Heerestroß qualvoll auf dem Eise voran. Und immer schlimmer wurde der Weg; denn da der Frost fortdauerte und das Bergland aus Tausenden von Bächen, aus Schluchten und Klammen seine Wasser niedersprudeln ließ, gewann das Eis an Mächtigkeit, so daß die Wagenräder es nicht mehr zerdrücken und die aufsteigende Sonne es nicht

mehr weich machen konnte. Es ist dieser Weg, dieser Rückmarsch durch das Ibartal das Furchtbarste gewesen, was ich während des ganzen serbischen Feldzuges erlebte. An allen Straßen, über die wir gezogen sind, lagen die niedergebrochenen Pferde wie Meilensteine. Die Tage fingen mit dem Knallen der Revolver an, sie endeten damit, wenn wir schon im Quartier lagen oder auf dem Parkplatz rasteten. Was aber diese Straße an Opfern kostete, ist so groß, daß es sich nur schlecht in Worte fassen läßt. Zu Dutzenden blieben die gespannlos gewordenen Wagen stehen, da man sie nicht weiterbringen konnte. Der Felshang neben dem Fluß war bedeckt mit toten, aufgedunsenen Pferdeleibern, mit den Kadavern erschossener Zugstiere. Jetzt glichen sie Eisblöcken. Doch an was gewöhnt sich das Auge nicht, wenn ihm immer dieselben grausigen Bilder in endloser Folge geboten werden.

Schritt für Schritt war der Marsch an diesem Tage ein Ringen um das Vorwärtskommen. Durch vereiste Bäche ging es hindurch, die brausend, ohne Brücken, über die Straße stürzten. Bizarr türmten sich die Eisschollen als leuchtende Gebilde um das grünlich schimmernde Gestein des Ibartales. Den Tieren vereisten die Füße, so daß man ihnen Säcke herumbinden mußte, als die Stollen nichts mehr nutzten. Die Fahrer hatten Eiszapfen an den Bärten. Sie schrien die Pferde an, die sich nur zitternd nach vorn in das Riemenzeug legten; sie fühlten die Schwere ihres Verlangens, und doch, was konnten sie tun, es gab ja nur eines: sie mußten voran.

Mit Grausen werden wir durch alle Zeit an diesen furchtbaren Marschtag denken; denn das allein waren nicht die Bilder, die er bot. Inmitten des sich schiebenden, drängenden Zuges krochen die serbischen Heeresreste, die Gefangenen, dahin. Menschen mit erfrorenen Gliedern. Und von Stunde zu Stunde sah man irgendeinen der Ärmsten wehklagend zusammenbrechen. Schon am Morgen, gleich nach dem Antritt des Marsches, fanden wir erfrorene Männer am Wege und bei den halb erloschenen Feuern liegen. Eisüberkrustet, halb zugedeckt mit Treibschnee, lagen sie in den Felsennischen. Ermüdet, hungermatt, wollten sie wohl rasten, da packte sie der Tod an, und der grausige Würger wurde ihnen Erlöser. Wer konnte helfen? Niemand, und so blieb liegen, was da fiel. Und vieles davon verdarb. So weit

ging es, daß nicht einmal die eigenen Stammesbrüder mehr Hand anlegen konnten. Die Serben blickten fort, es mühte sich jeder, die Straße voranzukommen.

Und noch eines der grausigen, oft sich wiederholenden Bilder. Inmitten der Kolonne fällt ein Zugtier, ein Stier. Der Revolver knallt. Drei kurze Schüsse. Schnell, die Qual ist aus. Kräftige Hände packen zu, zerren das gefallene Tier von der Straße, ziehen es an den Abgrund, der den stürzenden Leib aufnimmt. Doch das haben die Serben gesehen. Über Geröll und Eis finden sie einen Weg zu dem Tier. Gierig stürzen sie sich darüber her. Im Nu ist der Körper zerrissen und ausgeweidet. Das Blut läuft ihnen von den Händen, und dann packen sie die Stücke auf und schleppen sie davon. Sie tragen sie den ganzen Tag durch, bis sie zum Abend irgendwo im Karst aus welken Blättern, aus Reisig und Astwerk ihr Lagerfeuer machen, um das sie niederhocken und die Beute verteilen... Das Kriegselend, der Hunger, die Not unsagbar schwerer Zeit hatte aus Menschen Geschöpfe werden lassen, in denen nur noch tierhafte Instinkte lebendig waren.

Gegen Abend war es, als wir uns mühsam über die Serpentinen des Lakat, über die letzte Paßhöhe schleppten, und dann kam die Talwanderung über Konarevo nach Kraljevo. Wie zerschlagen kamen wir in die Stadt. Aber wir erreichten sie. Und im eigenen Erleben dieses Tages spiegelte sich, was auch die andern durchgemacht hatten. Es war, als ob das serbische Land noch einmal alles zusammengerafft hatte, was es an Schwerem für unsere Truppen bereithielt: Hemmungen über Hemmungen, die aber ihr eiserner Wille stets von neuem überwand.

Schon einer der nächsten Berichte des Großen Hauptquartiers meldete dann den siegreichen Abschluß des serbischen Feldzuges. Reiche Beute hatte unser Heer gemacht: 150000 Gefangene und 500 Geschütze. Schwer errungen, zäh erkämpft war alles gegen einen Feind, der sich, wo er auch angegriffen wurde, in der klaren Erkenntnis seiner verzweifelten Lage mit wilder Entschlossenheit wehrte, und der ein achtbarer Gegner gewesen ist. Nur durch aufopfernde Pflichterfüllung jedes einzelnen Mannes war es der Balkanarmee möglich gewesen, diesen Preis zu erringen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

